Von den Singvögeln Europas



Von den Singvögeln Europas

Lebensbilder aus der Tierwelt Europas

Herausgegeben von Hermann Meerwarth und Karl Soffel. Zweite, umgearbeitete Ausgabe bearbeitet von Karl Soffel.

Vögel Europas

Vier Bände mit 550 photographischen Abbildungen freilebender Tiere

Erster Band

Vierte Auflage

R. Voigtländers Verlag in Leipzig

Von den Singvögeln Europas

63 Tiergeschichten von Martin Braeß, Hermann Löns, M. Merk-Buchberg, Else und Karl Soffel.

Herausgegeben von Karl Soffel

Mit 193 photographischen Abbildungen meist freilebender Vögel auf 96 Tafeln

R. Voigtländers Verlag in Leipzig

Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co.
in Altenburg auf holzfreiem Papier

2864

Inhaltsübersicht.

Seite

Drosseln / Von Karl Soffel

Unaufhörlich prasselt der Regen gegen die Scheiben der Postkutsche. Bei der undurchdringlichen Finsternis der kalten Oktobernacht, den schlechten ausgefahrenen Heidewegen ist es dem einzigen Fahrgast ebenso recht wie dem Schwager, daß vor der Station einmal gehalten werden kann beim alten Einkehrhaus, aus dessen kleinen Fenstern erlösend freundlicher Lichtschein dringt. Nach langer Fahrt einen Schluck zu tun und die verklammten Hände zu wärmen.

Drinnen ist's mollig warm und gemütlich. Mächtige Scheite prasseln und knattern im uralten Ofen; eine kleine Lampe rußt und schwelt und wirft übergroße Schatten an Wände und Decke. Im Raum ist es helldunkel, es braucht Zeit, um Menschen und Dinge auseinander halten zu können. Langsam, unendlich langsam kommt beim Glase Grog ein Gespräch zustande mit den Wirtsleuten; das heißt, auf Frage und Geplauder des späten Gastes lösen sich träge, fast widerwillig, Antwort und Gegenrede los, die von hinten aus der dunklen Ofenecke kommen.

Dort sitzt der grauhaarige Wirt und sein Ältester; die haben einen ganzen Berg geschnittener Weidenruten vor sich und hantieren mit gemessener Ruhe. Die Ruten biegen sie zu Triangeln, dann machen sie Schlingen in einer Ecke fest und probieren mit dickem Finger, ob sie leicht und fest zuziehen werden. Ein schweres Stück Arbeit, das den steifen, groben Händen nur mühsam vonstatten geht. Ein Haufen fertiger Dohnen liegt schon auf dem Estrich, und eine Menge soll noch dazu. Die beiden sputen sich; denn schon hat der Drosselzug eingesetzt, und da gibt's Geld zu verdienen, und für die eigene Pfanne einen seltenen Braten.

Der Gast, der seine Zeche bezahlt und wieder in den fröstlichen Wagen steigt, hat Zeit bis zur Station, darüber nachzudenken, wie es wohl zu rechtfertigen ist, daß seine Landsleute sich über den Vogelmord der Südländer ereifern können, wenn sie im eigenen Lande auf diese Weise hausen.

Wenig Tage später hätte er Gelegenheit gehabt, noch mehr Betrachtungen in dem Heidwald, den er in später Nacht durchfahren, anzustellen.

Doch das sollte ihm erspart bleiben.

* * *

Grau und unlustig ist die Welt geworden. Seit Tagen gab's keinen Sonnenblick; seit Tagen jagen sich die Wolken unstet in allen Schattierungen des Grau am Himmel. Feiner Regen geht immerzu nieder, und die Luft ist naß und kalt. Wer nicht anders muß, bleibt daheim. Am Horizont ein

schmaler lichtgraugelber Streif — eine schwache Hoffnung auf Sonne und Farbe. Aber bei der Hoffnung bleibt's.

Die längst verblühte Heide steht schwarz und tot in der nebligen Luft; die starren Wacholder helfen dem müden Bild nicht auf, und nicht die dunklen Föhren, an deren Stämmen sich schwarze Wasserrinnen zeichnen. Mißfarbig und schlapp hängt das Brombeerlaub zwischen den Zweigen, und der Adlerfarn, der hier im Sommer in üppiger, stolzer Wildnis gestanden, ist kläglich zusammengeknickt. Durch den Nebel dringt Krähenschrei; feiner Moderduft steigt aus dem dunklen Boden.

Wer mag noch an Frühling und Sonne glauben —

Drinnen im Gehölz lauert der Tod. Auf müde, hungrige Nordlandsvögel hat er es abgesehen. Mit roten Beeren lockt er sie in die Schlingen, die sie nicht sehen.

Überall in den Zweigen hängen Weidentriangeln, überall leuchten pralle rote Ebereschbeeren daneben — die einzige Farbe im tonlosen Grau. Und während still und stetig der Regen niedergeht, und die Tropfen schwer von den Zweigen fallen, mehren sich die kleinen Leichen, die in den Schlingen enden —

Da ein Rotkehlchen, das seinen Fürwitz mit dem Leben büßen mußte — es wollte ja gar nicht fressen — nur sehen — Ein Gimpel dort, schon wird sein rotes Brustgefieder schwarz im Regen. In der Jungeiche ein paar Singdrosseln. Eine quält sich noch mit Füßeschnellen und Flügelschlagen. Eine Zeitlang, dann macht sie sich lang. Dicht beisammen hängen ein paar große Vögel mit grauen Köpfen und schön betropfter Brust — Wacholderdrosseln, die nordischem Schnee und nordischem Frost entkommen wollten und gereist sind, um hier elend zu verderben.

Am Rand der Holzung, im Astwerk der triefenden Birken zappelt in jeder Dohne ein kleines Leben. Weinrote Brustfedern leuchten auf, während die Vögel in Todesangst flattern. Die Rotdrosseln waren zu vielen eingefallen bei den roten Beeren. Sie, die aus stillen, nordischen Wäldern kamen, hatten keinen Argwohn und setzten sich dreist auf die Zweige, von denen aus sich's so gut zu schmausen schien. Ein dichter Haufen war's, der war die ganze Nacht gereist, hatte unterwegs einen Trupp Wacholdervögel aufgenommen und fiel im Morgengrauen, müde und hungrig, im Gehölz mit den lockenden Beeren ein. Wenige entgingen ihrem ruhmlosen Tod. Oft hingen sie zu zweit in einer Dohne.

Die Misteldrosseln, die sich schon tagelang in den Feldhölzern umhergetrieben und immer noch gute Erdmast fanden, waren glücklicher. Die fielen einzeln und zu mehreren in die alten Birken ein, die über und über mit Misteln überwuchert waren. Da ließen sie sich die hellen Beeren schmecken und dachten gar nicht daran, nach den roten zu gehen. Die Wein- und Singdrosseln, die ankamen, wurden mit wütendem Schnarren verjagt, und so blieben die großen Vögel Herren der Situation. Auf Laub- und Nadelholz gab es reichlich Misteln, und da Misteln ihre Lieblingsspeise waren, so kam es, daß nur wenige der scheuen Vögel ihr Leben in den tückischen

Schlingen ließen. Als sie abzogen, hatten sie das ihre getan, so daß es auch künftighin genug Misteln und Mistelbeeren im Holze geben wird. Mit ihrem reichlichen Unrat, der alle unverdauten Kerne einschloß, hatten sie überall im Gezweige den Grundstock zu neuen Sträuchern gelegt. Dort, schön an die neue Wirtspflanze angeklebt, konnten die Samen gedeihen und dafür sorgen, daß zur Herbstzeit die großen Vögel wieder leckeres Futter finden.

* * *

Als nächsten Tages der alte Klas durch den nebligen, triefenden Wald ging, um die kleinen Leichen in seinen Kartoffelsack zu sammeln, auch da und dort einem noch zappelnden Vogel mit derbem Daumen die Hirnschale einzudrücken, fand er fast alle Dohnen voll. Zwei Partien machte er. Die großen, dunkel betropften Vögel, die wohl Krammetsvögel sein mochten, tat er extra und schickte sie in die Stadt, wo in den Schaufenstern feiner Delikateßgeschäfte auf Tannengrün, zwischen Hummern, Freiberger Brezeln, Beluga-Kaviar und anderer Feinkost aller Art, die gemordeten Wacholder-, Wein- und Mistdrosseln, vor allem aber Singdrosseln zum Verkauf auslagen. Hundert Gramm wiegende Bissen zu Luxuspreisen —

Das Kleinzeug aber, auf das es nicht abgesehen war, wanderte in den eigenen Topf. Das waren die Dompfaffen, Rotkehlchen, eine Amsel, die einen weißen Halsring hatte, und allerlei anderes Gevögel, das er nicht kannte.

Bis vor wenig Jahren wurde allherbstlich in dieser Weise unter eignen und nordischen Vögeln gewütet. Jetzt verbietet — endlich — ein Reichsgesetz den Dohnenfang überhaupt. Nur die Wacholderdrossel (T. pilaris L.) darf noch geschossen werden.

Welchen Umfang dieser Vogelmord noch vor wenig Jahren in Deutschland hatte, mögen einige wenige Zahlen zeigen: In Preußen wurden jährlich ca. 1 100 000 sogenannte „Krammetsvögel" gefangen, wovon wahrscheinlich über die Hälfte Singdrosseln gewesen waren. Die Zahl der in den Dohnen nutzlos ums Leben gekommenen Kleinvögel betrug gegen 44 000, darunter 27 000 Rotkehlchen (Braeß, Jahrbuch). In der Oberförsterei Heimbach zu Gemund wurden in den Jahren 1887—1896 44 593 „Krammetsvögel" gefangen, darunter 25 298 Singdrosseln (H. v. Berlepsch). Im Forstrevier Walkenried a. H. wurden von 1834 bis 1866 23 241 Vögel gefangen. Darunter befanden sich Weindrosseln (T. musicus) 11 155 Stück, Singdrosseln (T. philomelos) 8413 Stück, Wacholderdrosseln (T. pilaris) 350 Stück, Schwarzdrosseln (T. merula) 210 Stück, Misteldrosseln (T. viscivorus) 35 Stück, Ringdrosseln (T. torquatus) 8 Stück. 584 waren kleinere Vögel (namentlich Dompfaffen); 2481 waren in den Dohnen ausgefressen und daher wertlos. (R. Blasius.)

* * *

Ein lichter, nordischer Frühlingstag liegt über lichten, stillen Wäldern. Aus Birkendickungen, Wacholderparks, aus Weidengebüsch und struppigem Knieholz, das sich die Hänge hinaufzieht, schackern und zwitschern Wacholderdrosseln. Der Sang von Rotdrosseln mischt sich darein und das laute Flöten der Misteldrossel.

Hier ist das Reich der Drosseln. Im Frühling und im Sommer finden sie in der wuchernden Heide, in den endlosen Buschwäldern eine Fülle von Käfern, Schnecken und Räupchen und anderem Krabbelzeug, holen sie sich aus den verstreuten Brüchen und moorigen Stellen die fetten Würmer und

Larven. Hier ist gute Zeit im Sommer, und gute Zeit im Herbst, wenn all' die Beeren reifen, die niemand pflückt. Die Heidel-, Preisel-, Wacholder- und Rauschbeeren, die ihnen die Heimat in unschätzbarer Menge bietet.

Dicht an dicht — fast jede Birke trägt ein Nest — haben die Weibchen der Wacholderdrossel gebaut. Einige Meter hoch im Gezweig, oft auch zu mehreren in einem Baum, oder auch dicht über dem Boden im Kraut. Reiser wurden herbeigetragen, Halme wurden verflochten, Lehmklümpchen und Erde angeschleppt und festgedrückt. Das gab einen tüchtigen, festen Bau, der innen dann noch mit feinen Gräsern und Moos ausgelegt wurde.

Nun sitzen die Weibchen ruhig und behaglich auf ihrem grünen, braun gemarmelten Gelege, schauen über den Nestrand, schnappen gelegentlich eine Fliege weg, die ihnen zu nahe kommt, und vertreiben sich die Zeit so gut wie möglich. Die Männchen schackern im Unterwuchs, flattern durch die Büsche, schwingen sich in die Wipfel der Zwergbirken ein und singen ihr kunstloses Lied.

Drunten, wo auf weite Strecken das Torfmoos stichgrün leuchtet, wo Seggen, Binsen, Wollgras den feuchten Grund künden und die Moltebeere wuchert, sind die Rotdrosseln in der Mehrzahl. Ihre Nester stehen im Erlengestrüpp, in halbmannshohen Stämmchen, andere in verrotteten Simsenpolstern, wieder andere auf der nackten Erde. Und auch hier ist das gleiche geschäftig-häusliche Treiben. Auch hier fröhliches Singen.

Von drüben aus dem dunkeln Nadelgehölz trägt der Wind melodisch kräftiges Flöten und Rufen herüber. Damit kann sich Wacholder- und Weindrosselkunst nicht messen. Der Sänger bleibt unsichtbar und mischt sich nur selten unter die Gesellschaft der anderen. Die Misteldrossel liebt Einsamkeit, liebt den Dämmer des Hochwaldes, der sie und ihr Treiben neugierigen Blicken entzieht. Sie lebt für sich, stets auf dem Kriegsfuß mit ihresgleichen und Verwandten. Ein unwirscher Patron, futterneidisch und zänkisch, gar da, wo es Beeren gibt. Die anderen Drosseln wissen das gut und meiden gern die Plätze, wo jene großen schmausen.

Sie haben auch keine Zeit zu Streitigkeiten. In vielen Nestern heben schon kleine dickbäuchige Wesen unförmige Köpfe wackelnd zum Licht und verlangen mit dünnen Stimmchen nach Atzung.

Da heißt es fleißig hin und wieder fliegen und trachten, für sich und die Seinen genug zu kriegen von dem kleinen Unzeug, was auf sechs, acht und mehr Beinen läuft, oder ohne Beine sich vorwärts schiebt und ringelt.

In Büschen und Bäumen, unter Geröll und totem Holz — überall zetert, pfeift, schackert und zwitschert es von Jungvögeln und Alten. Haben doch fast alle Drosselmütter ihre fünf, sechs, ja manchmal sieben Sprößlinge im Nest. Der ganze Hang ist eine große Kinderstube.

Manchmal wird der Friede gestört, wenn die Kornweih über dem Tal erscheint, um sich eine Jungdrossel für ihre Gierhälse im Horste zu greifen.

Da zetert das Drosselvolk nicht wenig. Voran die Wacholdervögel alarmieren mit gellem, lautem „schaschahschäck" und fliegen gemeinsam in die Höhe, um von oben her gegen den Räuber zu hassen. Kein Scheingefecht

wird da geliefert — die großen Federn, die ruhig in der stillen Luft niedertanzen und dann auf den Spitzen des Heidkrauts hängenbleiben, sprechen deutlich von manchem blitzschnell geführten Angriff und manchem gut sitzenden Schnabelhieb. Oft zog der Raubvogel unverrichteter Sache ab, und auch der Krähe und der Elster, den Eierdieben, ging's nicht besser. War der Feind außer Sehweite, dann legte sich der wilde Lärm, und die mutigen Vögel gingen wieder ihren Geschäften nach. Bald sang es wieder aus Büschen und heimlichem Dickicht.

So ging's am grünen Hange zu. Lustig und laut. Einige hundert Meter höher, auf der einsamen Geröllhalde, unter spärlichem Pflanzenwuchs trieben noch andere Drosseln ihr Wesen. Die kamen nur selten in die grüne Region herunter, verhielten sich still und entzogen sich gern jedem unbefugten Blick.

Sie sahen aus wie ihre Verwandten, die Stadtamseln, die es nicht verschmähten, unter Menschen zu wohnen und winters sich von ihnen durchfüttern zu lassen. Schön schwarz waren sie, nur am Vorderhals mit einem leuchtend weißen Halsband geziert, und ihre Flügel waren länger. Über Geröllblöcke, über totes Holz und niederliegendes Krummholz hüpfen sie in weiten Sprüngen, zucken mit Flügeln und Schwanz, ganz nur ihrer eifrigen Kerbtierjagd lebend. Rastlos pickt der Schnabel da, stochert dort, fördert hier etwas Genießbares zutage und legt daneben den fetten Bissen bloß. Der Laufkäfer, der einen kleinen Wurm mit seinen Zangen bearbeitet, kommt nicht zu Rand mit seinem Geschäft — Käfer und Wurm verschwinden im Rachen der Drossel. Ein Tausendfuß gleich hinterdrein und die Puppe eines Falters. Fliegen und Mücken werden vom Halm genommen, dann rasch der Schnellkäfer erbeutet, den seine Künste nicht retten konnten vor dem Gefressenwerden. Ein Stück talwärts fliegt der Vogel, schnappt die dicke Spinne aus dem Nest, hüpft den schmalen Steig entlang, auf dem er so oft den Mist von Kühen und Schafen gefunden, der reichlich köstliche Atzung barg. Dungkäfer wühlten zu Dutzenden darin, schillernde Mistkäfer krabbelten darauf, vor allen aber gab's Massen von weichen, speckigen Kotfliegenlarven und -puppen. Das war das Richtige, und im Eifer fraß der Vogel so gierig, daß er manches Stückchen Mist mit verschlang und wohl auch später seinen Kindern verfütterte.

Der Juni ging zur Neige. Die großen, schönen Nester der Ringamseln standen schon leer; die Jungen, die noch kein Halsschild besaßen, waren bald so weit, sich ohne Hilfe der Eltern durchzuschlagen. Hier in der kahlen Felseinsamkeit, in der sie nur die Gesellschaft von ihresgleichen und die des Wasserpiepers kannten, erwarben sie ihr heimliches Wesen und ihre Scheu vor dem lauten Treiben des Tals. Lange, bevor die anderen Drosseln unten am Hang an Strich und Wegzug dachten, mitten noch im Herbstmonat verließen sie ihre rauhe nordische Heimat und wanderten einzeln oder zu mehreren langsam südwärts. Machten in lichten Wäldern Ruhepausen, suchten nach Beeren und Erdmast, fingen sich auch wohl einzeln in Schlingen und kamen lange vor Eis und Schnee nach südlichen Küsten und Gebirgen, wo sie ebenso still und heimlich ihr Winterleben lebten.

Singdrosseln schlossen sich an, die Mistel- und Rotdrosseln wurden unruhig und zogen aus der Gegend fort, und auch die Schwärme von Wacholdervögeln litt es nicht mehr an ihrem Hang. Den ganzen Oktober zogen sie; ja einzelne, die noch mehr nordwärts gebrütet hatten, kamen noch im November durch. Die Pieper waren auch von ihren Plätzen verschwunden, und die Weihe war schon lange nicht mehr über dem Tal erschienen.

Stille liegt auf Wald und Tal, wie der Nebel über welkem Busch und Kraut. Die kurze Blüte ist verrauscht. Birke und Wacholder, die ganze Umwelt ist in Dämmer gehüllt, in monatelangen Schlaf. Erst wenn der Birkenzeisig seinem Heimatsbaum wieder zufliegt, der Bergfink wiederkehrt und der Seidenschwanz im Moorwald seinem Weibchen flötet, wird ein neuer Tag. Und mit den andern allen sind dann auch die Drosseln wieder da, die nichts im Süden hält; denn sie gehören dahin, wo der Sommer kurz und der Winter lang ist, und auf krüppeliger, flechtenbewachsener Birke ihre Wiege stand.

Zur Systematik: In Europa (auch Deutschland) sind folgende Drosseln Brutvögel: Misteldrossel, Turdus viscivorus (Länge 26,3 cm), Singdrossel, T. philomelos (Länge 22 cm), Rotdrossel, T. musicus (Länge 22 cm), Wacholderdrossel, T. pilaris (Länge 26 cm), Ringamsel, T. torquatus (Länge bis 27,5 cm) und Alpenamsel, T. torquatus alpestris, Amsel, T. merula (Länge 24 cm). Außer unserer Amsel und der Ringdrossel (sowie Alpenamsel), die ein mehr oder minder einfarbiges dunkles Habit tragen, sind diese großen Vögel leicht an der betropften hellen Unterseite zu erkennen. Die Misteldrossel besitzt weiße, die Singdrossel blaßgelbe, die Rotdrossel rotbraune untere Flügeldecken. Die Wacholderdrossel ist durch aschblauen Oberkopf, Ohrgegend, Nacken und Bürzel gut gekennzeichnet. Ein breiter, heller Augenbrauenstreif unterscheidet die Rotdrossel auf größere Entfernung von der Singdrossel.

Nicht allzuselten werden auf dem Zug sibirische und ostasiatische Drosseln zu uns verschlagen. So die Rotschwanzdrossel (T. naumanni), Rostflügeldrossel (T. fuscatus), Rothalsdrossel (T. ruficollis), Schwarzkehldrossel (T. ruficollis atrogularis), Dunkeldrossel (T. obscurus), Blaßdrossel (T. pallidus), Buntdrossel (T. dauma), Sibirische Drossel (T. sibiricus), Weichfederdrossel (T. mollissimus).

Auch Nordamerikaner haben sich schon zu uns verirrt: T. ustulatus swainsonii, T. aliciae, T. guttata pallasii, T. migratorius.

Die Unterfamilie der Drosseln (Turdinae) ist fast über die ganze Erde verbreitet und umfaßt — in verschiedenen Gattungen untergebracht — etwa 250 Arten. Die Drosseln bauen offene Nester und legen meist blaue, bräunlich gefleckte Eier. Soffel.

Die Singdrossel / Von Martin Braeß

Es scheint, als sei der Wald selbst der Lehrmeister der Singdrossel gewesen. So voll und abgerundet sind ihre einzelnen Strophen; tiefschattig wie das dichte Blätterdach der Baumkronen, weich und sanft, der Moosdecke gleich, die den Schritt des Wanderers dämpft. Aber jetzt wieder, horch! hellauf glitzert die trillernde Strophe, wie der goldene Sonnenstrahl, der über der Lichtung zittert. In toller Hast jagen sich nun die Töne, als gelte es einen Wettlauf mit den Wasserwirbeln des Wildbachs in der Talschlucht oder mit den Schlaglichtern, die von den schwankenden Baumwipfeln bald hierhin, bald dorthin geworfen werden. Leidenschaftliche Erregtheit, ungestüme Lust, überfroh und überlaut, das ist der Charakter des Gesangs. Magst du am stillen Abend, wenn nur noch die höchsten Wipfel der Föhren ins purpurne Licht eingetaucht sind, oder bei glänzendem Sonnenschein im taufrischen Morgen dem Reichtum der Melodien lauschen, magst du die weithinschallenden Rufe vernehmen, wenn der Wald ins weißliche Grau wallender Nebel gehüllt ist und Tropfen auf Tropfen herabrinnt, um sich leise im schwellenden Moospolster zu verkriechen, oder wenn der Frühlingssturm durch den Forst braust, daß jeder andere Sänger, selbst der kecke Buchfink,verstummt: der Singdrossel Ruf, so freudig und hell, er wird einen Widerhall in der Brust eines jeden finden, der es gelernt hat, mit Ohr und Herz den tausendfältigen Stimmen der Mutter Natur zu lauschen.

Man hat das Lied der Singdrossel oft mit dem ihrer goldschnäbligen Base, der Amsel, verglichen. Welches ist schöner? Müßige Frage; der Charakter der beiden Gesänge ist grundverschieden. Gemessen, sanft und gezogen, abgerundet die tiefen melodischen Töne, so schallt das Amsellied durch den Frühlingswald, durch den lenzfrohen Garten und Park. Ernst spricht aus den getragenen Strophen, weihevolle Würde, dazu innige Sehnsucht und ruhige, stille Freude. Der Drosselgesang dagegen besteht aus kurzen Motiven, die fast regelmäßig zwei-, drei- oder viermal wiederholt werden; in der Klangfarbe und Stärke der Stimme wie in der Tonhöhe sind sie außerordentlich verschieden, und wenn auch dieselben Tongruppen, von denen sich die meisten leicht in Noten wiedergeben lassen — so fein sind ihre Intervalle — immer wiederkehren: die Verbindung und Aufeinanderfolge ist doch so abwechslungsreich, oft geradezu überraschend, daß der Gesang einer guten Singdrossel dem Hörer stets neue Bewunderung entlockt. Mag auch die Amsel das vollere, klangschönere Organ besitzen, und mag ihr Gesang an tiefen, melodischen Tönen von der Singdrossel nicht erreicht werden, in der geschickten Verbindung der verschiedenartigsten Strophen, im Erfinden neuer Tongruppen ist die Drossel die Meisterin.

Der Land- und Forstmann, der die Stimmen der Natur gern so auffaßt, als seien sie an ihn gerichtet, legt den Drosselstrophen, von denen sich die auffallendsten etwa durch die Silben tratü, trati, tirtirtirtir wiedergeben lassen, die Worte unter: „David, David, drei Nösel für eine Kanne" oder „Prosit, prosit, Lotterhans, Kuhdieb, Kuhdieb!" oder auch „Dürre Ficht', dürre Ficht', du Jäger, du Jäger, hack sie ab, hack sie ab!"

Während des Gesanges sitzt das Männchen gewöhnlich auf dem obersten Wipfel hoher Bäume, etwas geduckt in der Haltung und die Flügel nachlässig gesenkt. Weit reißt es den Schnabel auf, daß die hellen Töne von der Höhe herab fernhin schallen über die waldbedeckte Ebene oder von einer Talwand zur andern. Es liegt etwas Herausforderndes in diesen hastig ausgestoßenen Rufen, so daß es scheint, als sei wenigstens der erste leidenschaftliche Frühlingsgesang nicht so sehr für das Ohr des Weibchens als vielmehr für den Nebenbuhler bestimmt, der das eben erst angeknüpfte oder wieder erneuerte Verhältnis stören will.

Die Lockrufe unsers Vogels gleichen denen der Amsel. „Zip, zip" rufen sie sich zu, was ihnen den in Sachsen beim Volk allgemein üblichen Namen „Zippe" eingebracht hat. Mitunter vernimmt man auch einen hohen, gedehnten, sanften Laut, der allerdings mehr an das feine „Sih" des Rotkehlchens erinnert als an das schärfere „Sirrb" unserer Amsel. Aber wenn die Singdrossel durch einen Schreck aufgescheucht wird, dann stößt sie ebenso plötzlich, vielleicht nicht ganz so schrill, das durchdringende Alarmsignal „Gigigigig" aus, das von der Amsel her jedermann bekannt ist. Sie warnt damit auch andere Bewohner des Waldes, vier- und zweibeinige, zur Vorsicht.

Einen ganz bestimmten Ankunftstermin, wie ihn z. B. Pirol oder Mauersegler innehalten, kennt die Singdrossel nicht. Ende März treffen die meisten ein, und Mitte April sind wohl auch die letzten Nachzügler glücklich wieder daheim. Wer es ihnen sagt: bis hierher und nicht weiter! Drüben am Waldesrand oder dort im Talgrund war's ja, wo du im verborgenen Nestchen mit dem Weibchen die Jungen aufzogst — ja wer das wüßte! Und doch ist kein Zweifel, das Männchen, dessen Stimme uns vom letzten Sommer her so wohlbekannt ist, es hat das alte Revier wiedergefunden und singt nun seine Strophen von demselben Baumwipfel herab, der ihm schon im vorigen Lenz als Lieblingssitz diente. Und volltönend ist der Ruf unseres Vogels bereits am ersten Tage nach der Ankunft, nicht wie beim Plattmönch und andern Grasmücken, die sich erst allmählich gewissermaßen hindurchringen müssen, ehe ihnen das Forte des klangschönen Überschlags gelingt.

Bereits wenige Tage nach der Rückkehr sucht sich das Drosselpärchen einen passenden Platz für die luftige Wiege der künftigen Brut. Laubwälder mit dichtem Unterholz, junge Fichtenpflanzungen, größere und kleinere Feldgehölze, Buschweiden oder hohe, undurchdringliche Dornsträucher werden bevorzugt. Oft stehen die Nester nicht viel über Mannshöhe, meist in einem Astquirl oder angelehnt an den Stamm, auf zwei oder drei Ästchen, die hier entspringen. Dünnwandig erscheint der Bau auf den ersten Blick, etwas zu luftig und deshalb hinfällig, und doch darf man getrost das Drosselnest zu



W. Farren phot. *Cambridge, Frühling 1903 und 1904.*

Jungvogel und alter Vogel am Nest. Misteldrossel.
Turdus viscivorus viscivorus L.



F. E. Stoll phot. — Rotdrossel in der Nähe des Nestes. — Grünhof (Kurland) 1909.
Turdus musicus L.



Kearton phot. — Ringamsel am Nest, Futter bringend. Westmoreland, Juni 1907.
Turdus torquatus torquatus L.



K. Paul phot. Glogau, Mai 1908.

Deutsche Singdrossel am Nest mit Jungen.
Turdus philomelos brehmi Zedl.



Dr. Bethge phot. Kiel, Mai 1907.

Schwarzamsel im Bad.
Turdus merula merula L.

den vollendetsten Erzeugnissen tierischer Baukunst zählen. Die Grundlage, welche aus Moos, Reiserchen, Halmen, bisweilen auch aus etwas dürrem Laub besteht, ist mit klebrigem Speichel so fest an die Äste des Nistbaums geheftet und die Stengel, Halme und Moose der Nestwand sind so sorgfältig miteinander verfilzt, daß wohl die meisten Drosselnester die Stürme des nachfolgenden Winters überstehen mögen. Die innere Wandung des tiefen, genau halbkugelförmigen Napfes wird mit einem Brei aus klargekauten faulen Holzteilchen, reichlich mit Speichel vermischt, aufs sorgfältigste und reinlichste übertüncht, so daß es aussieht, als sei das Nest mit einer hellfarbigen, wetterständigen Pappe ausgekleidet. Benützen die Vögel das vorjährige Nest wieder, das meist nur einiger Ausbesserung oben am äußeren Rande bedarf, so unterlassen sie es doch nie, die Innenwand von neuem mit einer Schicht fein zerkauter und eingespeichelter Holzteilchen zu überziehen, so daß man an den einzelnen Mulmlagen die verschiedenen Zeitabschnitte des Nestbaus erkennen kann.

Wie überall in der Vogelwelt, so sind auch bei den Singdrosseln die älteren Pärchen geschicktere, sorgfältigere und klügere Baumeister als diejenigen, die jungverheiratet zum erstenmal dem Kindersegen entgegensehen. Der Bau der erfahrenen Vogeleltern ist deshalb schöner und fester; namentlich erscheint die innere Auskleidung des Nestes solider und besser geglättet. Natürlich gibt's auch Ausnahmen, die sich wohl aber dadurch erklären lassen, daß ja bisweilen ein älteres Männchen, dessen Liebesgesang uns schon in den letzten Jahren erfreute, nach Verlust der treuen Gattin wiederum gefreit und vielleicht gerade ein junges, dummes Ding gewählt hat, dem Mutterhoffnung und die ganze Kleinkinderwirtschaft mit allem, was drum und dran hängt, etwas vollständig Neues ist.

In der zweiten Hälfte April findet man bereits das volle Gelege: ein hübscher Anblick; denn die vier bis sechs meergrünen oder grünspanfarbigen Eierchen mit den regellos zerstreuten schwarzen und schwarzbraunen Punkten und Tupfen, besonders in der Nähe des stumpfen Endes, heben sich allerliebst von der lichten, reinlichen Nistmulde ab. Sechzehn Tage lang werden sie fast ausschließlich von dem Weibchen bebrütet; dann liegen die sehnlichst erwarteten Kinder mit den großen, unförmlichen Köpfen im Nest, und die beiden Alten haben „alle Hände voll zu tun", die sperrenden Schnäbel mit zarten Insektenlarven und saftigen Würmchen voll zu stopfen. In der ersten Hälfte Mai sind die Kleinen flügge. Noch ein Weilchen werden sie von den Eltern geführt, gefüttert, gewarnt und behütet. Bald aber heißt es auf eignen Füßen stehen; denn schon machen sich die Alten mit dem Gedanken an eine zweite Brut vertraut, und wirklich, bereits Anfang Juni liegen wieder drei bis vier niedliche grüne Eier im Nest, und in einigen Wochen, Anfang Juli etwa, ist auch die zweite Brut flügge, wenn alles gut geht. Eine Zeitlang hängen sich die Kleinen wohl noch an die Rockzipfel von Vater und Mutter; aber lange dauert's auch bei ihnen nicht, dann sind sie selbständig gleich den älteren Geschwistern. Ihre Lieblingsnahrung, kleine Schnecken, Würmer, allerlei Larven und Käfer, lernen die Jungvögel sehr bald unter

Laub und Moos hervorziehen, von den Grasspitzen oder den Zweigen der Hecke ablesen und ihnen im feuchten Grunde der Wiese nachspüren. Namentlich suchen sie mit ihren Eltern die schattigen Plätze auf, weil hier die Regenwürmer an der Oberfläche liegen oder unmittelbar darunter. Mit dem Schnabel wenden sie das welke Laub, ein Blättchen nach dem andern, und finden so jeden Augenblick etwas Genießbares, eine Larve, ein Puppe, eine Nacktschnecke.

Kann man bei solcher Futtersuche die Vögel aus der Nähe beobachten, so wird man mit Belustigung bemerken, wie sie ihre Tätigkeit oft einen Augenblick unterbrechen und, den Kopf wunderlich schief haltend, sekundenlang unbeweglich lauschen und äugen, ob sich nichts Verdächtiges zeige. Auch wenn die Drossel auf dem Baumwipfel sitzt, nimmt sie häufig, sogar während der kurzen Pausen zwischen den einzelnen Gesangsstrophen, diese sonderbar lauschende Haltung ein. Bei aller Beweglichkeit ist sie eben ein recht vorsichtiger und zugleich bedächtiger Vogel.

Im Sommer bietet sich den Drosseln allerlei Zukost zu der Insektennahrung. Erdbeeren und Heidelbeeren, später auch Preißelbeeren sind ihnen willkommen. In den Gartenanlagen plündern sie die Kirschbäume, zupfen wohl auch an den Träubchen der Johannisbeersträucher und kosten von den frühreifen Weintrauben; doch ist der Schaden, den sie hier anrichten, nicht mit den Verlusten zu vergleichen, die der Garten- oder Obstplantagenbesitzer durch Amseln, Stare, Sperlinge und andere zweibeinige Diebe erleidet. Die schwarzen Holunderbeeren und die Früchte des Faulbaums werden auch nicht verschmäht; am liebsten aber sind allen Drosseln die sogenannten Vogelbeeren. In ganzen Scharen fallen sie dann im Herbst, wenn die Ebereschbäume im Schmuck ihrer korallenroten Früchte prangen, über diese ihre Lieblingskost her. Im Erzgebirge, wo der Vogelbeerbaum keiner Straße fehlt, kann man um diese Jahreszeit bisweilen mit einem einzigen Blick fast alle bei uns heimischen und durchziehenden Drosselarten beobachten; sie geben sich hier ein Stelldichein.

Die Jungvögel freilich, wenigstens die der ersten Brut, scheinen diese goldene Zeit des Überflusses nicht abzuwarten. Wenn sie Ende Juli oder Anfang August ihr erstes Jugendkleid angelegt haben, sammeln sie sich zu kleineren und größeren Scharen, und eines Morgens oder Abends geht es fort, dem unbekannten Süden zu. Die Alten, welche sich gleichfalls im Juli gemausert haben, folgen von Mitte September an. Manche ziehen bei Tage, wohl die meisten bei Nacht, wie uns das lockende „Zip“ verrät, das man wie im Frühling auch bisweilen im Herbst vom nächtlichen Himmel herab vernimmt. Aber eilig haben's unsere Vögel auf ihrer Herbstreise nicht; im Gegenteil, sie rasten oft längere Zeit vom wirklichen Zug und treiben sich manchmal tagelang in einer Gegend umher, wenn diese ihnen reichliche Nahrung an Holunder- oder Vogelbeeren bietet.

In neuerer Zeit versuchen es einige, dem grimmbärtigen Herrscher des Nordens zu trotzen. Schon an der deutschen Nordseeküste, wo der Winter seine Härte meist weniger fühlen läßt als im Binnenlande, harren manche aus, mehr noch in Süddeutschland und den österreichischen Küstenländern.

Es sind dies jedenfalls Vögel, deren Nest hoch oben im Norden stand; doch sollen auch bereits hie und da einige überhaupt nicht mehr fortziehen, und so liegt die Vermutung nahe, daß die Singdrossel auf dem besten Wege ist, sich aus einem ausgesprochenen Zugvogel in einen Strich-, ja gleich der Amsel in einen seßhaften Standvogel umzuwandeln.

Wie diese schwarzen Musikanten haben sich auch die Singdrosseln, ursprünglich nur Bewohnerinnen des Waldes, seit einigen Jahrzehnten in auffälliger Weise an den Menschen gewöhnt. In den Parkanlagen und Promenaden mancher größerer und kleinerer Städte ist die Singdrossel eine ganz gewöhnliche Erscheinung geworden. Und eine Dreistigkeit legt hier der von Haus aus ziemlich scheue Vogel an den Tag, die wahrhaft in Erstaunen setzt. Fast unmittelbar vor unsern Füßen jagt die Singdrossel auf dem Rasen oder dem Blumenbeet nach ihrer Beute; an der verkehrsreichsten Straße sitzt sie auf einem Baume oder auf einer Gartenmauer, auf dem Giebel eines Hauses, auf dem hohen Gerüstbalken eines Neubaus und singt von hier aus ihr Morgen- oder Abendlied. Dort am Staketzaun hat sie ein paar Fuß über dem Boden ihr Nest gebaut, nur dürftig beschattet von niedrigem Buschwerk, und unter den Augen eines tausendköpfigen Publikums zieht nun der vertrauensselige Vogel seine Brut auf, genau so wie das dreiste Amselpärchen, das neben ihm nistet, nur vier oder fünf Schritte entfernt. Das Rasseln der Wagen, das Bellen der Hunde, das schrille Warnungszeichen der elektrischen Bahn, das alles stört unsre Drossel ebensowenig wie das laute, unruhige Gebaren ihrer größeren dunkelgefärbten Base. Selbst an den Anblick der wildesten Raubtiere haben sich unsre Stadtdrosseln vollständig gewöhnt; die dünnen Zweige der Jungfernrebe, die im Zoologischen Garten das Gemäuer des Bärenzwingers lieblich überziehen, tragen die dichtbesetzte Kinderstube einer Zippe, und Meister Petz lauscht verwundert dem leisen Zwitschern und Piepen der Vogeljungen. Selbst im Angesicht der mächtigen Könige unter den Vögeln wagen die Singdrosseln zu brüten; denn unmittelbar bei der großen Voliere für Adler und Geier steht in einem Bretterverschlag neben dem Nest einer Amsel auch das einer Singdrossel. Dieses wirklich beispiellose Vertrauen der beiden Drosselarten — selbst der freche Spatz ist in mancher Beziehung bei weitem nicht so dreist — muß um so mehr auffallen, als Amsel sowohl wie Zippe draußen im Walde ziemlich scheue Vögel sind. Wir glauben kaum fehlzugehen, wenn wir vermuten, daß diesen auffälligen „Zug nach der Stadt“ in erster Linie die Vermehrung der Park- und Gartenanlagen in den letzten Jahrzehnten veranlaßt hat, vielleicht auch die massenhafte Anpflanzung ausländischer, namentlich amerikanischer Gehölze, die in der herbstlichen Jahreszeit allen Drosseln den Tisch reichlich mit Beeren decken; endlich mag auch der allgemeine Schutz, den man heute den Singvögeln in so hohem Maße gewährt, dazu beigetragen haben.

Und der Feinde sind viele! Von den Säugetieren mögen Baummarder, Großes und Kleines Wiesel, Große Haselmaus, namentlich aber auch das niedliche Eichhörnchen die gefährlichsten sein — sie stellen den Nestjungen und besonders den Eiern nach —, während unter den gefiederten Strauchrittern

Habicht und Sperber, die selbst erfahrene Vögel packen, wenn sie einmal, in flachem Bogen fliegend, sich über freies Feld wagen, ferner Elster und Eichelhäher den meisten Schaden anrichten.

Freilich noch unbarmherziger ist der Mensch, der im Herbst die Drosseln auf die grausamste Weise in den mörderischen Schlingen fängt. Zwar im Deutschen Reich hat das Vogelschutzgesetz vom Jahre 1908 dem verderblichen Dohnenstieg ein Ende bereitet, aber in vielen andern Ländern, zum Beispiel in Polen, Galizien, in der Tschechoslowakei, wird diese einem Weidmann unwürdige Fangart noch immer in der seit Jahrhunderten üblichen Weise betrieben, und mehr als die Hälfte der gefangenen „Krammetsvögel", die dann in den Feinkosthandlungen unserer Großstädte einen so kläglichen Anblick bieten, sind Singdrosseln. Im letzten Kriegsjahr und den folgenden zwei Jahren lebte in vielen deutschen Staaten — zu unserer Schande ist's geschehen — der ganze Jammer des Dohnenstiegs wieder auf; man wollte die Fleischknappheit dadurch mildern. Welch törichter Wahn! Wem kamen denn die Krammetsvögel zu gute? Doch nur den Leckermäulern, die sich auch sonst nichts abgehen ließen. Hoffentlich sind die Dohnen nun für immer in den Rumpelkammern mittelalterlicher Folterwerkzeuge begraben!

Auch daß die Drosseln — in Preußen zum Beispiel sämtliche Arten, in Thüringen die Wein- und Wacholderdrosseln, in Sachsen nur die letzteren — zu dem jagdbaren Wild gehören, ist ein Unfug, der endlich beseitigt werden müßte. Das Wildbret ist ja so klein, daß es für die Volksernährung gar nicht in Betracht kommt, und nur um den Gaumen weniger Reichen zu kitzeln, die sich dank ihrer gefüllten Brieftasche jeden Genuß leisten können, dazu sind unsere Sänger des Waldes doch zu gut. Man wendet uns ein, es seien in der Hauptsache nur nordische Gäste, die im Herbst und Spätherbst, wenn die Drosseljagd aufgeht — für Preußen der 21. September, für Sachsen der 16. November — dem feinen Schrot des Jägers zum Opfer fallen. Ist das ein Entschuldigungsgrund? Wir glauben ein gutes Recht zu haben, uns über das Treiben der Vogelsteller in Südeuropa zu beschweren, die unsere Singvögel massenhaft in die Küche liefern; verhalten wir uns unsern nördlichen Nachbarn, den Dänen, Schweden, Norwegern, Russen, gegenüber etwa anders, wenn die Jagd auf die „Krammetsvögel" Jahr für Jahr weiter betrieben wird? Berauben wir dadurch nicht ebenso die nordischen Wälder ihres schönsten Schmuckes, wie die südeuropäischen Vogelsteller den deutschen Wald, die deutsche Flur?

Zur Systematik: Die Singdrossel bewohnt Europa und Westsibirien. In Mitteleuropa ist sie durch zwei Formen vertreten: die nordrussisch-skandinavische S., Turdus philomelos philomelos Brehm, die nur während des Zugs, der sie bis Kleinasien, Persien führt, unsere Gegenden berührt; und die mitteleuropäische S., Turdus philomelos brehmi Zedl., die sich vor voriger durch lebhafter olivbräunliche Oberseite auszeichnet und winters bis Nordafrika zieht. Soffel.

Die Schwarzdrossel / Von Martin Braeß

Sechzig bis siebzig Jahre sind es her, da vertauschten die ersten goldschnäbligen Sänger den dunkeln Wald mit der Stadt. In Naumanns berühmter Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas, die in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschien, ist noch mit keiner Silbe der Amsel als Bewohnerin der Großstadt gedacht, nicht einmal der kleineren Ortschaften unseres Vaterlandes. Damals hauste der heute allbekannte Vogel ausschließlich im Walde; nur ausnahmsweise unternahm mal einer der schwarzen Gesellen einen Flug nach dem nahen Feldgehölz, ängstlich über die freie Fläche dahineilend, um schnell wieder in den Wald zurückzukehren; dort nur fühlte er sich heimisch.

Das ist nun anders geworden. Der Zug nach der Stadt hat unsern Schwarzrock mit solcher Macht gepackt, daß heute gewiß nur noch ein verhältnismäßig kleiner Bruchteil seiner ursprünglichen Heimat treu geblieben ist.

In der lieblich grünen Hauptstadt Württembergs scheint die Sache ihren Anfang genommen zu haben; wenigstens führen Brehm und andere als merkwürdige Beispiele dafür, wie heimisch ein wildfremder Vogel in der Nähe des Menschen werden kann, sobald er sich ausreichenden Schutzes bewußt ist, die Stockenten im Berliner Tiergarten an und die Schwarzamseln in Stuttgarts Promenaden. Bald machte sich auch in andern Gegenden, besonders in Nord- und Mitteldeutschland, bei den Amseln der Zug nach der Stadt geltend; in immer größeren Mengen erschienen sie in den öffentlichen Anlagen sowie in den kleineren Gärten der Vorstädte. Und diese von Jahr zu Jahr stetig wachsende Vermehrung der Stadtamseln hat ihren ungestörten Fortgang bis zur Gegenwart genommen. Heute sind die meisten Ortschaften unserer Heimat, ganz besonders die größeren Städte, so überfüllt von den schwarzen Zuwanderern, daß sich ihre Menge bereits unangenehm fühlbar macht, und viele Städte, die früher vielleicht neidisch auf die württembergische Hauptstadt blickten und sich auch solche Stadtkapelle herbeiwünschten, die nichts kostet, möchten gern einige tausend Stück abgeben, wenn jemand wäre, der sie ohne Aufsehen einfinge, und jemand, der sie haben wollte. Obstzüchter und Gartenfreunde sind besonders schlecht auf die Amseln zu sprechen. Anfang der 70er Jahre wurden die ersten Klagen laut; sie haben sich gesteigert von Jahr zu Jahr.

Und man muß ihnen recht geben, der Schaden, den diese Vögel an Beeren und andern Früchten anrichten, ist nicht gering. Was die Jahreszeit gerade bietet, das schmeckt ihrem lüsternen Gaumen, erst die Erdbeeren, dann die Träubchen am Johannisbeerstrauch; bald folgt die Kirschenernte, süße Früh-

birnen locken, und den Beschluß bildet die hochwillkommene Weinlese. Es gibt Gärten, wo die Amseln tatsächlich auch nicht eine reife Kirsche am Baume lassen, wo sie's schlimmer noch treiben als Sperling und Star; Weinberge, die Jahr für Jahr empfindlich gebrandschatzt werden, Erdbeerfelder, wo die lästigen Besucher den Boden zerkratzen und die reifen Früchte anpicken, bald hier und bald dort, und auf solche Weise noch mehr verderben, als sie wirklich genießen. Wie ärgerlich für den Gärtner, wenn die Schwarzröcke in den Frühlingsbeeten scharren, daß die zarten Pflänzchen entwurzelt auf dem Boden liegen, oder wenn sie später auf dem mit so viel Mühe und Sorgfalt hergerichteten Teppichbeet umherlaufen und mit ihren Kratzfüßen das Werk des Gärtners korrigieren. Keine Frage, die Stadtamseln sind im Laufe der Zeit zu einer Quelle von mancherlei Ärger geworden.

Ehemals, als sich die Amseln noch ausschließlich den Wald zum Aufenthaltsort erkoren hatten, da zogen sie im Spätherbst gleich den Singdrosseln regelmäßig nach Süden. Jetzt aber sind aus den Zugvögeln regelrechte Standvögel geworden. Anfangs waren es fast ausschließlich die zwei-, drei- und mehrjährigen Amselmännchen — „schwarz wie Kohle, mit dem Schnabel gelb wie Gold" —, welche das Wagnis unternahmen, dem Winterelend, der Dürftigkeit Trotz zu bieten. Später entschlossen sich auch einige Weibchen dazu, bei ihren Eheherren auszuharren. Bald waren es im wesentlichen nur noch die Jungvögel, welche dem Wandertrieb folgten, und heute scheint die ganze Gesellschaft, soweit sie die Städte bewohnt, kaum noch etwas von der alten Gewohnheit ihrer Voreltern zu wissen. Die schwarzbraunen, an Kehle und Kropfgegend etwas lichter gefärbten Weibchen sind im Winter ebenso häufig zu sehen wie die schmucken Männchen im schwarzen Gewand, und auch Jungvögel vom vergangenen Frühling hüpfen munter im Schnee der Gärten und Anlagen umher, Jünglinge, die bereits wie die Väter aussehen, nur daß sie am Unterleib dunkelgraue Federränder zeigen und noch des reinen Goldgelbs am Schnabel entbehren, dazu Jungfrauen, die stark mit Rostfarbe überlaufen und an den unteren Teilen reichlich mit dunkelbraunen Flecken bestreut sind: kurz, alt wie jung, Männlein wie Weiblein, alle bleiben heute der Heimat treu.

Wo eine mildherzige Hand der Vogelwelt Futter streut, da stellen sich die Amseln unter den ersten Gästen ein, die dankbar die Gabe in Empfang nehmen; denn Scheu vor dem Menschen, jede Ängstlichkeit haben sie längst abgelegt. Am Futterbrett vor dem Fenster, auch in der belebtesten Straße, sitzen und picken sie; im Futterhaus zwischen dem Strauchwerk des Parkes tun sie sich gütlich. Ja sie meinen, nur ihretwegen habe der Mensch solche Einrichtungen getroffen; denn mit wütender Gebärde jagen sie oft die zierlichen Meisen vom Platze, die Finken, die Spatzen, oder das liebliche Rotkehlchen, das sich zaghaft naht

Die Amsel ist der erste Frühlingssänger, an dessen melodienreicher Strophe sich das Herz des Stadtbewohners erfreut. Gewiß, auch der Winter ist nicht stumm; der glöckchenhelle Ruf der Meisen erschallt lustig selbst bei strengster Kälte; der winzige Zaunkönig schmettert seine kleine Fanfare hinaus in die schneebedeckte Landschaft; die Haubenlerche singt von einem Bretterzaun

herab ihr bescheidenes Liedchen. Aber das sind alles mehr Trotzgesänge: Winter, wir fürchten dich nicht!

Anders die Amsel, wenn im Februar gegen Abend eine lindere Luft sich zum erstenmal wieder über die Erde legt und schmeichelnd in den kahlen Wipfeln der Bäume spielt, dann auf den Boden sich senkt, daß am Fuße der Stämme die Schneedecke weicht und die ersten weißen Knospen der zarten Frühlingsglöckchen sich aufrichten, befreit von der Last. Oben im höchsten Geäst sitzt der Vogel; scharf hebt er sich vom lichten Himmelsgewölbe ab. Den Hals etwas eingezogen, den Schnabel schräg aufwärts gerichtet, die Flügel gesenkt, unbeweglich und still, was mag er doch sinnen? Ob er schläft, ob er träumt? ... Da, ganz leise ein paar perlende Töne, weich wie ein Hauch; dann eine Pause. Jetzt hinaufgezogen, kräftiger schon, eine Tonfigur, schmelzend und sehnsuchtsvoll, dann ein anderes Motiv, sicher und rein, und jetzt länger die Strophe, zart und duftig wie ein Gedicht, zu größerer Kraft anschwellend, und dann so leis, wie ersterbend. Das ist nicht Trotz, der hier spricht, kein Kampfgesang, nicht für das Ohr des Feindes bestimmt, nicht für den Freund. Das ist ein Selbstgespräch, ein Traum, ein Dichten und Sinnen, Ausdruck der innersten Seele; das Herz ist so voll, voll Sehnsucht — wonach? Voll Lust und voll Wehmut . . . Das Lied perlt aus den Tiefen der Brust, ganz leise zittert die Kehle, sonst keine Bewegung. Nun eine längere Pause; als sei er ergriffen von den eigenen Tönen, so verharrt der Vogel in seiner Stellung. Ob er wohl hört, wie drüben am andern Ende des Parkes ein zweites Männchen flötet? Ob er wohl sieht, wie dunkel der Abend sich über Wiese und Hain senkt? Jetzt hebt er noch einmal an, ganz leise und zart, und dann — wer stört den Frieden des weichen, wohligen Abends! — mit scharfem „tack, tack", mit gellendem Schrei „gaigiggiggigaigig" streicht unser Sänger ab und stürzt sich hinunter ins dichte Gebüsch. Dann hüpft er von Ästchen zu Ästchen in den dunkelsten Winkel, den die langen Nadeln der Weimutskiefer beschatten, der nächtlichen Ruhe zu pflegen.

Längst ist die Amsel munter, wenn die Februarsonne des folgenden Tages so spät über den Höhen am östlichen Himmel erscheint. Emsig hüpft sie am Boden, unter Hecken und Zäunen umher, auf den schneefreien Flecken der Wiese, um nach Insektenlarven und Regenwürmern zu suchen; denn die Nacht war lang, und der Magen fordert sein Recht. Hurtig wenden die Füße das vertrocknete Laub, und der goldene Schnabel durchstöbert auch den verborgensten Winkel, daß die Blätter tanzend umherwirbeln. Mit gesenktem Kopf und wagrecht gehaltenem Körper rennt jetzt der Vogel eiligsten Laufes eine Strecke dahin — so huscht eine Ratte vorüber; dann macht er plötzlich halt am Wurzelgeflecht des altehrwürdigen Baumes, wo der faulende Holzmulm so manchen Bissen verbirgt. Wie eine Henne im Sand, so scharrt er zwischen den Wurzeln, pickt hier und pickt da. Ist alles durchsucht, dann geht's weiter. Regte sich dort nicht etwas zwischen den Spitzen des Grases? Hurtig in langen Sätzen hüpft die Amsel dahin und äugt und lauscht mit schiefgehaltenem Kopfe sekundenlang über die Stelle. Plötzlich bohrt sich der Schnabel in den feuchten Boden zwischen die feinen Wurzeln der Halme, und richtig, der

Wurm ist erwischt; an dem einen Ende hat ihn der Vogel gepackt. Aber nun gilt es, den fetten sich Wehrenden aus seiner dunkeln Behausung zu ziehen. Wie die Amsel da zerrt, so ungeduldig und hastig, wie die Füße sich stemmen, wie der Gequälte sich streckt! Plötzlich ein Ruck, daß der Vogel zwei Schritte zurückfährt. Der Wurm ist ihm sicher. Mit Gewalt schlägt er ihn ein paarmal gegen den Boden, wendet ihn hin und her, bis er die Lage einnimmt, die sich zum Verschlingen am besten eignet, und — weg ist er, verschwunden im Schlund seines Feindes. Noch einen Augenblick verharrt die Amsel ohne Bewegung in der eingenommenen Stellung — ist wirklich der gute Bissen nun auch sicher im Magen? Dann hüpft sie weiter, nach neuer Beute ausschauend, aufs feinste Geräusch horchend. Immer bleibt sie am Boden bei ihren Jagden; nur zum Futterbrett fliegt sie empor, zwei Stock hoch, wenn's sein muß, und mehr. Am Baum und am Strauch, da sucht sie nur Beeren und Obst, nicht Insekten oder deren Puppen und Eier.

Zwei oder drei Abende noch studierte die Amsel ihr Lied auf demselben Baum, ganz versunken in sich. Poesie alles und alles Gefühl, ohne warum, ohne wozu. Doch so leicht gibt der Winter die Herrschaft nicht auf. Neue Kälte setzt ein, Schneesturm erbraust — da verstummt Sänger und Lied; unter den Sorgen ums tägliche Brot erstickt der Gesang. Aber später im März, wenn die Kraft des Winters wie mit einem Schlage gebrochen ist, da jubelt und flötet mit Macht das Lied aus der Brust des gottbegnadeten Sängers, ein Liebeslied jetzt, heiß, innig und feurig: Hör' mich, Geliebte, erhöre mein Flehn! Und ein Kampflied zugleich: Hör' mich, du anderer, der mit mir buhlt um die Gunst der Erwählten, die ich mir erkor! Stell' dich zum Kampf, hast du Mut!

Wahre Wettgesänge finden jetzt unter den Männchen eines Reviers statt am frühen Morgen sowohl wie gegen Eintritt der nächtlichen Stille; dann sind die Pausen zwischen den einzelnen Flötenstrophen nur kurz, jedes Motiv vom vorhergehenden verschieden, jedes von unnachahmlicher Klangfülle. Aber es bleibt nicht beim Wettgesang zwischen den Werbern; die Männchen rücken sich näher und näher, bis sie schließlich in höchster Eifersucht aufeinander losstürzen und sich beißen und jagen, wobei sie immer noch einzelne Strophen ihres Gesanges hervorstoßen, bis dann der Sieger aus voller Kehle sein Lied vom hohen Baum, von der Wetterfahne am Dachfirst, von einem Balkengerüst herabsingt. Welch Amselweibchen könnte solch innigem Liebesflehen widerstehen! Mit leichtem Schwung, den etwas ausgebreiteten Schwanzfächer auf- und abwärts wippend und mit den Flügeln zuckend, hat es sich in die Nähe des unermüdlichen Sängers gesetzt; dann fliegt es plötzlich ab, das Männchen hinter ihm her. So jagen sie sich von Baum zu Baum; hastig hüpfen sie durchs Geäst und flattern dann ins dichte Gebüsch. „Der Minne Sold", von dem der Sänger so innig sang, wird ihm zuteil.

Mitte März etwa, bald früher, bald später, je nach der Witterung, beginnt das Pärchen den Nestbau. Im Walde werden junge Nadelbäume bevorzugt oder Dornhecken, Holzklaftern, am Bach ein Erlengebüsch oder der Kopf einer niedrigen Weide; in Park und Garten aber ist dem Pärchen

jeder Platz recht, der Schutz vor der Unbill der Witterung und vor den lüstern umherschleichenden Katzen bietet: ein niedriges Taxusgebüsch, ein Lebensbaum, ein Fliederstrauch, ein Hecke, Efeu, der die Mauer bekleidet, das Weinspalier an der Hauswand, jeder offene Schuppen, ein Holzstaket, selbst eine Ecke am Fenster. Meist steht das Nest nur in Manneshöhe, aber auch noch näher am Boden. Gerade die Stadtamsel leistet sich manches Absonderliche in ihrer Nistweise und wählt Orte, die oftmals nicht sehr geschickt sind; besonders ist es aber der Bau des Nestes selbst, der auf eine gewisse Entartung im Vergleich mit der Waldamsel hinweist. Diese baut den tiefen, halbkugelförmigen Napf, dessen oberster Rand stets stark einwärts gebogen ist, viel sorgfältiger; die innere Fläche wird mit feuchter Erde oder Schlamm ausgeschmiert, so daß die Wand glatt erscheint, ähnlich, wenn auch nicht so schön wie bei der Singdrossel, die Holzmull dazu verwendet. Das Nest der Stadtamsel dagegen ist meist ein unförmlicher und infolge der massenhaft herbeigeschleppten erdigen Bestandteile ein außerordentlich schwerer Bau. Nicht selten ist die Außenseite recht liederlich gebaut, daß Halme, Gräser, Wurzeln wirr hervorragen; auch wird die regelmäßige Rundung nicht immer gewahrt. Meist ist das Nest schon Ende März fertig; es birgt dann Anfang April das volle Gelege, vier oder fünf, ausnahmsweise wohl auch sechs blaugrünliche Eier, reichlich mit hellrostfarbigen Flecken, Punkten und Stricheln bestreut.

Vierzehn bis fünfzehn Tage sitzt das Weibchen auf den Eiern. An der Aufzucht und Pflege der Jungen beteiligen sich beide Eltern; unermüdlich schleppen sie Würmer und Insektenlarven für die hungrigen Schnäbel herbei, die sich ihnen wie auf Kommando entgegenstrecken.

Auch auf Reinlichkeit halten die Alten, und das ist nötig; denn noch sind die Kinder so klein, daß sie es nicht verstehen, den Kot zum Nest hinauszusenden, wie sie es später tun. Deshalb ergreift der fütternde Vogel, sobald er sich seiner Gabe entledigt hat, mit dem Schnabel den weißen Kotballen, den er wohl regelmäßig im Neste vorfindet, und trägt ihn im Fluge ein Stück fort, damit er den herumschleichenden Räubern nicht die Kinderwiege verrate. Bisweilen sollen die Alten den Kot ihrer Kleinen sogar verschlingen — unappetitlich gewiß, aber praktisch, denn im Magen ist er am sichersten. Erfahrung hat den Vogel gewitzigt; denn der Feinde sind so viele. An erster Stelle die Hauskatze, die ja so oft ihre gute Erziehung vergißt und statt auf Mäuse und Ratten in der Wohnung des Menschen, auf halbflügge Vogeljunge im Garten und Park Jagd macht, oder an Baum und Strauch hinaufklettert und gierig ein Vogelkind nach dem andern mit der krallenbewaffneten Pfote aus der luftigen Wiege herauslangt. Das ist ein Gezeter der wachsamen Amseln, wenn eine Katze sich zeigt. Erst nur ein dumpfes „tack, tack", dann durchdringend und scharf „tix, tix, tix . . ." ohne Ende, schließlich das Angstgeschrei, gellend und schneidend „gaigiggiggaigig . . ." Unruhig hüpfen die besorgten Eltern umher, von dem Baum ins Gesträuch, vom Gesträuch auf den Weg, dann aufs Gartengeländer, auf das Dach des Schuppens, den der Räuber umschleicht. Jetzt fliegt das Männchen unmittelbar über den Kopf der Katze dahin, ein-, zweimal, daß diese stehenbleibt und sich dann duckt

und mißvergnügt blinzelnd emporschaut, während sie bisher gleichgültige Miene zum ärgerlichen Spektakel machte, als ging sie das ganze Gezeter nichts an. Natürlich sind auch andere Vogeleltern auf die Gefahr aufmerksam geworden und vermehren den Aufruhr. Wie die Kohlmeisen zanken und meckern; wie das kleine „Müllerchen" unruhig im Geäst herumschlüpft, ohne Aufhören „ze, ze" rufend, schnarrend und hart; wie das Hausrotschwänzchen so eigentümlich schmatzt „huid ze ze ze" und so drollig dazu knickst, als wollte es dem Räuber sein Kompliment machen; jetzt schnurrt auch der Kleinste der Kleinen, die niedliche Blaumeise, im höchsten Zorn, und die Gartengrasmücke ruft ohne Ende „wädwädwäd . . ." Heute ist nichts für den gefürchteten Nesträuber; ungemütlich wird's ihm bei dem lärmenden Schreien und Zanken, daß er sich durch ein Loch in das Dunkel des Schuppens zurückzieht. Da verstummen die geängsteten Vögel und gehen wieder ihren Geschäften nach; nur die Amseln schelten noch weiter „tix, tix, tix . . ."

Wie die Gänse im Hof, so sind die Amseln die wachsamsten Polizisten im Park und im Wald; sie alarmieren alle gefiederten Mitbewohner des Reviers, sobald sich etwas Verdächtiges zeigt, und groß mag die Zahl der Vogelbruten sein, die auf solche Weise ihre Rettung den Amseln verdanken. Wenn ein Eichhörnchen naht, oder ein Marder, ein Iltis, ein Wiesel heranschleicht, wenn sich eine Schlange blicken läßt, die Vögel melden's sofort. Auch den Eichelhäher empfängt die Schwarzdrossel mit lautem Geschrei, ebenso Elstern und Krähen, selbst den Kuckuck, den sie wegen seines falkenähnlichen Fluges und seines Sperberkleides für einen Raubvogel halten mag. Auch das vierfüßige Getier des Waldes versteht das Alarmsignal der Amsel, und mancher Jäger hat den schwarzen Vogel schon verwünscht, der ihm das Wild vergrämte.

Man hat der Amsel den Vorwurf gemacht, sie beunruhige durch ihr zänkisches und ungestümes Wesen kleinere Vögel, daß diese schließlich die Nähe der Schwarzröcke mieden. Aber futterneidisch und freßgierig zeigen sich die Schwarzdrosseln nur im Winter; da verjagen sie oftmals jeden anderen Vogel vom Futterplatz. Wenn aber dann die milde Frühlingssonne überall reiche Nahrungsquellen aufschließt, wenn die Amseln mit Nestbau, mit Brüten und Pflege der Jungen beschäftigt sind, da verhalten sie sich verträglich und friedlich.

Aber man erhebt noch viel schwerere Vorwürfe gegen die Amsel. Man klagt sie des Nestraubes an, und etwas Wahres ist an der Sache. Doch handelt es sich hierbei immer nur um e i n z e l n e Übeltäter, die den Ruf der ganzen Sippe untergraben, und es würde ungerecht sein, den Stab über alle zu brechen, weil sich ein paar als Missetäter erweisen. Bei der Jagd auf dem Boden, beim Durchstöbern des Unterholzes findet der Vogel natürlich jedes Nest, das auf der Erde ruht oder wenig darüber, und da ereignet sich's denn, daß er was zappeln sieht, wie ein Wurm zappelt. Eilig hüpft er herbei in weiten, hastigen Sprüngen. Wehe, mit hurtigem Griff packt er das Vöglein am Halse, zerrt es mit kräftigem Ruck aus dem Nest und fliegt eilends davon; an geeigneter Stelle zerhackt er sein Opfer in Stücke, die er dann gierig verschlingt. Wie bei

den Räubern mag's sein, den Gewaltigen aus dem Katzengeschlechte, die weiter nach Menschenblut dürsten, sobald es ihnen nur einmal gelungen ist, im Kampf mit dem Herrn der Schöpfung zu siegen; Amseln, die vom zarten Fleisch nestjunger Vögel einmal gekostet haben, werden auch weiterhin Nestraub treiben und viele Bruten vernichten. Doch es sind Ausnahmen, die den Menschen nicht berechtigen, dem ganzen Geschlechte der schwarzen Musikanten den Krieg zu erklären; der einzelne Missetäter nur muß vernichtet werden, denn an seine Besserung darf man nicht glauben.

Woher diese bedenkliche Entartung? Im Walde hat man nie über solche Mißgriffe zu klagen; hier folgt die Amsel noch genau der Mutter Natur, die ihr Insekten und Würmer und Beeren zur Nahrung bestimmt hat, wie dem ganzen Drosselgeschlechte. Der Zug nach der Stadt ist's, der einzelne Amseln verdorben hat — auch manchem Menschen geht es nicht besser. Di Singvögel wohnen hier enger beieinander als draußen im Forst; einer schaut dem Nachbar ins Haus, und oft herrscht heftiger Wettstreit beim Erwerb ihrer Nahrung. Ein Übergriff in fremdes Bereich, wie leicht ist's geschehen; der Starke vergewaltigt den Schwachen. Vielleicht sind auch die Menschen nicht ganz frei von Schuld an dieser Geschmacksverirrung der Schwarzdrossel. Durch fortgesetzte Fütterung der Vögel mit Fleischresten während des ganzen Winters kann manche Amsel förmlich zum Liebhaber solcher Nahrung erzogen werden, so daß sie dann im Frühling diesen Genuß nicht entbehren will, und sich nun Übergriffe an den Nestjungen der kleinen Sänger erlaubt. Artgenossen aber, die sie bei solchem Raube beobachten, werden es ihr nur zu leicht nachtun; denn der Nachahmungstrieb ist groß — unter Menschen wie Tieren.

Oft verlassen die Amseljungen vorzeitig das Nest; von Haus aus sind ja alle Drosseln schreckhafte Vögel, und eine geringe Störung kann die Ursache sein, daß die Amselkinder aus ihrem sicheren Gewahrsam herausflattern, wenn ihnen die sprossenden Schwungfedern den Dienst noch fast völlig versagen. Dann hüpfen sie am Boden umher, die Eltern mit zitternden Flügeln und leisem Piepen um Nahrung bettelnd. Recht drollig sehen sie aus in ihrem weichen, molligen Kinderkleidchen, das namentlich an Kopf und Hals stark mit Rostfarbe überlaufen ist. Kurz und gedrungen erscheint die Figur, da das Schwänzchen noch fehlt, und der kindliche Ausdruck des kleinen Persönchens wird durch die gelben Mundwinkel und Augenlidrändchen noch erhöht. Das ist die gefährlichste Zeit für die Jungamsel; der schleichenden Katze, dem Marder und Wiesel fallen so viele der unerfahrenen Tiere zum Opfer.

Aber jedes Frühjahr läßt immerhin eine stattliche Anzahl in unseren Gärten heranwachsen. Das ist dann ein Leben in Busch und Strauch vom Morgen bis spät in die dämmernde Nacht; gehört doch die Amsel zu den frühesten von all den gefiederten Frühaufstehern, und an den langen Abenden ist es ihr Lied, das noch immer ertönt, wenn die anderen Sänger bereits zur Ruhe gegangen sind. Die meisten Vögel schweigen oder singen doch nur selten, wenn sie Junge im Nest haben; aber die Amsel erübrigt auch im Drang der Geschäfte jeden Tag manch Viertelstündchen, wo sie sich ihrem seelenvollen Gesange ganz hingibt. Schon sitzt das Weibchen zum zweitenmal brütend im Neste; es ist noch

dasselbe, in dem sie die vorigen Jungen großgezogen, so sauber, so reinlich, als sei es von neuem erbaut. Selbst eine dritte Brut ziehen ältere Pärchen, freilich nur ausnahmsweise, noch auf; dann aber Schluß! Für Nachkommenschaft ist nun gründlich gesorgt. Schon wimmelt der Park von zahlreichem Jungvolk verschiedensten Alters; man sieht's an den Kleidern. Im Juli mausern die ältesten schon, die jüngeren erst im August und September, ja manche — die letzten Nesthäkchen sind's — tragen selbst im Oktober noch immer ihr rostfarben Kleidchen. Nur gut, daß der Herbst mit freigebiger Hand von seinem Überfluß spendet, Beeren und Obst aller Art; sonst würde bald Schmalhans als Küchenmeister regieren. Aber die Welt ist groß; nach allen Richtungen steht sie dem leicht beweglichen Vogel offen. Auswandern heißt die Losung bei vielen, erst nur ein Stück, von dort wieder weiter.

Das Verbreitungsgebiet der Amsel ist groß; es erstreckt sich über ganz Europa, mit Ausnahme der nördlichsten Teile, über Nordafrika und tief hinein in das innerste Asien bis zu den Bergen Kaschmirs. Überall gibt es ja Wald und dichtes Gebüsch, überall Garten und Park in den Städten und Dörfern, überall kleine Gehölze und Hecken zwischen den Feldern; ob Gebirge, ob sumpfige Ebene, der Amsel ist's gleich. Hinreichende Nahrung begehrt sie und Schutz vor den Feinden; wo sich ihr dies bietet, da läßt sie sich nieder und erfreut den gastlichen Ort mit melodischem Lied.

In ihrem Brutgebiet kommt die Amsel, Turdus merula L., in verschiedenen bezüglich Maßen und Intensität der Färbung differierenden Formen vor. Die Kaschmir-Amsel, Turdus merula maxima (Seeb.), ist die größte Form aus dieser Reihe; sie ist mit Ausnahme der schwarzen Schwingen und Steuerfedern meist dunkelrußbraun gefärbt; ihre Flügelmaße sind fast 3 cm größer als bei unserm Schwarzrock. Soffel.

Die Wasseramsel / Von Martin Braeß

Mitten im Winter am Waldbach zarter Vogelgesang, grasmückenartig, plaudernd, wie das Wasser leise dahinrieselnd. Ganz eigentümlich berührt die zaghafte Strophe mit dem tapferen Schluß, als wollte das Vöglein sagen: Winterkälte hält das schlummernde Leben gefangen; klirrend schlagen die vereisten Zweige im Winde zusammen, tiefächzend splittert der Ast unter der Schneelast! Aber dann ruft's frohlockend: uns beide kümmert es nicht, mich und das munter plätschernde Bächlein; der Himmel ist blau, in tausend Kristallen, in tausend Tropfen bricht sich das Licht! Was kann schöner sein als mein Bächlein im eisigen Frost, das mich mein plauderndes Liedchen gelehrt hat!

Da, eine Bewegung mitten im Strudel des Waldbachs; zierlich und schnell wie die Bachstelze läuft der Sänger, ein Vogel in der Größe des Stars, über die flachen Steine dahin. Ein schmuckes Tierchen, von gedrungner Gestalt, mit breiter Brust und kurzem Schwänzchen; die kleinen, etwas gewölbten Flügel liegen dicht dem aalglatten Körper an, der in wagrechter Haltung auf kräftigen Läufen ruht. Jetzt hebt der Vogel den Kopf; gleichzeitig stelzt er keck sein Schwänzchen empor. Wie hübsch ihm die schneeige Kehle und Oberbrust steht, ein Vorhemd von unvergleichlicher Reinheit, das sich gegen die kastanienbraune Unterbrust und die braunen Kopf- und Halsseiten scharf abhebt. Rücken, Flügel und Schwänzchen sind dunkelaschgrau gefärbt, dazu das ganze Gefieder so dicht und pelzartig, wie es nur Vögel besitzen, die Wassersport treiben. Aber das Schönste an dem kühnen Anwohner des Waldbachs ist doch das große lichtbraune Auge mit dem tiefen, innigen Ausdruck!

Jetzt watet der Vogel in die eiskalte Flut; hurtig schreitet er dem Strom des Wassers entgegen, das ihm bald bis zur Brust steigt, jetzt bis an die Augen, und jetzt — über dem ganzen Tierchen zusammenschlägt. Mit Füßen und Flügeln arbeitet sich der mutige Vogel am Grunde aufwärts gegen die Strömung; jetzt hat er den tollsten Wirbel erreicht, wo das Wasser herabstürzt. Ein paar Sekunden, da taucht er aus dem Gischt wieder auf, und tropfend fliegt er nach einem Ästchen, das niedrig über dem Wasserspiegel herabhängt. Aber nicht lange verweilt er in müßiger Ruhe. Die Tage sind kurz, die Nahrung nur spärlich; da ist keine Zeit zu säumen, und abermals stürzt sich der muntere Taucher in den reißenden Strudel, aus dem er, mit den kurzen Flügeln schlagend, weiter aufwärts wieder zum Vorschein kommt. Einen winzigen Fisch hält er im Schnabel, der mit kurzem Ruck im Schlunde verschwindet. Kein Vogel des Waldbachs beherrscht so wie er das feuchte

Element, auch der prächtige Eisvogel nicht, und selbst von den Schwimmvögeln macht ihm keiner den Rang streitig.

Wer an der Wasserkante geboren ward, der bleibt zeitlebens dem Wasser hold; nur die Landratte fürchtet die brandende Woge. Dort, wo der Felsen dicht neben dem Wasserfall überhängt, in einer Felsenspalte hat die feuchte Wiege der Wasseramsel gestanden; hier verträumte der Vogel die ersten Tage der Kindheit. Der rauschende Bach sang ihm sein Lied; er bot ihm Nahrung: Wasserkäfer und ihre Larven, Wassermotten und Mücken, Phryganeen, Schnaken, Flohkrebschen, allerlei kleine Würmer, eine winzige Muschel, vielleicht auch ein Fischlein. Die sorgsamen Eltern brachten ihm und den vier Geschwistern all die Leckerbissen ans Nest; sie brauchten bloß die Schnäbel aufzusperren. Und als sie dann die Kinderstube verließen, war der erste Flug hinab nach dem Ufer des Baches. Sie flogen später über dem Wasser dahin, aufwärts und abwärts, und jedes Vögelchen suchte sich bald ein eigenes Revier; aber den Bach, den Freund ihrer Kindheit, verließ kein einziges wieder. Was Wunder, daß sie alle mit dem feuchten Element so vertraut sind!

Wochen und Monde vergehen; im Tal schmilzt der Schnee, es tropft von den Bäumen, und überall rieselt's von den Hängen herab. Da hüpft das Bächlein gar toll über die Steine, immer lauter braust es vor Lust; selbst die großen Blöcke, die es sonst nur bescheiden umspielte, überschüttet es mit kräftigem Guß. Den Tannen am Ufer benetzt es die Wurzeln, und weiter drunten springt es keck und übermütig auf das knarrende Rad. Um diese Zeit bekommt die Wasseramsel Besuch, ein Vögelchen wie sie selbst. Sie verstehen sich sofort; denn ein Weibchen ist's aus demselben Geschlecht; an dem hohen, hellen Locton „zerb zerb" erkennen die beiden einander. Sie wissen, daß sie zusammengehören, und die fette Larve, die das Männchen soeben verschlucken wollte, reicht es der Genossin zum freundlichen Eingruß. Dann fischen die beiden stillvergnügt eins neben dem andern, hüpfen und schnurren flatternd von Stein zu Stein — und jetzt hei! in rasendem Flug ganz niedrig über dem Wasserspiegel dahin, unter dem Brückchen hindurch, im Bogen über den Schützen, und nun Rast auf dem Ästchen des Erlengesträuchs, das sich vor dem Mühlrad über das Wasser streckt, soweit es vermag. Eng aneinandergeschmiegt, mit eingezogenen Füßchen hocken sie da; sie schnäbeln sich unter leisem Geplauder, und dann sitzen sie stumm nebeneinander und schauen ihr Spiegelbild, wie es aus dem Wasser zu ihnen heraufschaut.

Nach ein paar Tagen ist das Pärchen mit dem Nestbau beschäftigt. Es hat sich ein sicheres Plätzchen zwischen den Pfosten und Brettern, welche die Wand des Mühlgrabens bilden, nur wenig Meter unterhalb des knarrenden Rades, gewählt. Drunten reißendes Wasser, soweit man talab blickt, und aufwärts der in Millionen Tropfen zerstäubende Fall, unter dem sich das Rad träge bewegt — kann es ein schöneres Fleckchen auf dem weiten Erdenrund für ein Wasserstarpärchen geben? Das Nest ist ein massiger Bau; es füllt den Raum zwischen den beiden vortretenden Pfosten und den Brettern der Rückwand vollständig aus, als sei es in die Höhlung hineingepreßt worden. Ein seitlicher Eingang führt ins Innere des Nestes.

In dem kugelförmigen Bau schlüpfen fünf Junge aus den reinweißen Eiern. Sie sehen ganz anders aus als die Eltern, auch wenn sie die blaugrauen Dunen schon abgelegt und richtige Federn bekommen haben: schmutzig-schiefergrau alle oberen Teile, Kehle und Brust weißlich, mit schwarzbraunen Querwellen sanft überlaufen, auf den dunkeln Schwingen ein paar weiße Binden. Die kleinen Gelbschnäbel sitzen, wenn sie ausgeflogen sind, gern im Wurzelgeäst am ausgewaschenen Ufer oder auf dürren Zweigen. Scheu vor dem Wasser kennen sie nicht; bald folgen sie dem lockenden „zerb zerb" der Alten, laufen am kiesigen Boden umher und trippeln munter durchs seichte Wasser. Sich zu verstecken, verstehen sie sehr gut; ein Warnungsruf von Vater oder Mutter, und sofort schlüpfen sie, eins hier, ein anderes dort, zwischen das Wurzelgeflecht und in die Erdhöhlungen, die der Bach in die Ufer gerissen hat.

Zweimal im Jahre schreiten die Wasseramseln zur Brut. Sobald im Juli die jüngeren Geschwister erscheinen, zerstreuen sich die älteren hierhin und dahin, besuchen die kleinen Seitentäler des Baches oder wandern auch mit dem Wasser talwärts bis an den Fluß, in den es mündet, und von dort einen anderen Wasserlauf wieder empor bis hoch ins Gebirge. Gerade bergige Gegenden bevorzugt der weißkehlige Fischer. Dort ist das Wasser am klarsten, von den giftigen Abflüssen der Fabriken, die so viel Lebewesen vernichten, noch nicht getrübt; dort liegen die schönsten Steine im Bachbett, um von ihnen Ausschau nach einer Beute zu halten. Die Felsen links und rechts an den Ufern sind reich an Spalten und Löchern, das Nest aufzunehmen, und dann muß man als Standvogel doch auch des Winters gedenken: das schnell von Stein zu Stein hüpfende Bächlein friert dort oben nicht zu, oder es bleibt wenigstens hie und da eine Stelle offen, wo man auch beim strengsten Froste sein tägliches Brot findet. Aus diesen Gründen ist die Wasseramsel in den deutschen Mittelgebirgen häufiger als in der norddeutschen Ebene. Im höheren Norden, z. B. in Norwegen, aber auch schon an der deutschen Ostseeküste, namentlich in Pommern und Ostpreußen, ferner in Rußland bis zum Ural, wird die in Mitteldeutschland heimische Art von einer ganz nah Verwandten vertreten, die sich lediglich durch ihren braunschwarzen Bauch kennzeichnet, in ihrer Lebensweise aber nicht den geringsten Unterschied aufweist. Eine dritte Abart, deren ganzes Gefieder dunkel-kaffeebraun gefärbt ist, bewohnt weite Gebiete Asiens, namentlich Ostsibirien, eine vierte die Pyrenäen, eine fünfte Südeuropa, von der Schweiz an bis zur Balkanhalbinsel, und damit ist die Zahl der Abarten noch keineswegs erschöpft.

Die Wasseramsel hat wegen ihres Handwerks von jeher zu den geächteten Vögeln gehört, und nur erst die neueste Zeit ist in der Beurteilung dieses „Fischers" etwas gerechter geworden. An Forellenbächen, wo künstliche Fischzucht betrieben wird, namentlich an „Jährlingsteichen", kann man den Vogel nicht brauchen; hier stiftet er durch das Wegfangen der stecknadellangen Fischchen in der Tat einigen Schaden. Prämien auf seine Vertilgung auszuschreiben, ist aber unter allen Umständen zu verwerfen. Massenhaft tritt ja die Wasseramsel nirgends auf; denn jedes Pärchen bedarf eines weiten

Reviers, innerhalb dessen es kein zweites duldet. Schon aus diesem Grunde kann von einem empfindlichen Schaden nirgends gesprochen werden, selbst an Forellenbächen nicht, zumal der Vogel durch das Wegfangen vieler Insekten, die der Fischzucht schaden, auch Nutzen stiftet. Deshalb Schutz dem Wasserstar auch von seiten des Forellenzüchters, soweit er es nur irgend mit seinen Interessen vereinigen kann! An Bächen aber und Wildwässern des Gebirges, selbst an Forellenteichen, die Wasseramsel ausrotten zu wollen, ist eine Versündigung an der Natur. In Mitteldeutschland gibt es ja so viele Gewässer, deren Fischreichtum infolge der modernen Industrieverhältnisse auf einen kleinen Rest zusammengeschmolzen ist. Würden die Vögel lediglich auf Fischnahrung angewiesen sein, sie müßten verhungern; denn wie selten mag es ihnen an solch einem fischarmen Wasser gelingen, einen kleinen Flossenträger zu erwischen; aber sie harren aus, sobald sie Insektenkost finden. Wer der Meinung ist, daß man durch rücksichtsloses Wegknallen der Wasseramsel und des Eisvogels die Gewässer Deutschlands wieder in fischreiche Gründe verwandeln könne, die sie ehemals waren, der irrt sich gewaltig. Eines unvergleichlichen Reizes wird die Landschaft durch solches Morden beraubt, um eine wahre, reine Freude wird das Herz des Naturfreundes ärmer! Das ist der ganze Erfolg.

Das deutsche Vogelschutzgesetz stellt deshalb mit Recht den Wasserstar unter seinen Schutz; es ist nicht einmal den Fischereiberechtigten erlaubt, den Vogel zu fangen und zu töten.

Zur Systematik: Von den vielen Formen der Wasseramsel kommen drei in Mitteleuropa-Deutschland vor: 1. die skandinavisch-russische, Schwarzbäuchige W., Cincius cincius cinclus (L.), die bei uns nur in Ost- (auch West-?)preußen brütet und sonst nur Wintergast ist; 2. die mitteleuropäische W., Cinclus cinclus aquaticus Bechst., mit zimtbraunem Bauch, die deutscher Brutvogel ist und auch in Frankreich, Belgien, Österreich, Rumänien, Bulgarien gefunden wird; 3. die südliche W., Cinclus cinclus meridionalis Brehm, die außer in Ober- und Niederbayern, wo sie vorige Form vertritt, noch im Alpengebiet, westlichen und südlichen Balkangebiet heimatet. Bei ihr ist die Oberseite etwas fahler, die Bauchbinde meist heller und leuchtender rostrot gefärbt als bei C. c. aqu.

In der Größe weichen diese Formen wenig voneinander ab: sie erreichen bis etwa 20 cm Länge. Soffel.



A. Taylor phot. *Near Clitheroe (Lancashire.) Juni 1908.*

Wasseramsel (engl. Form), mitten im Bach.
Cinclus cinclus britannicus Tschusi.



A. Taylor phot. *Near Clitheroe, Mai 1907.*

Junge engl. Wasseramsel.
Cinclus cinclus britannicus Tschusi.



K. Soffel phot. *Vivarium.*

Junger Steinrötel.
Monticola saxatilis (L.).





W. Farren phot. *Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905*

Grauer Steinschmätzer am Nest. Oben Männchen, unten Weibchen.
Saxicola oenanthe oenanthe (L.).



W. Wilson phot. *Skipton in Craven (Yorkshire), Juni 1906.*

Junge Graue Steinschmätzer.
Saxicola oenanthe oenanthe (L.).



Fr. Moore phot. *Andalusien, Mai 1908.*

Westl. Mittelmeer-Steinschmätzer mit Futter beim Nest.
Saxicola hispanica hispanica (L.).

Der Steinrötel / Von Else Soffel

Bis zum flimmernd-weißen Gebirgssattel zieht schlankstämmiger, lichter Eichenwald den Karstberg in die Höhe. Graugrün steht sein Laub zum Gestein.

Zikaden schrillen im halbhohen Gebüsch, das den mühseligen, spitzsteinigen Boden überkleidet; in Rinnen, wo mehr Feuchtigkeit und Erde vorhanden, als das bizarr verwitterte Gestein ringsum hält, duftet verborgen die Sommerwurz. Wo der Wald ein Ende hat, hängt plötzlich ein letzter Weingarten, viereckig, taschentuchgroß am Berg, ihm abgetrotzt. Die rotbraune Erde leuchtet, es flirrt das weiße Wirrsal der Steine, die einzeln aus ihr entfernt, zur Mauer um ihn geschichtet sind. Und Steine, Steine, — schattenlos. Die vielgestaltige Bewegtheit alpiner Bergwelt scheint im Rückerinnern Stetigkeit, Größe und tiefe, satte Ruhe. —

Aus dem jenseitigen Tal, in das die toten Berge sehn, von wo der Ginster in goldenen Feldern die drüben aufwachsenden hinansteigt, kommt von den Wänden aufgefangen und verdoppelt eine sonderbare Musik, wie ferne, tiefe und hohe Glocken und ihr Widerhall. Klagend tremolierende Laute, ein Grundton, auf dem sie spielen, langausgehalten wie vom Dudelsack.

Sie ersterben; nur die Zikaden schrillen, und die Sonne schrillt. Bei dem Felsblock, wo die Riesenwolfsmilch ihren Kandelaber zum dunklen Himmel hält, den Weg abwärts verdeckend, erscheinen Gesichter, breit und lachend, blauäugig-sonnenbraun das eine, vogelköpfig-schmal, oliv und schwarzäugig das andere, tauchen Gestalten auf im blauen Leinenbeinkleid mit roten Säumen, die Leinenjacke über der Schulter, im reichgestickten Gürtel. „Gelobt sei Jesus Christus!" rufen sie den Fremden an in fremder Sprache.

„In Ewigkeit, Amen!" Die schwarzgelbe Zornnatter auf dem Stein flieht raschelnd ins Gebüsch, und seltsam fremd ertönt sich entfernend aufs neue der Sang der Hirten, die über den Berg gehn, der dunkel ergreifende Sang dieser Berge.

Rechts vom tief einschneidenden Sattel, der den Paß ins trostlose Hinterland bildet, ragt ein Gipfel, unruhig verwittert und in Löcher und Mulden ausgewaschen bis zur überhängenden Spitze. Die mittägliche Wand fällt senkrecht bis zu einem Absatz in halber Höhe des Berges, der breit genug ist, um Sträuchern und Buschwerk Halt zu gewähren.

Über das blaue, unten sich sonnende Meer, von schimmernden Inselbergen dahinter, kommt pfeifenden Flugs die Felsentaube zur heimatlichen Höhle; der „einsame Spatz" singt sein Lied inmitten schwermütiger Karstwildnis. Von drunten lacht die blühende Küste, dringt in weichen Nächten der Sang des Olivenspötters bis herauf.

* * *

Von kleinem, hervorragendem Steinpostament schwingt sich singend ein Vogel in die Höhe, beschreibt mit ausgebreiteten Flügeln einen Kreis und schwebt singend zurück auf den Sitz, wo er nun wie ein Rotkehlchen mit weit auseinandergestellten Läufen steht und wie ein Rotschwanz knickst und den lockeren Schwanz auf und nieder schlägt. Sofort fängt er auch wieder zu singen an, bricht jedoch plötzlich ab und hüpft leicht in weiten Sprüngen einem Käfer nach, macht den Hals neugierig lang nach einem Skorpion, der zwischen dem Gestein hervorkommt, und verfolgt aufgeregt das Tanzen eines Mückenschwarms über seinem Kopf, bis er sie nach Art der Rotschwänze aus der Luft wegfängt. Dabei kehrt er von jeder Tätigkeit auf seinen sonnbestrahlten Sitz zurück, wiederholt das vorige Singen, Steigen und Niederschweben, Insektenfang und Kleintierjagd und fängt schließlich an, aufmerksam und rasch sein seidenweiches, buntfarbiges Gefieder durchzuhecheln. Langaufgerichtet, mit bauschigem, beinah über die Fersengelenke hochgezogenem Federkleid steht er da, als eine Spitzkopfeidechse, die ihr Weg vorbeiführt, neben ihm ein hartes Steingeriesel verursacht. Glatt liegt da plötzlich jede Feder an, flach wird der eben noch struppige Kopf, lang der Hals mit dem fast senkrecht hochgerichteten Schnabel. Beinah dumm-ängstlich ist der vorhin so kluge Ausdruck des zu Tode erschreckten Vogels, und mit hastigem Schackschackschack ist er in die Baumheide unter ihm verschwunden. Nicht lange jedoch, so kommt es aus dem Gebüsch, beinahe, als hab' eine Schwarzdrossel gewarnt, nur weicher und nicht so laut, täck, täck, und der kleine Hasenfuß ist wieder da, sieht sich um, zuerst noch etwas langhalsig und verstört, dann, als alles still bleibt, munterer, mit schiefgehaltenem Kopf, knickst und hüpft endlich mit raschem Sprung auf seine Steinkanzel. Jetzt, in der Ruhe — er sitzt augenblicklich etwas trüb da, dickbauchig, mit kurzem Hals und hängenden Flügeln, — hat man Rotschwanz und Schmätzer vergessen, und wär' es ein junger Vogel mit weißer Kehle, hellem, gewelltem Bauch und dunklerem Kopf und Rücken, so möchte man an eine junge Singdrossel glauben, die da oben sitzt und augenblicklich etwas nachdenklich ins Leben sieht. Aber die Farben, die so scharf abgesetzt und entschieden sind, erinnern, obwohl nicht dieselben, doch eher wieder an den Gartenrotschwanz und haben so gar nichts vom Waldvogel. Unvermittelt geht das helle Aschblau von Kopf und Kehle in das Rostrot der Unterseite über; der Schwanz ist ein echter Rotschwanz mit dem Capriccio einer einzigen braungrünen Mittelfeder, und der Rücken sieht zwischen den Flügeln weiß beschneit wie Gartenrötlings Kopf oder wie die Karstberge droben. Nichts ist abgetönt, mit Ausnahme der dunklen Flügel; die Farben lärmen und wirken wie eine Täuschung südlicher Beleuchtung mit ihrem grellen Licht und tiefen Schatten.

Und so ist auch das Wesen des Vogels: vielfarbig und interessant, unruhig und beweglich. Neugier und Zutraulichkeit stehn unvermittelt neben lächerlicher Schreckhaftigkeit, Klugheit und Talent neben dem Anschein von Dummheit.

Voll Leben, Empfindsamkeit und Wandelbarkeit, Angst und Dreistigkeit, Scheu und Vertrauen, Gelehrigkeit und Unbelehrbarkeit.

Einmal so selbstvergessen und arglos, daß ihn die Büchse mit Leichtigkeit von seinem Gesangspodium herunterholt, dann durch einen Hauch, ein Gespenst vertrieben. Ungeheuer argwöhnisch beim Nest, so daß das Weibchen die von einem Menschen nur entdeckten, niemals berührten Eier verläßt, sonst ein keder, anhaltender Beobachter, dem nichts um ihn herum entgeht. In einem Augenblick spielt er uns Schmätzer, Rotschwanz, Drossel, von ferne das Rotkehlchen vor und ist gerade dadurch er selber; die Unbeständigkeit seiner Erscheinung wird zur Art.

Niemand, der den Angstmeier vorhin gesehn, würde je glauben, daß es derselbe Vogel ist, der jetzt da oben steht und ganz versunken singt. Aus dem Langhals, dem Natterwendel ist wieder die Drossel geworden, aus dem Argwöhnisch-Mißtrauenden ein unbewußter, ganz versonnener kleiner Künstler, der plaudernd zwitschert wie ein Rötling, drosselähnlich flötet, heult huuhu, wie er es von der Felsentaube hat, oder kichert, wie die Felsenspechtmeise es ihn gelehrt und ein anderer Imitator, der Schwarzkehlige Steinschmätzer, sein Genosse im Steinland, schon vor ihm nachgerufen. Voll Überraschungen ist die Steinmerle für den, der sie nicht kennt, wie das Land, das sie bewohnt, für den Fremdling.

* * *

Bis in den Juli hinein erklang der bunte Gesang von der Steinkanzel. Im Ginstergesträuch hingen die Fruchtkapseln schwarz verbrannt an zunderdürrem Faden, die Eidechse blieb tief im kühlen Felsenspalt versteckt, der Himmel war rötlichweiß, Schirokko drückte das Land. Die Vögel schwiegen, und die Pflanzen schliefen. Hin und wieder tauchte der Schwarzkopf einer Kappenammer aus einer Steinmulde, die einst mit Blumen gefüllt gewesen. Wie ein rollendes Blatt, eine treibende Feder, Rätsel am windstillen Mittag, schießt schwarz-weiß-gelb der Steinschmätzer eilend vorüber, steht knicksend; verschwindet. Stumm war das Lied der Hirten. Dumpf dröhnte der Zweitakt des Kolo aus der kleinen Dorfschenke zur unvergessenen Blutrache.

Hoch über dem Tal, zwischen Steinen mit weißgrauer Immortelle überzogen, im Myrten- und Wacholdergebüsch immergrüner Macchia ist das Königreich der jungen Rötel. Dort, in weißer Karstwüste, wurden sie groß; die Stille erzog sie, und Einsamkeit beschützte sie; nur die Ziege mit glashellen Augen, die zwischen den Blöcken nach Nahrung suchte, schreckte sie oder die Mutter, die ihre Kinder dann mit heftigem Schrickschackschack in die vielen Löcher und Schlupfwinkel rief. Siebzehn Tage war sie im Mai auf den blaugrünen Eiern gesessen im Nest aus Moosen und Halmen; die Wolken zogen über den Stein, daß er von heißen Tropfen dampfte; die Sonne stand drüber im Blau. Die Opanken des Hirten traten ihn oder die zierlichen Hufe kleiner Gebirgspferde; es ging die Zeit über den stillen Fleck.

Keiner wußte von den Jungdrosseln als Steinhuhn und Blaumerle, die so einsam wie sie dort oben ihr Leben lebten. Niemand kannte die vier, die, angetan wie junge Gartenrötel, dort oben zwischen Geröll und Geriesel

in Busch und Strauch piepten und wippten, knicksten und schackerten. Die sich einmal zu Tode fürchteten und ein andermal frech waren, die vom Rötel und Schmätzer und der Drossel etwas an sich hatten und doch so ganz sie selbst waren.

Die zogen im Herbst herunter nach den süßen Beeren in den Weinbergen und ans Meer, das sie überfliegen wollten, und kehrten im Frühling zurück, überflogen den Eichwald und sangen von der Steinkanzel am Karstberg buntfarbig ihr buntes Lied.

Zur Systematik: Der Steinrötel, Monticola saxatilis (L.), gehört mit etwa neun oder zehn Arten der Gattung „Steindrossel" an, die über Südeuropa, Süd- und Mittelasien, Ostsibirien, Japan verbreitet ist. Das 20 cm Größe erreichende Vögelchen ist ein seltener deutscher Brutvogel, der kaum noch anderswo als in den Alpen bei uns angetroffen werden kann. Vor 60 Jahren war der Steinrötel noch Brutvogel im Harz, um die Jahrhundertwende kannte ihn noch der Mittelrhein. Vor Zeiten war er auch um Wiesbaden (Taunus), in Hessen-Nassau und den Vogesen heimisch.

Hierher gehört der zweite europäische Vertreter der Gattung: die im männlichen Geschlecht schieferblaue, mit schwarzen, blaugesäumten Schwingen und Schwanzfedern geschmückte Blaudrossel, M. solitarius (L.). Das Weibchen des etwas größeren (22,5 cm) Vögelchens ist bläulich braungrau, unterseits blasser und dunkel gewellt. Die Blaudrossel ist Brutvogel in Nordwestafrika, Südeuropa (von Spanien bis nach Griechenland), da und dort im Alpengebiet (Schweiz, Tirol usw.), Kleinasien und weiter bis Persien. Im Gegensatz zum Steinrötel, der in seiner Erscheinung kaum variiert, ist die Blaudrossel in einer Anzahl unterschiedener Formen über Transkaspien, Turkestan bis nach Tibet, China, Südostsibirien, Japan verbreitet. In Deutschland ist das schmucke Geschöpf, das in Südeuropa gern wegen des flötenden Gesanges als Käfigvogel gehalten wird, eine äußerst seltene Erscheinung (Andernach, Wetzlar, Metz). Auf Helgoland soll einmal ein Stück gefangen worden sein. Soffel.

Der Graue Steinschmätzer / Von Martin Braeß

Die Ackerfurchen strömen kräftigen Erdgeruch aus. Weit dehnt sich die violettbraune Fläche; sie steigt in der Ferne zur halben Höhe des Hügels empor, der von Buschwerk und einigen Bäumen gekrönt wird. An seiner Seite, rötlich schimmernd, ein Steinbruch; dürftige Birken schauen vom Rand in die Tiefe. Das erste Lenzgrün liegt nur wie ein sanfter Hauch über ihrem Geäst; um so üppiger sproßt die Wintersaat auf den Feldern, die links und rechts an den Sturzacker grenzen.

Ein Vogel hat auf einem Grenzstein Fuß gefaßt; er knixt und bewegt wippend das Schwänzchen. Nun schaut er sich um, in gestreckter, aufrechter Haltung, den Schwanz nach unten geneigt, ganz anders, als die Bachstelze sitzt, mit der sein Gefieder einige Ähnlichkeit hat; denn es ist auffallend hell. Oberkopf, Nacken, Schultern und der ganze Rücken gleichmäßig aschgrau, die Unterseite weißlich mit rostgelbem Anflug, dunkle Schwingen und als besonderer Schmuck jederseits ein breiter samtschwarzer Zügel, der sich von der Schnabelwurzel übers Auge fast bis an den Hinterkopf zieht. Das Eigentümlichste aber ist doch das Schwänzchen: glänzendes Schwarz und schneeiges Weiß, so verteilt, daß sich das Weiß des Bürzels noch auf zwei Drittel der Schwanzlänge erstreckt.

S t e i n s c h m ä t z e r hat man den Vogel genannt, weil er gern Steinbruchs- oder Bergwerkshalden, Schluchten und Hohlwege mit Felsenwänden, steinige Flußufer, Klippen am Meeresstrand, mit Steinmauern befestigte Weinbergsgehänge, Äcker mit Feldsteinhaufen und ähnliche Orte zum Aufenthalt wählt. Er ist eben von der Reise zurück; Ende März, Anfang April wählt er zum Ankunftstermin. Vielleicht ist er zusammen mit seinem Weibchen gereist, das sich jetzt neben ihm zeigt; wie ein Fetzen weißen Papiers, das der Wind über den Erdboden treibt, wie eine Gänsefeder kam es herbeigeflogen. Mit lebhaftem Lockton wird es empfangen, und nun schwatzen und tändeln die beiden, von Scholle zu Scholle flatternd, von Stein zu Stein. Das Männchen beginnt ab und zu einen kurzen Gesang; an die weiße Bachstelze erinnert's oder an Braunkehlchens Lied. Viel ist nicht daran, und auch der kleine Sänger betrachtet seine Leistung nicht gerade als Kunst; sonst würde er die Fliege unbeachtet lassen, die gerade herbeisummt. Aber sein Liedchen trällernd, fliegt er ihr entgegen, schnappt sie aus freier Luft weg und verschlingt sie, ohne sich im Gesang unterbrechen zu lassen.

Einen geeigneten Brutplatz suchen die Steinschmätzer bald nach ihrer Rückkehr auf. Unser Pärchen weiß, wo es seine Wohnung aufschlagen will; schon im vorigen Jahr brütete es in dem Granitbruch an der einen Seite des Hügels, der sich aus den Feldern erhebt, und an der bewährten Wohn-

stätte hält man gern fest. Aber mit dem Nestbau hat es noch gute Weile. Die Flitterwochen wollen die Vögel in Lust und Frohsinn genießen. Flüchtig durchstreifen sie die Umgebung ihrer künftigen Wohnstätte, überall kurze Zeit weilend, auf jedem auffälligen Stein, auf jedem Chausseehaufen. Stets ein Bückling, ein schnalzender Ton, ein Wippen des Schwanzes beim Niederlassen wie beim Abflug. Hurtig und geschickt jede Bewegung. Auf dem Boden hüpfen die schlanken, hohen Läufe so schnell, daß es wie ein eiliger Lauf scheint, den Bachstelzen gleich, und der flachbogige Flug geht pfeilschnell dahin, fast immer dicht über der Erde.

Nur wenn die Liebe erwacht, vergessen die Vögel oft solche Vorsicht. Singend steigt das Männchen von seinem Lieblingsplatz einige Meter in schiefer Richtung empor, wie es der Baumpieper macht, und stürzt sich dann schnell in eigentümlicher Schwenkung wieder nach dem Plätzchen oder einem andern Sitzpunkt herab. Es zeigt seine ganze Schönheit dabei, den gespreizten schwarz-weißen Schwanzfächer und den schneeigen Bürzel; ja manchmal treibt es den Balzflug so toll, daß es sich in der Luft überschlägt. Dann gleicht es einem Fetzen weißen Linnens, den ein Windstoß gepackt hat.

Der Mai ist gekommen; da heißt es endlich: ans Werk! Der Eingang der Felsenspalte ist weiter, als man ihn braucht; aber die tiefe, ein wenig aufwärts führende Kluft verengt sich nach innen. Hier wird das Weibchen ruhig brüten, ungefährdet werden die Jungen aufwachsen; keiner ahnt, daß in dem starren Granit ein Mutterherz schlägt und kleine Wesen fröhlichem Leben entgegenträumen. Höhlenbrüter haben es immer leicht mit dem Nestbau; sie brauchen nicht ängstlich abzuzirkeln, nicht künstlich die Wandung der Kinderwiege zu flechten. So wird es nicht gerade ein Kunstbau; aber die locker ineinandergeschobenen Würzelchen, die trocknen Stengel und Blätter füllen den Raum zwischen den Felswänden aus, und die Pflanzenwolle, die Distelflocken, die Hasen-, Kälber-, Pferdehaare, Federn vom Rebhuhn, von Tauben und anderem Geflügel bilden inmitten des wirren Haufens ein warmes, weiches Polster.

In solch verborgenem Nestchen liegen fünf oder sechs Eier. Licht-blaugrün sehen sie aus, nur ausnahmsweise mit winzigen rostbraunen Pünktchen gezeichnet. Hier in der finstern Höhle ist diese ausgesprochene Schutzfärbung der Eier allerdings ohne jede Bedeutung; da würde auch eine weiße Kalkschale genügen. Aber es steht nicht jedes Steinschmätzernest in einer so lichtlosen Höhle, wenn es auch wohl immer von oben her gut überdacht ist; gelegentlich findet sich eins auch in einem tiefen alten Fahrgleis oder unter einem Stamme, unter einem bemoosten hohlliegenden Stein — von der Seite sind die Eier dann ganz gut zu sehen. Aber durch Schaden gewitzigt, suchen die meisten, wenigstens die erfahrenen Pärchen, ein etwas sichereres Asyl auf, wenn nicht eine Spalte im anstehenden Felsen, so doch ein Loch in der baufälligen Granitmauer des Friedhofs, einen Winkel in einem Holzstoß, Vertiefungen in den Wänden von Ton- oder Lehmgruben, oder sie benutzen den Unterschlupf, den sich irgendein anderes Tier, Vogel oder Vierfüßler, gegraben hat, den Bergwerksstollen der Uferschwalbe, wenn er nicht gar zu eng ist, den Kaninchenbau, ein Mauseloch und dergleichen.

Das Weibchen brütet allein, 14 Tage lang, wie die meisten Vögel von ähnlicher Größe. Oft sitzt das Männchen auf irgendeinem hervorragenden Plätzchen, fast immer auf Steinen, und trällert sein Liedchen. Dabei hält der wachsame Vogel stets Umschau und meldet mit schnalzendem „tack tack" und nervösem Knicksen jede Gefahr; denn Steinschmätzer sind von Natur sehr ängstliche Vögel. Auch dem Menschen trauen sie nicht, am wenigsten in der Nähe des Nestes. An der Landstraße fliehen sie mehr spielend vor ihm, wie Bachstelzen oder Goldammern, immer von einem Steinhaufen zum andern; an der Brutstätte aber fliegen sie eiligst von dem Sitzplatz herab, flüchten am Boden hin und schwingen sich dann zu der Kluft empor, die das Nest birgt, wo sie im Dunkel verschwinden. Ist's aber ein schleichender Marder, eine Katze oder auch nur ein kleines Wiesel, so kennt ihre Angst keine Grenze; sie umkreisen den Räuber und stoßen scheinbar nach ihm.

Die folgenden Wochen sind den Jungen gewidmet. Zwischen den Steinen der Halden, an den Blättern der jungen Kohlstauden auf dem Acker, am grasigen Feldrain, überall gibt's Insekten, Käfer und leckere Larven, Raupen vom Weißling, Fliegen, Kleinschmetterlinge, außerdem Spinnen der verschiedensten Art. Sobald man etwas erwischt hat, geht's hurtig hinein zu den Jungen; die sind stets dankbare Abnehmer. Oft sitzt das Männchen auf einem Steinblock, das mehr rötlichgrau, unreiner und weniger lebhaft gefärbte Weibchen nicht weit davon auf einem Pfahl, beide voll Erwartung, ob sich nicht etwas am Boden bewegt. Schnell fliegen sie dann hin und nehmen es auf. Die Kunst des Fliegenschnäppers und Rotschwänzchens versteht der Steinschmätzer gleichfalls; das vorüberfliegende Insekt fängt er von seinem Sitzplatz mit gewandter Schwenkung im Fluge.

In der zweiten Hälfte des Juni sind die Jungen flügge. In ihrem ersten Jugendkleidchen gleichen die Kinder den Eltern nur wenig. Alle oberen Teile sind matt-rostgrau mit gelblichen Schaftstrichen und graubraunen Endkanten der einzelnen Federn; die Unterseite aber erscheint auf gelblichweißem Grunde braungrau geschuppt. Der Schwanz trägt schon die charakteristische Farbenzusammenstellung, wenn auch noch nicht in voller Schönheit, und auch die dunkeln Zügel im Gesicht sind bereits angedeutet. Im August mausern die Jungvögel; dann wird ihr Kleidchen dem der Mutter sehr ähnlich.

Schon Ende August denken die Steinschmätzer an die Herbstreise. Ihrer Unruhe merkt man es an; in der Nähe des Nistplatzes weilen sie nur noch selten; sie unternehmen immer weitere Ausflüge. Eines Morgens in den ersten Tagen des Herbstmonds sind sie verschwunden. Familienweise ziehen sie zu nächtlicher Stunde. Weit, weit geht die Reise; denn man trifft während des nördlichen Winters den Grauen Steinschmätzer selbst in den Äquatorgegenden Afrikas an. Die im nördlichen Asien heimischen ziehen nach Indien, und die Brutvögel des nordöstlichen Amerikas südwärts bis nach den Bermuda-Inseln. Der Vogel ist über fast alle nördlicheren Gebiete der Erde verbreitet, und wenn er auch für Deutschland zu den Arten gehört, die schon im Hochsommer der Heimat Lebewohl sagen, so scheint er sich doch gerade in nördlicheren Ländern besonders wohlzufühlen. Auf den friesischen Inseln ist er sehr

häufig, so auf Borkum, wo ihn jedes Kind kennt; denn er baut hier sein Nest gern unter die niedrigen Abdächer der kleinen Häuschen, zwischen das aufgestapelte Brennholz, und benutzt in den einsamen Dünen Kaninchenhöhlen oder jedes andere Loch. Auch teilt er mit der Bachstelze die Vorliebe für alte Konservenbüchsen, die auf Schuttabladestellen umherliegen. Ebenso häufig bewohnt der Steinschmätzer die Küsten und Inseln der Ostsee. In den Klippen auf Bornholm, an deren Fuß das Meer brandet, haust er in großer Menge; auch belebt er in stattlicher Anzahl die einsamen Landschaften der skandinavischen Länder, die Fjords der Küste und die Fjelde im Innern Norwegens bis zum hohen Norden hinauf. In welcher Menge die Vögel dort hausen, das beweist ihr Rückzug im Herbst, wenn sie an den deutschen Küsten oder den vorgelagerten Inseln rasten. Gegen Mitte August bemerkt man die ersten Reisenden, ausschließlich Jungvögel in braunem Kleide; bald aber nimmt die Zahl der jungen und alten Steinschmätzer so zu, daß große Strecken, ja ganze Inseln geradezu mit diesen Vögeln übersät sind.

Auch auf Island gehört der Steinschmätzer stellenweise zu den recht häufigen Brutvögeln, sowohl in den Berglandschaften mit den Steilfelsen und Geröllfeldern wie auch unmittelbar am Strand oder im fruchtbaren Flachlande. Von hier scheinen die Vögel im Herbst über die Färöer und Shetlandinseln, über Großbritannien, Frankreich und Spanien nach Westafrika zu ziehen. Am weitesten polwärts dringen die grönländischen Steinschmätzer vor; denn man hat sie an der Westküste der Insel noch unter 73° brütend gefunden; ja an der Ostküste kommen sie bis 75° sogar recht zahlreich vor. Sie gehören der amerikanischen Form an, die eine Spur größer ist als unsre mitteleuropäische. Und wie der Norden den Steinschmätzer nicht schreckt, so siedelt er sich auch in den höchsten Gebirgen mit Vorliebe an. In den Alpen, in den Karpathen baut er sein Nest zwischen dem Schuttgeröll, oft hoch über der Baumgrenze, und im Kaukasus hat man ihn noch bei ungefähr 3000 Meter Meereshöhe gefunden.

Zur Systematik: Außer dem Grauen Steinschmätzer, Saxicola oenanthe oenanthe (L.) werden gelegentlich andere Spezies und Subspezies der etwa 50 Arten umfassenden Gattung in unsere Heimat verschlagen: so der oben erwähnte Nordostamerikaner, S. oe. leucorhoa (Gm.), der auch auf Grönland, Island, den Faröern brütet und auf dem Zug bis nach Helgoland und auf die Friesischen Inseln gerät. Er ist größer, langflügliger, unterseits dunkler und lebhafter rostfarben. Auch der im männlichen Geschlecht schwarzrückige, russisch-sibirische Schwarzkehl-Steinschmätzer, Saxicola pleschanka (Lep.) wurde auf Helgoland erlegt; ebenso S. deserti atrogularis Blyth. Mittelasiens. Saxicola hispanica hispanica (L.) der Westl. Mittelmeersteinschmätzer (s. Bild!) ist oberseits ockerfarben, seine Flügel sind bräunlichschwarz. Ihm nahe steht die Form der östl. Mittelmeerländer: S. h. xanthomelaena Hempr. und Ehrenb. Noch sei erwähnt S. leucurus (Gm.) der Pyrenäenhalbinsel und Riviera, der leicht am ganz schwarzen Kleingefieder und seiner Größe — 20 cm — kenntlich ist. Soffel.



Kurt Soffel phot. Braunkehliger Wiesenschmätzer, Weibchen. *Siebeneich, 1908.*
Pratincola rubetra rubetra (L.).



R. B. Lodge phot. Braunkehliger Wiesenschmätzer, Männchen. *Middlesex, Juni 1906.*
Pratincola rubetra rubetra (L.).



R. Kearton phot. Männliches Schwarzkehlchen. Engl Form. *Surrey, Juni 1905.*
Pratincola torquata hibernans Hart.





W. Farren phot. *Near Mildenhall (Suffolk). Mai 1905.*
Engl. Schwarzkehlchen, mit Futter zum Nest kommend; links Männchen, rechts Weibchen.
Pratincola torquata hibernans Hart.

Die Wiesenschmätzer / Von Martin Braeß

Das Braunkehlchen.

Ein Trupp kleiner Mädchen spielt Ringelreihen auf blühender Au. Andere pflücken Blumen, weißstrahlige Margariten und blaue Glocken, butterfarbenen Hahnenfuß, die gelben Köpfe vom Bocksbart, weißliche Dolden vom Geißfuß, purpurne Knabenkrautblüten, und wie sie alle heißen, die lieblichen Kinder der Wiese. Zu Kränzen und farbenfreudigen Sträußen werden sie von den flinken Händen vereinigt. Da, ein Ausruf des kleinen, blondzopfigen Mädels: „Kommt, kommt herbei, ein Nestchen mit grünen Eiern!" Und sie springen herzu, das Wunder zu schauen. Vorsichtig biegen die Kinder das hohe Gras auseinander, die Simsen und Binsen und Seggen: sechs Eier von blaugrüner Farbe. Sie liegen eng beieinander in lockerem Gewebe von dürren Würzelchen und trocknen Stengeln, von Halmen und Blättchen, etwas Moos dazwischen, und das Innere mit Haaren von Rindern und Pferden ausgekleidet, auch ein paar Flöckchen von dem Wollgras, wie es in Menge an dem sumpfigen Ufer des Flusses wächst, der die Niederung langsam durchfließt. Nichts in der Umgebung kann die Erbauer des Nestes verlockt haben, gerade hier sich niederzulassen, kein Gesträuch, kein niedriger Erdwall, nur eine seichte Vertiefung im weichen Boden, wie sie vorzeiten vielleicht der Fuß eines Pferdes oder Rindes getreten hat. Und doch, nur durch Zufall gelang der Kleinen die seltne Entdeckung, als sie den doldengekrönten Stengel des Giersch ganz unten abreißen wollte, um den andern Kindern zu zeigen, daß er größer sei als sie alle.

Wem das Nestchen gehört, danach forschten die Kleinen nicht weiter; sonst hätten sie das Vogelpärchen sehen müssen, das unruhig umherflog von einem Doldengewächs zum andern, von dem Distelkopf hinüber nach den Salweiden und Erlen, die den toten Flußarm begleiten, und wieder quer über die Wiese nach dem Dornengestrüpp, das den Busch am Fuße des Talhangs umsäumt. Sie hätten auch den Ruf der geängsteten Tiere vernehmen müssen: „tjaudeck, tjaudeckdeckdeck". Doch die Kinder stürmten zurück zu den Mähern, die mit wuchtigem Hieb das Gras in langen Schwaden zu Boden streckten. Sie riefen die Kunde vom Vogelnestchen ihnen entgegen; doch fanden sie kein Verständnis bei den Männern der Arbeit. Und als sie zurückhüpften, von neuem die Eierchen zu betrachten und sie als niedliches Spielzeug mitzunehmen, da konnten sie die Stelle nicht finden. Das hohe Gras verbarg die Eier den Blicken.

Nach einer Weile hatten sich die Vogeleltern beruhigt. Das Weibchen war durch eine Art Eingang zwischen dem Gras unten am Boden zum Neste geschlüpft, hatte sich bald überzeugt, daß nichts weiter geschehen war, und

sich dann niedergelassen, um von neuem die Eier zu wärmen, während das Männchen die unterbrochene Jagd nach Insekten bald wieder aufnahm.

Was ist es doch für ein sauberes Vöglein, das Braunkehlchen, wie man es wegen der Rostfarbe nennt, die Kehle und Oberbrust einnimmt. Die schwarze Zeichnung an Wangen und Ohrgegend, der lichte Streifen über dem Auge und der weißleuchtende Fleck auf den Schultern, das hebt sich alles so reizvoll von der dunkeln Oberseite und den schwarzbraunen Schwingen ab; auch die weiße Schwanzwurzel des sonst tiefschwarzen Steuers kennzeichnet den Vogel, wenn er in niedrigem Flug, schwache Bogen beschreibend, schnell über die Wiese dahinstreicht. Aber auch seine Haltung ist nett, wie er so unternehmend auf dem purpurnen Kopf der Distel sitzt. Zum Adelsgeschlecht der Schmätzer gehört er, man sieht es an der hastigen und graziösen Bewegung.

Jetzt summt ein Insekt, eine Fliege oder Bremse, einige Meter über seinem Standplatz dahin; sofort schnellt sich das Vöglein empor. Die kleine Beute ist schon gefaßt, und mit kühner Schwenkung, fast als ob er sich überschlüge, stürzt der gewandte Jäger wieder herab auf sein Plätzchen, nach neuem Fange ausspähend. Dann geht es in zuckendem Flug nach dem Abzugsgraben, der die Wiese durchschneidet. In schnellen Sprüngen, hochbeinig, den Körper ziemlich aufrecht getragen, hüpft der Vogel den Fußpfad entlang, jedes Käferchen aufnehmend, auch Ameisen pickend und kleine Heupferde mit dem Schnabel ergreifend. Ab und zu hüpft er flatternd ein wenig empor, rüttelt vor der Spitze des Grashalms, vor der Blüte eines Doldengewächses und nimmt mit sicherem Griff ein Käferchen, eine Fliege oder einen Kleinschmetterling, ein Räupchen, eine Larve, um dann sofort mit elegantem Sprung wieder am Boden zu sein. Aber die erhöhten Plätzchen liebt er doch mehr, die Kopfweiden am Grabenrand, das Erlengesträuch, die Spitzen höherer Stauden, Erd- oder Steinhaufen, Stöcke und Pfähle oder die Ackerwalze am Wege, die noch vom Frühjahr her liegengeblieben ist.

Von solchen Plätzen aus läßt Braunkehlchen seinen Gesang hören. Hübsche, flötende Töne sind es zumeist, die sich zu kurzen Strophen vereinen, auch klirrende und zischende Laute dazwischen, wie sie dem Hausrötel eigen, und rauhes Gezwitscher, wie es die Dorngrasmücke übt, die im nahen Busch wohnt. Überhaupt scheint der Wiesenschmätzer gern anderer Vögel Stimmen nachzuahmen, das komische Quodlibet der Rohrsänger, den flötenden Ruf des Pirols, das Locken der Weißen Bachstelze, das Plaudern der Gartengrasmücke, das Lied des Stieglitzes, das „Würzgebier" des Buchfinken u. a. m., alles Vögel, die beständig in seiner nächsten Nachbarschaft wohnen. In der Gefangenschaft, wenn das Ungestüm des freiheitliebenden Vogels sich gelegt hat, kommt dies Talent des Sängers bisweilen in staunenerregender Weise zur Geltung. Schöner aber ist es, der biegsamen, vielgestaltigen Stimme in lauer, mondheller Maiennacht am Rande der Wiese zu lauschen. Wir hören gezogene Töne und kurz angeschlagene Noten, mehrere hohe Pfiffe, dann zartes Flöten, ein paar zischende Laute dazwischen, weiche Lockrufe und sanftes Geplauder. Aber solch hervorragende Sänger sind Ausnahmen; die meisten

Braunkehlchen singen nur kurz abgebrochene Liedchen, in denen zwitschernde, schnalzende und krächzende Töne vorherrschen.

Nur zwei Monate lang kann man sich an dem abwechslungsreichen Gesang erfreuen; denn gewöhnlich treffen unsere Wiesenbewohner erst Ende April an ihrem Brutort ein, und nach Johanni (24. Juni) hört man nur noch selten ihr Lied. In Gegenden, wo die Braunkehlchen häufig sind, besonders in manchen fruchtbaren Flußniederungen, wo die Wiesen von Wassergräben und Bächen durchschnitten werden, oder in weiten, grasreichen Tälern der Mittelgebirge, oder noch höher an Bergwiesen, die vom Wald umsäumt sind, kann man bisweilen wahren Wettgesängen mehrerer Männchen lauschen. Jedes Vogelpaar beansprucht für sich allein ein ziemlich großes Revier; doch sind die Braunkehlchen trotz aller Lebhaftigkeit nicht so zänkisch und unverträglich untereinander wie z. B. ihre Vettern, die Steinschmätzer; ja mit ihrem nächsten Verwandten, dem Schwarzkehligen Wiesenschmätzer, der allerdings im mittleren Deutschland ziemlich selten ist, brüten sie bisweilen auf demselben Wiesenstück. Auch wenn das Weibchen auf den Eiern sitzt, singt das Männchen sehr fleißig, immer in der Nähe des Brutplatzes. Nach dreizehn Tagen etwa piepen die Kleinen im Nest, und nun ist es aus mit dem sorglosen Singen. Wenn die Nestjungen nur etwas flattern können, verlassen sie den verborgenen Winkel, wo Elternliebe sie großzog, meist noch rechtzeitig, ehe der Schnitter kommt, das Gras im Talgrund zu hauen.

Unserm Pärchen, dessen Eier von der Jugend des Dorfes verschont worden waren, ging es schlimmer. Schon von Anfang an hatten sich die Vögel um einige Wochen verspätet. Als das Weibchen endlich das halbe Dutzend Eier im Neste zusammengebracht hatte, war der Wonnemonat schon verstrichen. Gegen Mitte des Juni wurden die Kinder geboren; nun waren sie erst eine Woche alt, und da sahen die Eltern mit Schrecken, wie von Stunde zu Stunde die Schnitter näherkamen mit den blitzenden Sensen. War das ein ängstliches Flattern vom Gebüsch nach dem Graben, von dem Pfahl nach der Distel, von der Spitze des einsamen Strauchs nach dem Erdhügelchen am Rande der Wiese! Die Gefahr kam näher, schrittweise nur, aber sicher. Die geängsteten Vögel konnten den piependen Kleinen nicht mehr die Atzung bringen: sie hätten das Nest sonst verraten. Je mehr sich die Männer dem gefährdeten Ort näherten, um so mehr zogen sich die Alten zurück. Endlich am Abend atmeten Vater und Mutter froh auf. Wenige Schritte vorm Nest hatten die Männer haltgemacht, ihre Sensen über die Schulter genommen und waren heimgegangen. Jetzt galt es, schnell noch Futter für die Jungen zu holen, die so lange nichts bekommen hatten. Bald hatte jedes sein Teil, und ehe die Nacht einbrach, saß der Vater auf einem seiner Lieblingsplätzchen und sang seine Strophen hinaus in den sinkenden Abend.

Naß war die Wiese vom nächtlichen Tau, da kamen sie wieder, die grausamen Männer und brachten den Tod Millionen Gräsern und tausend Blumen, während in strahlendem Glanz die Sonne aufging und die Nebel zerstreute, während die Lerchen mit Jubelgesang den Himmel erfüllten und aus dem Busch so froh der Drossel jauchzendes Lied schallte. Jetzt ist alles verloren;

übers Nest fährt die Sense dahin, die Gräser fallen zusammen, die Staude des Giersch senkt langsam ihr Haupt, die rotköpfige Distel, Braunkehlchens Lieblingswarte, liegt mit einem Schlag sterbend am Boden. Kläglich schreien die beiden Wiesenschmätzer, ängstlich flattern sie umher; doch was hilft ihnen ihr „teck, teck, teck", ihr Schwanzwippen, ihr Flügelschlagen und ihr krampfhaftes Zucken! Langsam entfernen sich endlich die Männer. Da nahen noch einmal die Eltern dem Orte, der ihr Glück geborgen. Alles niedergemäht rings ums Nestchen, alles vernichtet!

Doch horch, leis' piepende Stimmchen! Sind sie wirklich dem Tode entronnen, die schutzlosen Kleinen? Hurtig lassen die Alten sich nieder, hüpfen in langen Sätzen durch das gemähte Gras, fassen in Hast Halme und Gräser und werfen sie seitwärts. Richtig, da sind sie noch alle im Nest, die sechs hilflosen Jungen, nicht eins ist getötet; die Vertiefung im Boden hat sie gerettet; über den Köpfchen strich die Sense vorbei. Aber naß ist das zarte Dunengefieder von dem taufeuchten Grase, und es frieren die Körperchen in der Kühle des Morgens. Die Alte weiß, was zu tun ist; sie nimmt ihre Kinder unter die wärmenden Flügel, ordnet mit dem Schnabel Würzelchen und Halme, so gut sie's vermag, zieht hier die Gräser etwas näher heran, entfernt sie an anderer Stelle, und das Männchen, nachdem es sich überzeugt hat, daß dem Nest nichts geschehen ist und nur die Umgebung ein anderes Aussehen gewonnen hat, entfernt sich eiligen Fluges, um den verspäteten Morgenimbiß so schnell als möglich den Kleinen zu bringen.

Bald haben sich die Vögel an die neue Lage der Dinge gewöhnt; sie haschen wie sonst vom Busch aus im Flug nach summenden Kerfen, hüpfen wohl auch im welkenden Gras und huschen verstohlen zum Nest, die Jungen zu füttern. Da erscheint neue Gefahr. Frauen und Mädchen kommen, das Heu zu wenden. Ein Rechen naht sich dem Nestchen; da flattert die Mutter aus dem Grase hervor: „tack tack". In Angst stürzt auch eins der Kleinen heraus; es kann noch nicht fliegen. Schnell hat es eine der Frauen gefaßt, behutsam hält sie's in lockerer Hand, und alle beschauen das Tierchen, dem fühlbar das Herzchen in großer Angst klopft. Was für ein winziges Wesen! Licht rostbraun die Federchen, dunkler gefleckt an der Oberseite und überall lichtgelb gestrichelt, rostgelblich der Unterleib, die Flügelchen schwarzbraun und auch das Schwänzchen. Der Schnabel ist weißlich, die Mundwinkel gelblich und groß die tiefbraunen Augen. Die Frauen setzen das Vöglein zu den Geschwistern im Nest, halten noch ein wenig die wärmenden Hände darüber, daß keins von neuem herausflattere. Dann greifen sie wieder zum Rechen und vollenden die unterbrochene Arbeit. Ein Weilchen reden sie noch von den Jungvögeln, ob's Lerchen sind oder Wachteln, und ob die Alten wohl wiederkommen und die Brut aufbringen werden, oder ob sie die hilflosen Kleinen verlassen.

Heimlich schlüpft die Mutter zum Nest und wärmt ihre Jungen, dann jagt sie mit dem Vater im Flug nach schwärmenden Käfern und Fliegen.

Am nächsten Morgen ist Leben in der kleinen Gesellschaft. Dem gestrigen Ausreißer ward das Nestchen zu eng, nachdem er die Freiheit gekostet hatte. Unbequem ist seine Lage; bald streckt er ein Flügelchen über den Rücken des

Nachbarn, bald drängt er ihn mit dem Fuß. Jetzt richtet er sich auf die Fersen, jetzt flattert er über den Nestrand, jetzt versinkt der Zwerg völlig im Grase. Aber die Alten locken mit Pfeifen und Schnalzen, helfen ihm wieder heraus und reichen ihm Bissen um Bissen. Das sehen die Geschwister, und eins nach dem andern flattert empor, und ein jedes erhält von den Eltern Leckerei zur Belohnung. Auf die Sicherheit der Jungen sind die Alten besonders bedacht. Die gemähte Wiese ist jetzt kein Aufenthalt mehr; nur möglichst schnell nach dem Gestrüpp am Rande des Busches! Am nächsten Morgen geht's weiter, quer durchs Gesträuch — das Flattern und Hüpfen fällt allen schon leichter. Bald sind sie am andern Saume des Wäldchens. Die Eltern fliegen ins Grüne und kommen mit saftigen Raupen zurück. Wer wollte noch säumen! Es locken die Alten — keine Gefahr ist in Sicht, und nun surrt eins nach dem andern über den Weg nach dem Krautfeld.

Hier finden sie alles, was sie bedürfen, Nahrung in Hülle und Fülle, besonders Raupen an der Unterseite der Blätter, aber auch Puppen und allerlei Käfer, dazu Sicherheit vor den Feinden. Sobald sich ein Raubvogel zeigt, gleich warnen die Eltern, und im Nu sind alle unter den schützenden Stauden. Auch Gesellschaft stellt sich ein, andere Wiesenschmätzerfamilien. Gemeinschaftliche Ausflüge werden unternommen; die Jungen fliegen ja schon bald ebensogut wie die Alten. Heute geht's nach dem Garten hinter dem Gut, wo man sich stundenlang zwischen den hohen Stengeln der Möhren und in anderm Gemüse umhertreibt; morgen fliegt man familienweise über die Felder nach dem Tal, wo ein Wiesenbach plätschernd herabhüpft. Und nun denkt man ja auch an die große Reise, die schon um Mitte August angetreten wird, familienweise, oft auch in größerer Gesellschaft. Einzelne bleiben wohl etwas länger; wenn aber dann die Hühnervölker aus den Kraut- und Kartoffeläckern herausstieben und es unheimlich knallt, wird es doch auch den letzten ungemütlich, und fort geht es eines Abends nach dem wärmeren Süden. Bis wohin geht die Reise? ... Viele bleiben wohl schon in Südeuropa; ja in England, wo die Winter so mild, vergessen die Braunkehlchen die Reise meist ganz; dort sind sie Standvögel, wenigstens die größere Anzahl.

Das Schwarzkehlchen.

Ein flüchtiges Vöglein hüpft leicht und gewandt in den Dornhecken umher, die den schmalen Feldrain begleiten. Jetzt sitzt es auf einem vorstehenden Ästchen, hochaufgerichtet die kleine Figur, und singt sein bescheidenes Liedchen; den zarten Strophen der Heckenbraunelle ganz ähnlich. Aber plötzlich bricht's ab; ein Kerbtier zappelt am Boden. Schon ist es gepackt, und nun hüpft das Vöglein von einer Ackerscholle zur anderen, auf jedem höheren Plätzchen Ausschau haltend; denn seine Sicherheit setzt es so leicht nicht aufs Spiel. Dem schützenden Buschwerk bleibt er stets nahe, und die freien Spitzen von Augenblick ist er wieder auf seiner Warte. Er wippt mit dem Schwänzchen in langsamem Takt und zuckt in schnellerem Tempo: „Fid, fid, tzerr tzerr" ... Da ist der kleine Bursche im dichten Gestrüpp schon verschwunden; dem Beobachter schlägt er ein Schnippchen.

„Schwarzkehlchen" heißt das schmucke Vöglein beim Volk; „Schwarzköpfchen" oder „Mohrenköpfchen" sollte es heißen. Kehle und Oberbrust sind ja rostrot gefärbt, und das Schwarz des Kopfes, das sich so schön von den weißlichen Halsseiten abhebt, erstreckt sich nur gerade mit über das Kinn. Für das Weibchen freilich würde auch die Bezeichnung „Schwarzköpfchen" nicht passen; es sieht der Base Braunkehlchen ganz ähnlich, nur etwas dunkler ist die Oberseite, und der schmutzig-weiße Fleck auf dem Flügel tritt beim Flug ziemlich deutlich hervor.

Unter einem Schlehenstrauch, im wirren trockenen Gras, das die Sense des Schnitters niemals erreicht, hat das Pärchen sein Nest. Der Zugang, kaum weiter als ein Mauseloch, ist nur den beiden bekannt. Weich und mollig liegen hier die fünf Kinder; denn das lockere Gewebe des flachen Napfes haben die Vögel mit Wolle und Haaren gut ausgepolstert. Wochenlang konnten sie sich nicht zum Nestbau entschließen; denn als sie Anfang April — ungleich früher als der braunkehlige Vetter — zurückgekehrt waren, begrüßten sie die Heimat noch wochenlang mit Schneeschauern, Regen und Sturm, und als endlich der Frühling einzog, da versuchten die Vögel ihr Heil im Weidengestrüpp der Au; aber sie fürchteten das steigende Wasser des Flusses. Sie zogen deshalb hinauf in die Fichtenschonung am Talhang; hier aber schreckte sie ein beutelustiges Wiesel. Schließlich wählten sie den Platz unter dem Schlehdorn am Ackerrain. Sie hatten es nicht zu bereuen. Schon gucken die Kleinen so klug aus der Öffnung zwischen den Gräsern hervor. Morgen werden sie das Nestchen verlassen, und wenn sie dann auch noch nicht recht die Flügel gebrauchen können, im Versteckspiel am Boden sind sie von Anfang an Meister. Niemand bemerkt sie. Erst später zeigen sie sich der Welt und setzen sich auf die Spitzen der Bäume und Sträucher. Im September, manchmal schon Ende August, geht's nach dem Süden.

In Deutschland ist das Vöglein nicht weit verbreitet; dem Osten fehlt es wohl völlig. Wiesen hat es weniger gern als sein Verwandter; hügliges Gelände mit Wald und Acker, Talhänge mit Hecken und Buschwerk, auch größere Höhen, wo das Kulturland aufhört und niederes Fichtengestrüpp, Heidekraut, Farne, Ginsterbüsche den steinigen Boden bedecken, das sind die Lieblingsplätze des Schwarzkehlchens.

Zur Systematik: Die Gattung Pratincola, der unsere Wiesenschmätzer angehören, ist in etwa 20 Arten über Europa, Afrika, Asien, die Sundainseln verbreitet. Europa beherbergt nur das Braunkehlchen, Pr. rubetra (L.), von dem wenig abweichende Rassen aus Süddalmatien und dem Kaukasus bekannt sind, und das Schwarzkehlchen, P. torquata torquata (L.), das in England durch eine dunklere, rotbraunere Rasse: P. torqu. hibernans Hart. vertreten ist.

Das Braunkehlchen erreicht eine Länge von 14 cm, das Schwarzkehlchen eine solche von 13 cm. Soffel.

Die Nachtigall / Von Martin Braeß

Frau Nachtigall! Tausendmal hat man dich besungen, Königin des Gesanges; nie aber ist dein Lob inniger, begeisterter erklungen als damals im Mittelalter von den Lippen der ritterlichen Minnesinger. Dein Lied erschien ihnen als das Symbol von Lenz und Liebe, von Jugend und Poesie. Es fand einen Widerhall in ihrer Brust, in dem Herzen des Volkes. Wer könnte sie zählen, die herrlichen Blüten der Kunstpoesie, die zarten Strophen des Volksgesanges, die wir deinem seelenvollen Lied verdanken, und an denen wir, die Kinder einer andern Zeit, uns noch heute freuen und erquicken können. Sei uns gegrüßt viel tausendmal, Frau Nachtigall, mit deinem Schall!

Ruhig spiegelt sich der Mond im dunkeln Gewässer; ein Nachen gleitet lautlos auf ihm dahin. Alles scheint zu schlafen: das Wasser und die Luft, die Bäume und Sträucher, die schwarz das Ufer beschatten, die Blütensterne, die sich über den Rand neigen, die Vögel im Walde und all die tausend kleinen Geschöpfe, die tagsüber im Sonnenlicht spielten. Lässig nur taucht das Ruder in den Wasserspiegel, daß der Silberschein in langgezogenen Wellen aufglitzert. Horch! leise und sanft, gezogene Flötentöne; voller und kräftiger dann, immer noch anschwellend und dann plötzlich mit zierlicher Tonfigur abbrechend. Da beginnt es von neuem: drei, vier gezogene Töne und dann ein schmetternder Triller. Und jetzt nach kurzer Pause ein paar hastig angeschlagene Noten, dann ein weicher, schwellender Ton, voll und rund, wohl ein dutzendmal wiederholt, und zum Schluß ein tiefes Rollen oder auch eine schmetternde Fanfare, frisch und siegesfroh! Ach, wenn es möglich wäre, durch Worte und Silben, durch Notenschrift und andere Zeichen die wunderbaren Strophen wiederzugeben! Aber wie weit bleibt jede Beschreibung hinter der Wirklichkeit zurück; armselig stehen die Silben auf dem Papier, mit denen schon ein Bechstein, ein Naumann es versuchten, den Nachtigallengesang zu fixieren! Wem nie das Glück geworden, der edlen Sängerin zu lauschen, der kann sich keine Vorstellung von dem Wohllaut ihrer Stimme machen, von dem unerschöpflichen Reichtum ihres Liedes; und wer es nur einmal gehört in stiller nächtlicher Stunde, der wird es nimmer vergessen.

Um Mitte April kommt die Nachtigall in Mitteldeutschland an, wenn die Stachelbeersträucher und die Weißdornhecken sich belaubt haben, die Birken in ihrem duftigsten Kleide prangen und aus den spindelförmigen Knospen der Buchen das erste grüne Blättchen sich herauswickelt. Sie scheinen einzeln zu reisen, immer des Nachts, und die Männchen einige Tage früher als die Weibchen. Zuerst hört man nur einzelne Lockrufe; aber nicht lange dauert's, so ertönt die schmachtend-sehnsüchtige Strophe des Männchens,

mit der es die ankommende Gattin begrüßt. Auch dem Nebenbuhler, der sich in die Liebe der beiden einmischen will, gilt der Gesang; ein Kriegslied ist's dann voll Kraft. Wirklichen Wettgesängen zwischen zwei hitzigen Männchen kann man bisweilen lauschen. Strophe reiht sich dann an Strophe, fast ohne Pause; dabei nähern sich die beiden Sänger immer mehr, wie man deutlich aus ihren Stimmen vernimmt. Bald sitzen sie sich gegenüber in demselben niedrigen Strauch, und jetzt im vollen Schlag stürzen sie aufeinander und jagen sich wutentbrannt umher.

Ist endlich alles in Ordnung, so beginnt das Pärchen mit dem Bau des Nestes, das in der Nähe derselben Stelle errichtet wird, die schon das vorige Jahr sich bewährte. Solche, die zum erstenmal brüten — man erkennt die jüngeren Männchen an dem weniger ausgebildeten Gesang —, wissen recht bald einen passenden Platz zu finden, nicht selten das Revier eines Pärchens, das den Tod auf der Reise fand; oder sie ersetzen, indem sie die Ehe mit einem älteren Vogel eingehen, den nicht zurückgekehrten Gatten, so daß an demselben Ort, der voriges Jahr ein oder mehrere Pärchen beherbergte, auch im neuen Lenz wieder Nachtigallen brüten, vorausgesetzt immer, daß keine störenden Veränderungen erfolgt sind. Ganz besonders lieben die Nachtigallen das niedrige lichte Laubholz in der Nähe langsam fließender Bäche und Flüsse, namentlich die freundlichen waldreichen Auen des Niederlandes. In weit ausgedehnten, einförmigen Hochwaldungen sucht man sie daher vergebens. Kleine Feldgehölze meiden sie auch; aber wo sich ein wirkliches Wäldchen zwischen Wiesen und Feldern einschiebt, da siedelt sich gern ein Pärchen an, vorausgesetzt, daß sich Wasser in der Nähe findet und dichtes Unterholz die Stämme der Bäume umgibt. Auch die Nähe von Ortschaften ist ihnen willkommen, die Promenaden und Parks oder die Friedhöfe großer Städte, wie das Buschwerk, das den Obstgarten umsäumt oder den Dorfbach begleitet.

Fast über ganz Deutschland ist die Nachtigall verbreitet; so kommt sie in Oldenburg wie in Ostfriesland auf der Geest sehr häufig vor, ebenso in Schleswig-Holstein mit Ausnahme des Westens. Erst nordwärts von Flensburg wird sie seltener, und auf den Inseln fehlt sie als Brutvogel. Dagegen tritt sie in den Provinzen Sachsen und Brandenburg an allen geeigneten Plätzen häufig auf; weiterhin zieht die nördliche Grenze ihres Brutgebietes durch das südliche Hinterpommern, Posen und Schlesien. Aber es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß die herrliche Sängerin nun alle geeigneten Gegenden Mittel- und Südeuropas südlich dieser Linie bewohnte. Gewiß, in keinem Lande fehlt sie völlig, aber ihre Verbreitung ist doch sehr ungleichmäßig, und in vielen Gegenden ist die Sängerin unbekannt. So brüten im Freistaat Sachsen die Nachtigallen in den Flußauen der Leipziger Gegend, während sie sonst höchstens vereinzelt vorkommen. In Nürnbergs Umgebung brütet keine Nachtigall mehr, ebensowenig im Regnitztal und seinen Nebentälern, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen. Aus dem ganzen hessischen Ländergebiete nördlich des Mains sind in den letzten sechzig Jahren die Nachtigallen verschwunden, und so ließen sich noch viele Beispiele dafür anführen, daß unsere herrlichsten Sänger mitunter fehlen, wo wir sie eigentlich voraussetzen dürften.

Es mögen oftmals ganz versteckte Ursachen sein, die sie veranlassen, bestimmte Gebiete zu meiden: das Überhandnehmen ihrer Feinde, unter denen wildernde Hauskatzen und frei umherlaufende Hunde vielleicht die schlimmsten sind; die Vermehrung anderer Vögel in unsern Parkanlagen, wie Amsel und Singdrossel; der Mangel einer genügenden Laubdecke, dieser oder jener Lieblingsspeise, unangenehme Ausdünstungen des Bodens oder die Verseuchung der Bäche und Flüsse durch Fabrikwässer. Leider steht so viel fest, daß die Nachtigallen trotz des Schutzes, den sie allenthalben genießen, trotz der großen Mühe, die man sich mancherorts gegeben hat, sie anzusiedeln, stark in Abnahme begriffen sind. Gewiß, heimliche Vogelsteller trifft auch manche Schuld, aber solche hat es jederzeit gegeben; die Massenmorde der Vögel im Süden sind auch nichts Neues; die wachsende Bevölkerung unseres Landes wird die Nachtigall nur ganz vereinzelt vertrieben haben, denn eigentlich menschenscheu ist der Vogel nicht, und so blieben als Ursachen der beklagenswerten Abnahme nur die Beseitigung so vieler natürlicher Hecken und größerer Feldgehölze, die Austrocknung von Gewässern, der Ersatz manches Laubwaldes durch Nadelholz, die Regulierung von Bächen und Flüssen, die Entfernung des trockenen Laubes aus den öffentlichen Garten- und Parkanlagen und ähnliche Maßnahmen, die alle der Nachtigall die Nahrung beschneiden und das Auffinden passender Nistplätze erschweren.

Wie das Rotkehlchen, so gehört auch die Nachtigall zu den „Erdsängern". Auf oder nur wenig über der Erde wird sie geboren; auf den niederen Ästen der Bäume, in den Zweigen des Gebüsches sitzt sie singend oder späht nach Nahrung aus, die sie vom Boden nimmt, wo sie gewandt mit schnellen Sprüngen einherhüpft. Den Flug über weite Flächen meidet sie ängstlich; sie fliegt meist nur von einem Busch zum andern, immer in der Nähe ihres Nestes, das den Mittelpunkt des kleinen Vogeldaseins bildet, bis zu dem großen Augenblick, da die Abschiedsstunde schlägt. Das Nest steht selten höher als 1½ m, meist nur 30—50 cm über dem Boden, im dichtesten Pflanzengewirr oder in einem Grasbüschel, zwischen dem Wurzelgeflecht eines Baumstrunkes oder den jungen Trieben, die diesem entspringen, in einer Dornenhecke oder in niedrigem Buschwerk. Das Nest macht meist einen liederlichen Eindruck, aber doch nur äußerlich; untersucht man den kunstlosen Laubhaufen näher, so findet man den ziemlich tiefen Napf in seinem Innern recht sorgfältig mit feinen Würzelchen, trocknen Stengeln, Haaren von Pferden und dergleichen ausgefüttert. Er birgt, wenn das Gelege vollzählig ist, vier bis sechs Eier, die auf den ersten Blick fast einfarbig grünlich-braungrau erscheinen, bei näherem Zusehen aber erkennen lassen, wie braungraue Flecken, Punkte und Striche eine lichtgrüne Grundfärbung gleichmäßig bedecken. Die Brutzeit währt zwei Wochen. Dabei sitzt das Weibchen so fest auf den Eiern, daß es sich unter Umständen mit der Hand greifen läßt; doch wird es vom Männchen häufig abgelöst. Nähert man sich um diese Zeit, also etwa Ende Mai, dem Nistplatz, so hört man die Alten fortgesetzt einen tiefen knarrenden Ton ausstoßen, „karr" oder „krrr", ähnlich dem Geräusch, das eine hölzerne Schnarre verursacht, und wenn sich die Angst um die Brut

noch steigert, so fangen sie an, ganz laut zu „rätschen“: „rärä“, oder sie lassen unaufhörlich ihr warnendes „tack tack“ hören. Verhält man sich aber ruhig, so schwindet die Furcht bald, und zwischen die einzelnen Schnarrlaute fügt das Männchen schon wieder, leise singend, eine kurze Strophe seines Liedes.

Überhaupt übt es jetzt, während das Weibchen auf den Eiern brütet, am fleißigsten seinen Gesang. Namentlich in den frühesten Morgenstunden bis etwa um sechs Uhr schlägt der unermüdliche Sänger fast ohne Aufhören, ebenso gegen Abend, bis tief in die Nacht hinein. Aber auch zu andern Tageszeiten, am Vor- und Nachmittag, kann man nicht selten der Nachtigall lauschen, wenn sie dann auch weniger anhaltend ihre Kunst zum besten gibt und die einzelnen Strophen durch längere Pausen trennt. Nur in den Mittagsstunden, etwa bis drei oder vier Uhr, pflegt unser edler Sänger der Ruhe. Doch verhalten sich die einzelnen Vögel sehr verschieden. Die einen singen vornehmlich nachts; unausgesetzt ertönt ihre herrliche Stimme von dem Augenblick an, da sich die ersten grauen Schatten der Abenddämmerung über Busch und Au lagern, bis die Morgensonne alles mit goldigem Licht übergießt; andere wieder verhalten sich ziemlich ruhig während der Nacht und werden erst eifriger, wenn sich der junge Tag meldet. Im allgemeinen aber kann man beobachten, wie unmittelbar nach ihrer Ankunft, also noch bevor sich die Vögel gepaart haben, der eigentliche Nachtgesang überwiegt, während später, namentlich wenn das Weibchen bereits brütet, die holdselige Singekunst in den frühen Morgenstunden am eifrigsten gepflegt wird. Sind nach einigen Wochen die Kleinen der Eischale entschlüpft, also um die Mitte des Rosenmonds, so verstummt der Gesang ziemlich schnell, und um Johanni vernimmt man nur ausnahmsweise noch eine Strophe — dem ernsten Sommer mit seiner heißen Arbeit ist der heitere Frühling gewichen.

Fünf oder sechs Vogelschnäbelchen, die weit sperrend sich den Alten entgegenstrecken, wollen versorgt sein. Auch wenn die Jungen das Nest bereits verlassen haben, dauert die Elternpflicht noch fort; ja der Appetit der Kleinen wächst von Tag zu Tag. Sie sind noch sehr unbeholfen in der ersten Zeit; ungeschickt sitzen sie im Gezweig, und flatternd nur hüpfen sie von einem Ästchen zum nächsten; an ein wirkliches Fliegen ist nicht zu denken. In ihrem ersten Jugendkleid, das zwar schon die Grundfärbung der Alten zeigt, nur daß alle Federchen, besonders auf der Unterseite, graubraun gesäumt sind, wodurch deutliche Wellenzeichnungen entstehen, sehen die niedlichen Geschöpfchen jungen Rotkehlchen recht ähnlich, zumal wenn das rostrote Schwänzchen, an dem man sie später leicht erkennt, sich noch wenig aus dem Kleingefieder vorgeschoben hat. Bloß etwas größer sind sie, ihre Läufe ein wenig höher, täppisch und hölzern. Vor der Abreise, die etwa Mitte August erfolgt, mausern sich die Jungvögel; dann nimmt ihr Gefieder im wesentlichen schon die Farbe der Alten an: grau-rostbraun die Oberseite, gelblich- bis schmutzigweiß mit ganz fein angedeuteten bräunlichgrauen Wellen Brust und Bauch, am hellsten die Kehle.

Gerade zur Zeit der Reise ist der Tisch für die Nachtigall wohl am allerreichsten gedeckt. Würmer und Insekten gibt es in größter Menge; die Ameisen

haben Puppen in ihrem Bau ohne Zahl; dazu sind an Baum und Strauch mancherlei Beeren gereift, die von der Nachtigall mit ebensolcher Freude begrüßt werden, wie von den Grasmückenarten und andern Insektenfressern. Johannisbeeren, schwarze wie rote, zupfen sie fleißig ab, selbst die kaum flüggen Jungen werden damit gefüttert. Auch die schwarzen Beeren des gewöhnlichen Holunders werden nicht verschmäht; nach Naumann aber sind es die roten Früchte des Traubenholunders, die von den Nachtigallen jedem andern Beerenobst vorgezogen werden.

Die Abreise unserer Sänger erfolgt unmerklich. Ende August sieht man sie noch hie und da durchs Gebüsch schlüpfen; aber in der ersten Septemberwoche sind sie verschwunden. Wenn einzelne Beobachter noch Ende September oder gar Anfang Oktober in unseren Breiten eine Nachtigall erblickt haben, so können dies wohl nur Vögel gewesen sein, die durch irgendeinen Zufall am rechtzeitigen Wegzug verhindert wurden, oder Junge, die infolge verspäteter Brut die Mauser noch nicht völlig überstanden hatten. Die Herbstreise nach dem Süden wird meist familienweise angetreten, und zwar immer des Nachts.

Wo unsere Zugvögel während des Winters weilen? Wie die meisten der zarten Sänger, so wandert auch die Nachtigall übers Meer nach Afrika; sie ist hier nachgewiesen worden in allen Ländern vom äußersten Westen, also von der marokkanischen Küste an — selbst Madeira wählen sich viele zum Winterquartier — bis zu den fernen Nilländern im Osten. Auch scheinen sie weit gegen Süden vorzudringen; in Südostafrika hat man sie noch am Sambesi angetroffen. Ob aber auch von d e n Nachtigallen, die bei uns brüteten oder in Deutschland geboren wurden, ein Teil bis gegen den Äquator oder gar über diesen hinaus vordringt, das erscheint doch sehr fraglich.

Höchst anerkennenswert ist es, daß man an verschiedenen Orten es versucht hat, Nachtigallen auszusetzen, um der Landschaft den unvergleichlich hohen Reiz wiederzugeben, den manche Kulturunternehmungen oder auch Nachstellungen ihr geraubt haben. Nur dorthin kehrt der Vogel im Frühling zurück, wo er sich im vorigen Jahre wohl und sicher fühlte, nur dort baut er sein Nest, nur dort singt er sein Lied; und auch die Jungvögel kennen nur e i n e Heimat, das Wäldchen, der Park, der Garten, in dem ihre Wiege stand. Bei diesem, man möchte sagen, eigensinnigen Verhalten der Nachtigallen ist es kein Wunder, wenn so oft alle Versuche, sie von neuem anzusiedeln, fehlschlagen, wenn die ausgesetzten Vögel sofort wieder verschwinden oder im nächsten Frühjahr sich nur in verminderter Zahl einfinden, um dann spurlos wegzubleiben. Aber die Erfahrung hat gelehrt, daß an einzelnen günstigen Örtlichkeiten auch dauernder Erfolg erzielt ward, und so können wir nur wünschen, daß die Besitzer größerer Gärten, Tierschutzvereine, städtische Behörden und andere immer von neuem sich bemühen, die Nachtigallen wieder dort anzusiedeln, wo ihr Lied in früheren Jahren das Herz des Naturfreundes entzückte. Freilich die Vorbedingungen für das Wohlbefinden der zarten Sänger müssen zuerst wiederhergestellt werden: reichliches Unterholz zwischen den Laubholzbeständen, Laubdecke am Boden,

möglichste Sicherheit vor Haarraubzeug (Raubvögel gefährden sie weniger), ganz besonders aber Schutz vor den Nachstellungen der Vogelfänger!

Zur Systematik: Außer unserer Nachtigall, Luscinia megarhynchos Brehm ist der oft mit ihr verwechselte größere Sprosser (Länge bis 17,7 cm gegen 16,5 cm bei der N.), L. luscinia (L.) deutscher Bürger. Der Sprosser ist oberseits dunkler, der Schwanz zeigt dunkler braune, nicht rötlichbraune Färbung. Die erste Schwungfeder ist kürzer als die Handdecken (bei der N. gleichlang oder länger). Biologisch ist der Spr. von der N. kaum verschieden und wird oft als Unterart jener betrachtet. Sein Gesang, der als bester aller Vogelgesänge gilt, ist jedoch wesentlich anders: er ist noch kraft- und klangvoller, die Touren sind kürzer, weniger lyrisch. In Deutschland kommt diese Art entlang der Küste von Mecklenburg bis nach Ostpreußen vor. Sonst heimatet sie noch in Jütland, Skandinavien, Rußland, Galizien, Siebenbürgen und Südwestsibirien.

Hierher gehören noch die Blaukehlchen, welche ebenfalls der Gattung Luscinia angehören und in drei Formen auch in Mitteleuropa angetroffen werden. 1. Das Tundra-Blaukehlchen, Luscinia svecica svecica (L.), dessen ♂ oberseits graubraun gefärbt ist und dessen leuchtend blaue, rotbraun gesäumte Kehle in der Mitte einen rotbraunen Mittelfleck („Stern") zeigt. Der Unterkörper ist weiß. Die Länge beträgt 14 cm. Das ♀ zeigt gelblich weiße Kehle. Das Tundra-Blaukehlchen, das nur während des Zuges unsere Gegenden berührt, ist Brutvogel in Lappland, Schweden, Nordrußland, Westsibirien. Es bewohnt feuchtes, mit Buschwerk und niederer Vegetation bestandenes Gelände. Nestbau und Lebensweise sind wie beim mitteleuropäischen Blaukehlchen. Etwas größer ist das auf den Bergen Norwegens brütende Blaukehlchen: L. svecica gaetkei Kleinschm., das seine Frühlings- und Herbstreisen von und nach Nordwestafrika macht. Das Weißsternige Blaukehlchen, Luscinia cyanecula (Wolf) ist Brutvogel in Mitteleuropa westlich bis Petersburg. Durch weißgesternte Kehle auffallend verschieden vom nordischen Bl. Seine Länge beträgt bis 15 cm. Stücke ohne weißen Stern galten früher als selbständige Spezies, gehören aber hierher. Das Weißsternige Blaukehlchen ist Bewohner von Moor- und Sumpflandschaften, die auch von Buschwerk unterbrochen sind. Meist hält es sich am Boden auf und schlüpft hier unermüdlich durchs Gesträuch und Geäst. Der Gesang des Männchens setzt sich aus flötenden und schnurrenden Tönen zusammen, die durch übernommene Teile aus anderen Vogelgesängen gern bereichert werden. Meist singt das Vögelchen von der Höhe eines Busches herunter, läßt aber auch seine Weise von der Erde oder während eines kurzen Fluges hören. Das äußerst versteckte Nest, das im dichtesten Unterwuchs zu suchen ist, ist ein umfangreicher Bau von Fasern, Halmen, Moosstengeln u. dergl., wohl gefüttert mit Haaren u. dergl., und aufgeführt auf einem Haufen trockenen Laubes. Die fünf bis sechs (sieben) Eier sind bezüglich Form und Farbe sehr veränderlich; auf grünlichem Grund rotbraun gefleckt und gewölkt. Ende März und Anfang April trifft das Weißsternige Blaukehlchen bei uns aus dem Winterquartier ein, um Mitte August bis Mitte September familienweise wieder wegzugehen nach Afrika.

Soffel.

Das Rotkehlchen / Von Else Soffel

Hin und wieder macht es Spaß, Tiercharaktere in menschliche umzudeuten. Sie rücken uns dadurch noch ein Stück näher. Die Tierfabeln sind nicht umsonst entstanden: die Natur wirft den ungeheuern Reichtum ihrer Ideen ins Leben; die Notwendigkeit des Bodens, der Umgebung, des Augenblicks formt diese Ideen. Die natürlichen Bedingungen draußen kehren verhüllt und übertragen im Menschenleben wieder; unter ähnlichen Verhältnissen entstehen ähnliche Charaktere. Selbst zwischen Pflanzenwelt und Menschen ließen sich solche Analogien aufdecken; doch dazu gehört mehr Blick, ein ungleich feineres Naturgefühl.

Unter den Singvögeln könnte einem das Völkchen der Zeisige als der Typus des harmlosen, natürlichen Durchschnittsmenschen erscheinen, mit kleinen Interessen, kleinen Freuden und Leiden, ungefährlich und gutmütig und voll gedankenloser Heiterkeit, — der Star als ein pfiffiger Bauer, der Dompfaff als wohlhabender Bürger, behäbig und materiell.

Die Bachstelze ist ein bissel sehr Dame, nicht allzu begabt, dafür aber aufs Äußere bedacht, „penible" in der Toilette und exklusiv.

Und das Rotkehlchen ist auch eine „Sie". Und zwar eine von den reizvollsten.

Kokett, voll allerliebster natürlicher Schelmerei und einer instinktiven Klugheit, die Situation auszunützen. Als wüßt' es der kleine Tropf, daß ihm niemand zu widerstehn vermag, wenn er mit funkelnden, dunkeln Augen und ungeduldig wippendem Schwanz erwartungsvoll auf dem Rand des verbotenen Mehlwurmtopfes sitzt und schließlich mit einem letzten Seitenblick auf das Gegenüber hineinhüpft!

Nein, man kann ihm wirklich nicht böse sein! Man kann einfach nicht. Denn das Kerlchen hat zu allem übrigen noch Seele, wirklich Seele! Wenn es bei herannahender Dämmerung auf seiner Fichte sitzt — es hat sich den höchsten Zweig herausgesucht und sitzt allein mit hängenden Flügeln und halbgeschlossenen Augen, aus denen aller blitzende Übermut fort, selbst ganz Abend und Schöpfungsstille —, wenn es dann sein zart jubelndes, fragendes Lied über dich ausschüttet, wie eine plötzliche Fülle glänzend-reiner Lichtperlen — da steht man still vor solcher Kinderandacht.

Oder in der Gefangenschaft, wenn es, trüb in seinem Bauer sitzend, rührend schüchtern und sehnend zum erstenmal den Mut faßt — vielleicht beim Geratter der Nähmaschine — seine oft abgebrochenen Tönchen zu proben!

Nun glaubst du, du hast es, kennst es ganz! Aber nein! Es stehen noch allerhand Überraschungen bevor, und Bös und Gut hat es in e i n e m

Sack. In dem neckischen kleinen Körper wohnt eine ganz erstaunliche Leidenschaft, Eifersucht und Kampflust. Weh' dem Nebenbuhler, der ihm ins Gehege kommt! Die hohen, zarten Stelzen weit auseinandergerückt, steht das Rotkehlchen unter dem Baume, auf dem der Gehaßte sitzt. An den Bauchseiten sieht der leichte weiße Federflaum über die angelegten Flügel hinaus, die Brust scheint tiefer zu leuchten als sonst, die Augen, groß und dunkel, sehen erregt in die Höhe. Und nun beginnt es einen Schlachtgesang, der ihm fast die kleine Brust zersprengt, kurz und heftig. Bricht plötzlich ab und erscheint wie auf ein gegebenes Zeichen oben im Baum, um auf den Gegner loszufahren. Der Kampf ist erbost und andauernd, und weh' dem Kecken, der es wagen sollte, gar noch die Futtermöglichkeiten mit dem Herrscher im Gebiet zu teilen. Er wird unerbittlich verfolgt und so lange bedroht, bis er elend zerzaust, verschüchtert und halb verhungert den Platz für immer räumt.

Kein zweiter in der Nähe! Haß dem eigenen Geschlecht!

Und dasselbe Tierchen ist ganz uneigennützige Nächstenliebe, Mütterlichkeit und Geschäftigkeit, wenn es etwa auf einer Nahrungssuche die verlassene Brut irgendeines Vogels auffindet, sollte auch die Größe der Nestlinge seine Leistungsfähigkeit übersteigen. Es interessiert sich, schleppt sich ab für die Fremdlinge und räumt — schuldbewußt und verschämt — erst dann das Feld, wenn etwa die rechtmäßige Mutter wiederkehrt und erstaunt und empört nach dem Eindringling sieht.

Ja, recht weiblichen Charakters ist das Rotkehlchen! Neckisch und liebenswürdig, klug und warmherzig und dazu eine seelenvolle kleine Künstlerin, aber gern die Erste — eifersüchtig, neidisch und heftig, sobald es seine Königinrechte geschmälert oder gar bedroht sieht. Und dann wieder andächtig wie ein Kind. Oder auch launisch wie ein solches. Lebhaft und trüb, ungeduldig und gedankenvoll, schelmisch und still, alles in rascher Folge aufeinander. Manchmal beinahe ein bissel hysterisch. Man weiß wenigstens nicht, wie man es anders nennen soll. In diesem Augenblick hängt es halbtot an einem Ästchen, liegt gar auf dem Boden, als ob es Krämpfe bekommen sollte, — es hat einen kleinen Schreck gehabt. Da — im nächsten hüpft es und kokettiert am Futternapf. Das ist doch arg! Und neugierig ist es! In Gefangenschaft kann es passieren, daß es, hochbeinig gestellt und das weiße Bäuchl dicht an das Gitter gepreßt, daß die Federchen heraussehen, dich minutenlang bei deiner Arbeit beobachtet. Hast du's endlich bemerkt, so ist es freilich längst auf dem Stengelchen oben, als wäre nichts geschehen. Fliegt es einmal aus, so steht es ebenso minutenlang am Fenster, langgestreckt, und schaut hinaus. Heimgehen aber, das merk dir, tut's, wenn es will, und nicht, wenn du's willst. Es merkt jeden deiner Tricks und umgeht sie. Es muß — wie ein echtes Weib — seinen Willen haben.

* * *

Das Rotkehlchen ist der armen Leute Nachtigall, war es wenigstens bis heute. Der einfache Handwerkersmann hat sich zu allen Zeiten im Früh-

jahr mit dem Schlagnetz einen Wildfang geholt. Er gab sich gar nicht groß Mühe, sich zu verstecken, lockerte die Erde vor einem großen Busch am Rand einer wilddurchwucherten Sandmulde, steckte einen fetten Mehlwurm auf und ging dann ein wenig beiseite. Das Kehlchen hatte ihm aus einem zweiten Busch schon neugierig zugesehen und erwartungsvoll das Zappeln des Wurms bemerkt. Einen Augenblick später zappelt es selber im Netz. Nachdem es erst getan, als wollt' es sterben, ergab es sich bald in sein Schicksal. Einige Wochen später hat sich's an die neuen Verhältnisse gewöhnt, und noch über eine Zeit ist es gut Freund mit dem Pfleger, wird wieder dreist und neugierig, fängt die Fliegen im Zimmer und „beaufsichtigt" den Meister bei der Arbeit, singt, vor ihm auf dem Tisch sitzend, zu seinem Gehämmer und Geklopfe, frißt mit Hund und Katze aus einer Schüssel und holt sich den Mehlwurm aus der Hand. Es sind noch mehr Leute im Städtchen, die ein Rotbrüstl haben. Die blasse, stille Näherin und der Postbote, die Botenfrau, die, alt geworden, die Kinder ihrer Tochter aufzieht — kurz lauter Leute, die eine kleine Freude brauchen, weil sie die große nicht kennengelernt haben. Sogar bis ins Armenhaus vor dem Tore hat sich eines verirrt. Das hilft der alten Häuslerin waschen, das heißt, es sitzt auf dem Rand des großen Zubers und sieht in den wallenden Dampf. Das hätt' aber die Alte nicht zulassen sollen oder sie hätt' nicht hinausgehn dürfen. Denn als sie wieder in die Stube kam, da war der Vogel vom Rand in den Zuber gehupft, um zu sehen, was das wär'. Sie hat's nimmer aufhalten können, das Malheur.

„Freilich, wer hätt's wissen können — es hat schon oft da oben g'sessen, wenn sie g'waschen hat. Die Häuslerin hat's ein paar Wochen net verwunden, das liebe Tierl; denn sie hat's selber auf'zog'n von klein auf mit gelber Rüb'n und Milchbrot und dazu jeden Tag a paar Mehlwürm', die hat sie selber ang'setzt." —

So ein Allerweltsliebling ist das Rotkehlchen gewesen zu einer Zeit, wo man seine Vögel nicht bloß draußen, sondern auch drinnen hat pflegen dürfen.—

Wenn man das Städtchen hinter sich hat, samt seinen alten Toren und breiten, buckligen Häusern, so sieht man hinter Wiesen und Feldern den Wald. Es ist hoher Mischwald, dicht gewachsen, mit kleinen Bächen, die ihn durchziehen, und hohem, schwellendem Moospolster. Er zieht über welliges Land, steigt in kleine Täler und geht an den Hügeln in die Höhe. Er hat weite, stille Wiesen, die von dichtbekleideten jungen Fichten umstanden sind, über die abends der Mond langsamer geht, über denen die Sterne besonders gern stehen. So rechte Sommerabendwaldwiesen. Dann wieder Erlengebüsch und Weiden, die kleine Wasser abwärts begleiten, wo man im Frühling hingehn muß, wenn die braunen Knospen und die gelben Kätzchen heraußen sind. Waldspitzen, die hinaus bis zu den braunen Äckern reichen, den Hügel hinauf, in die sich an allen Abenden die Sonne verfängt, Dickichte von Dorngestrüpp und totem Holz, durch die kaum ein flüchtendes Reh zu brechen vermag; prachtvolle Einzelbäume, groß und stark, die vor dem Wald stehen und ins Land sehen. Klar und kräftig ist dort die Luft, frisch und rein das Wasser. Das ist Rotkehlchens Heimat.

Des Abends singt es draußen, wo die Waldspitze ins Land schaut, der Sonne zu, auf einer von den Fichten, die vor der goldenen Wand im Westen stehen.

Morgens erwacht es im engen Waldtal, von dem sich eben die Sterne getrennt haben, wenn die blaugraue Dämmerung noch den Tag verschleiert, die Wiese schwer vom Tau ist.

Sein Nest hat es im hohen Wald, wo er dunkel und schweigsam ist und nur der Morgen und Abend in den Zweigen sprechen. Wo es der Singdrossel gerade einsam genug, die Schwarzamsel und das Schwarzblattl versteckt singen. Es gibt bemooste Stämme da, die beinahe dem Waldboden gleich sind, und Strünke, die im Dunkel leuchten. Unter solch einem hat das Rotbrüstl sein Nest, von drei Seiten gedeckt; den Eingang weiß es allein. Will man's belauschen, so muß man dorthin gehen. Es senkt sich hier der Wald ein wenig und öffnet sich zu einem ganz schmalen, langen, moosig-feuchten Tal, in das ein ebenso schmaler, langer Streif vom blauen Himmel sieht. Dort auf dem Strunk sitzt das Kehlchen oft lange, wippt mit leisem „sih" und schaut sich um — und ist dann plötzlich wie im Erdboden verschwunden.

Schon eine Brut hat's dort aufgezogen, sieben Mann hoch, und noch mal hat's vier gelbliche, rostfarben bespritzte Eier ins moosige Nestl gelegt. Fuchs und Marder haben nicht zugekonnt: es war ihnen der Eingang zu eng. So hat's die Kinder, die denen der Nachtigall ähnlich sahen, braungelb mit schwärzlichen Wellen, gut aufgebracht. Freilich über manche angstvolle Minute, die er gesehen, über manch ängstlich warnendes „tschrietsch", manch erschreckt-empörtes „schnickerikik", das er gehört, schweigt der einsame Waldwinkel. War doch der Falke just da einmal herabgestoßen, wo er vorher die futterbringende Mutter eräugte, und der Habicht hatte oft lang über den Fichtenwipfeln im Blau gekreist.

War er fort, so schimpfte das Rotbrüstl noch lange aus Unterholz und Gebüsch „schnickerikik, schnickerikik" und schlug ärgerlich den Schwanz auf und nieder, bis Amsel oder Singdrossel mit lautem tak-tak-tak-tak-tak-tak-tak aus ihrem Versteck aufflogen und der Wald aufwachte.

Futter bot der Wald gerade genug. In der Moosdecke hing allerlei, und an den Bäumen kribbelte es, zwischen der Rinde saßen Larven, oder an ihr hingen schlafende Nachtschmetterlinge und kleine Motten, die Splitter von manchem faulen Stückchen Holz wurden untersucht und Eier, Puppen oder Käfer drin gefunden. Wo der Waldboden nackt war, dort, wo Laubbäume standen, mußte man das welke Laub umwenden, da saß und lief allerhand dazwischen, Spinnen, kleine Raupen und Gewürm, — wo im Hochwald die dürren Nadeln lagen, gab es kleine und große Ameisen die Fülle.

Solange die zweite Brut noch im Nest lag, flog das Weibchen nicht allzuweit fort, und das Männchen half ihm treulich füttern, wenn es auch an schwülen Tagen lieber saß und sang. Als aber der August herum war, wurden im Nadelwald die roten Heidelbeeren reif und draußen vor dem Wald das Pfaffenhütchen; seit dem schwarzen Holunder hatte es solche Zukost nicht mehr gegeben, und das Rotbrüstl war tüchtig hinterher. Es spürte auch



R. Zaul phot. Glogau, Juni 1907.

Nachtigall, am Nest
Luscinia megarhynchos megarhynchos Brehm.



J. Atkinson phot. *Yorkshire 1909.*
Englisches Rotkehlchen.
Erithacus rubecula melophilus Hart.



Graf Münster phot. *Moritzburg, Febr. 1910.*
Singendes deutsches Rotkehlchen.
Erithacus rubecula rubecula (L.).



Karl Soffel phot. Deutsches Rotkehlchen, Bücklinge machend. *Bozen 1910.*
Erithacus rubecula rubecula (L.).



J. Atkinson phot. Engl. Rotkehlchen im Schnee. *Yorkshire 1919.*
Erithacus rubecula melophilus Hart.



Stephainsky phot. Junges, deutsches unausgefärbtes Rotkehlchen. *Jägerhaus Tillowitz (O.-Schl.). Aug. 1909.*
Erithacus rubecula rubecula (L.).



Karl Soffel phot. Gartenrotschwanz, Männchen in einem Weinspalier. Siebeneich, 1908.
Phoenicurus phoenicurus phoenicurus (L.).



R. Paul phot. Gartenrotschwanz, Weibchen am Nest. Glogau, Juni 1907.
Phoenicurus phoenicurus phoenicurus (L.).

schon die Zugzeit kommen und trieb sich gern umher von Gebüsch zu Gebüsch, schnurrte hinüber bis zur Straße und sah sich dort die Ebereschen an. Die mußten den Herbst noch vorhalten.

Als aber der mit immer blauem Himmel kam und einer Menge roter Vogelbeeren, da hielt sich das Rotbrüstl zurück. Es streifte nur in der Nähe und hatte es noch lange gut. Überall fand es was, und die Sonne war golden jeden Tag. Bis sie eines stillen Tags doch hinter den Wolken blieb und der Abend rauh und voll Nebel war. Da fing die Not an. Denn der Sturm war nachts im Walde gewesen, und den andern Morgen war die Welt weiß. Das wär' noch nicht das Schlimmste. Aber noch über zwei Nächte, da knarrte der Schnee; des Abends stand der Wald still, ohne einen Hauch, er konnte sich nicht rühren, und Sterne blitzten oben am Himmel und unten am Boden. Die Meisenglöckchen bimmelten durch den Wald, und die Krähen zogen. Das Rotbrüstl fand noch ein paar Wacholderbeeren und, wenn es fleißig war, eine Larve zwischen den Rinden der Bäume. Mittags flog es zur Straße hinüber und holte die letzten paar Ebereschenbeeren, die in der Sonne weich geworden. Als aber ein Tag war wie der andere und jede Nacht der Schnee noch fester fror, da wurde es matt. Seine Federchen sträubten sich, die Augen sahen trüb und klein. Es flog und hüpfte struppig und kugelig bis zur Straße hinüber und auf ihr weiter und suchte, wo doch nichts zu suchen war. Da, als es in die Nähe eines Hauses kam, fand es um das Haus den Boden frei und vor dem Küchenfenster ein paar Krumen. Von da an hielt sich's in der Nähe und kam jeden Tag. Und so ist es durch den Winter gekommen.

Schwestern und Brüder hatten es unterdes freilich leichter gehabt. Die hatten nach einer langen, nächtlichen Reise ein sonniges Land gefunden und Nahrung die Fülle. Sie zogen zu ihren Brüdern nach Südeuropa, Nordafrika.

Zur Systematik: Mit der Gattung Luscinia verwandt, doch weicher und reicher befiedert, kürzer geflügelt und durch gerade abgeschnittenen, minutiös eingekerbten Schwanz unterschieden, ist die Gattung Erithacus, die nur eine Art, unser allbekanntes Rotkehlchen umfaßt. Dies ist Brutvogel in ganz Europa, Südwestsibirien, Westturkestan, Nordwestafrika, Madeira, westl. Kanarischen Inseln und den Azoren. In diesem großen Gebiet sind verschiedene, teils recht kenntliche Unterarten festgestellt worden, wie z. B. die Form der britischen Inseln: Erithacus rubecula melophilus Hart. (Tafel!), der dunkler, satter gefärbt, dickschnäbliger ist und im Winter nicht wegzieht; während die nordeuropäischen Rotkehlchen immer, die mitteleuropäischen größtenteils Zugvögel sind. Die Südeuropäer haben es meist nicht nötig, vor dem Winter zu flüchten. Die Kontinentform (etwa 15 cm lang, die Geschlechter kaum verschieden, nur das Weibchen etwas kleiner) ist E. r. rubecula (L.). Soffel.

Das Hausrotschwänzchen / Von Martin Braeß

Ein schmucker Bursche! Ganz oben sitzt er auf der Wetterfahne am Dachgiebel und schmettert sein keckes Liedchen hinaus in die Welt, zum freundlichen Gruß an alle, die unten auf der Straße vorübergehen. Nur wenige vernehmen's, und selten schaut sich 'mal einer um, bis er den kleinen Sänger entdeckt, dessen Figürchen sich so deutlich von der blauen Himmelsglocke abhebt! Zwei Strophen, die immer wiederkehren, das ist alles, was das Hausrotschwänzchen gelernt hat; aber ihm genügt es vollkommen. Selbstgefällig wendet's sein Köpfchen bald nach links, bald nach rechts, macht eine Verbeugung dazu und schüttelt erregt das rostrote Schwänzchen. Erst schlägt es vier- oder fünfmal denselben Ton an, hastig, stakkato, scharf und bestimmt, dann eine Vierteltaktpause, und nun setzt die zweite Strophe ein, aus eigentümlichen Lauten bestehend, gepreßt und zischend, klirrend und knirschend, und zum Schluß noch zwei oder drei Schläge, die den Tönen der ersten Strophe gleichen.

Manchmal unterbricht der Sänger sein Lied. Ein Insekt hat er bemerkt, das sich am Dachgiebel niederließ; hurtig ist er zur Stelle und verspeist es befriedigt. Dann flattert er wieder auf sein erhabenes Plätzchen und singt nach Herzenslust weiter, so gut er's eben versteht. Solcher Lieblingsplätzchen hat er einige am gastfreien Haus und in der nächsten Umgebung. Immer sind es die höchsten Punkte: außer der Wetterfahne die Spitze des Blitzableiters, der rußige Rand des Schornsteins, der Dachfirst, der Fahnenmast vor dem Hause. Er ist der Frühauf unter all den gefiederten Frühaufstehern. Die Straßen der Stadt träumen noch öd und verlassen in nächtlicher Finsternis, trüb leuchten die Laternen durch den weißlichen Nebel, da sitzt der kecke Bursche schon droben auf seiner Kanzel und schmettert sein klirrendes Liedchen seelenvergnügt über all die Giebel hinweg. Und auch draußen am Land, wo das Leben am Morgen viel früher beginnt als in der Stadt, ist das Hausrotschwänzchen doch immer der erste unter allen Bewohnern des Hofes.

Besonders im Vorfrühling kann sich unser Hausrötel im Singen kaum genug tun; zu allen Tageszeiten gibt er seine Strophen zum besten. Am eifrigsten freilich singt er in den dämmernden Morgenstunden und gegen Abend; aber auch zu Mittag gönnt sich im Frühling der kleine Hauskobold nur selten eine längere Pause. Später, wenn die Kleinen im Nest nach Futter verlangen, rufen freilich ernstere Pflichten; aber noch immer weiß der Vater manch Viertelstündchen seiner fröhlichen Kunst zu widmen, und die erste Morgen-, die letzte Abendstunde läßt er sich niemals schmälern. Selbst in der Mauserzeit verstummt der Gesang nicht völlig, immer wieder wird das

Stimmchen probiert, und später im Herbst, wenn die Sonne so warm auf das Dach scheint, da hört man Hausrötels Lied wieder häufiger als in den Hochsommertagen. Die anderen Vögel in Hof und Garten sind alle verstummt, aber unser niedlicher Hausfreund im rußfarbenen Frack sitzt noch immer am Giebel und schnurrt sein keckes Liedchen in die klare Oktoberluft.

Das Hausrotschwänzchen ist einer der letzten, die im Herbst unsere Heimat verlassen. Der Wendehals, der spaßhafte Gelbspötter, der Graue Fliegenfänger, die Mehl- und die Rauchschwalben, mit denen der kleine Vogel den Sommer über gute Nachbarschaft hielt, sind schon längst über alle Berge, wenn er Mitte oder Ende des Weinmonds die Reise antritt; ja manchmal säumt er bis Anfang November; er kann sich so schwer von dem trauten Winkel trennen, wo er glückliche Tage verlebte. „Nun ist's auch fort, das liebe Rotschwänzel," hatten die Kinder des Hauses schon ein paarmal gesagt, und immer hatten sie sich getäuscht; denn am nächsten Morgen oder Mittag sahen sie's wieder, wie es seine zierlichen Bücklinge machte und dazu schnalzte: „huid tze, huid tze tze tze, da bin ich noch immer!" Aber eines Abends erhob es sich höher in die Luft als gewöhnlich; es hatte ein paar Genossen aus der Nachbarschaft locken hören. Mit ihnen flog es davon in die Nacht.

Ende März kehrt der Vogel in die nördliche Heimat zurück, wo er sich sofort durch sein schnurrendes Liedchen bemerkbar macht. Der Landmann begrüßt ihn mit Freuden; denn ähnlich wie die Schwalbe ist ihm auch das Hausrotschwänzchen ein heiliges Vöglein, dem man kein Leid zufügen darf. Nur der Bienenzüchter ist schlecht auf den Vogel zu sprechen. Gewiß, es mag öfters vorkommen, daß er, gleich dem Fliegenschnäpper oder der Kohlmeise, ein paar Bienen erwischt; aber groß kann der Schaden nicht sein.

Bald nach der Ankunft baut das Pärchen sein Nest. Jeder versteckte Winkel ist den zutraulichen Vögeln recht; ganz oben das Gesims eines mehrstöckigen Hauses unter der Dachtraufe, oder kaum mannshoch ein Sparren an der Gartenlaube, hinter den Blättern von Jungfernrebe oder Jelängerjelieber gut verborgen, ein altes Rüstloch der Hauswand oder eine Öffnung zwischen den Steinen der Gartenmauer, der Pfosten über der Tür unter dem Schutzdach, oder oben der Balkenkopf, der am Giebel hervorspringt.

Gar nicht selten wählen sich die Rotschwänzchen die sonderbarsten Plätze für die Wiege ihrer Jungen. Über dem Brunnenrohr, gleich neben dem quietschenden Schwengel, auf dem Blechschirm der Hängelampe im Gartenzimmer, oder in einem Winkel des Ofenrohres, auf dem Briefkasten am Tor, oder im Schuppen zwischen dem Feldgerät — es gibt kein Versteck, wo man Hausrötels Nest nicht schon gefunden hätte. Besondere Anziehungskraft übt die Eisenbahn auf unsern zutraulichen Hausfreund; ihre freistehenden Wirtschafts- und Stationsgebäude und die hohen Telegraphenstangen sind dem Vogel willkommen; denn sie gewähren ihm einen freien Umblick nach allen Seiten. So kommt es, daß man kaum einen Bahnhof finden wird, wo sich im Frühling und Sommer nicht Hausrotschwänzchen aufhalten. Das Pfeifen und Fauchen der Lokomotiven, der lärmende Verkehr stört den vertrauensseligen Vogel nicht im geringsten. In der Holzbude, wo stündlich

oder noch öfter die Hebel für Weichen und Signale gestellt werden, zieht ein Pärchen seine Jungen auf einem Balken groß; in die Pufferröhre einer Lori hat ein anderes Paar ein gar niedliches Nestchen gebaut, ein drittes in die Höhle unter der Unterlagsplatte der Weiche; aber das reizendste Vogelidyll hat man auf der kurzen Strecke Greiz-Neumark beobachtet. Ein Hausrotschwänzchenpaar hatte sich in einem Personenwagen angesiedelt, der längere Zeit auf dem Greizer Bahnhof ungebraucht stand, und war bereits beschäftigt, seine Jungen zu füttern, als der Wagen in den Zug eingestellt werden mußte, der die Strecke täglich sechsmal in jeder Richtung zurücklegte. Treu begleiteten die Alten das Nest auf seinen Reisen und fütterten fleißig während des Aufenthaltes auf den Zwischenstationen. Und richtig, die Vogeleltern und das Zugspersonal hatten nach einigen Tagen die Freude, die Jungen wohlbehalten ausfliegen zu sehen.

Aber nicht alle Hausrötel verdienen ihren Namen; denn viele siedeln sich auch fern von Ortschaften in Löchern und Ritzen schroffer Felsenwände, zwischen Klippen, in verlassenen Steinbrüchen, in Ruinen und alten Mauern, selbst in Steinhaufen an, oder sie leben zurückgezogen in einer einzeln stehenden Hütte, einer zerfallenen Scheune usw. Die felsigen Gegenden sind dem Hausrotschwänzchen, soweit es nicht die gastlichen Wohnungen der Menschen bevorzugt, die liebsten, und so findet man den niedlichen Vogel oft hoch oben im Gebirge, in den Alpen z. B. noch über der Region des Holzwuchses, gar nicht fern von Gletschern und ewigem Schnee. Weniger sagt ihm die Ebene zu, und große, einförmige Waldungen meidet er völlig.

Im Nestbau ist der Hausrotschwanz nicht eben ein großer Künstler; aber er versteht es, sich den örtlichen Verhältnissen aufs beste anzupassen. In einer engen Höhlung bedarf die Kinderwiege keines besonderen Haltes; weich und warm sollen Eier und Junge liegen: das ist alles, was man beansprucht. Mehr Sorgfalt erfordert der Nestbau auf einem freien Balkenkopf oder auch in einem Winkel, der nicht von allen Seiten geschlossen ist. Aber das brütlustige Pärchen versteht sich auch darauf; aus zarten Würzelchen, dürren Pflanzenstengeln, aus Grashalmen usw. webt es ein napfförmiges, ziemlich dickwandiges Nest, das es dann sorgfältig mit recht viel Haaren, wohl auch mit einigen Federn auspolstert. Am allerbequemsten aber machen sich's die Vögel, wenn sie einfach ein altes Schwalbennest unter dem Hausdach beziehen.

Wenn kein Hindernis eintritt, ist in der zweiten Hälfte des Ostermonds das Gelege vollzählig: fünf oder sechs rein-weiße, bisweilen bläulich schimmernde Eier, glänzend und zartschalig. Nach dreizehn Tagen piepen die Jungen in ihrer engen Wiege und verlangen nach Speise. An den Mauern und Dächern, an Klippen und Felsenwänden schwirren genug kleine Fliegen umher; allerlei Larven schlummern in den Ritzen von Holz und Stein, und Spinnen hausen in jedem Versteck. Auch der flüchtige Schmetterling ist nicht sicher; wie der Fliegenschnäpper erwischt ihn das Hausrötel im Fluge, und wenn es auch manchmal nur den bunten Flügel gepackt hat, beim zweiten Versuch entgeht der Falter doch nicht seinem Schicksal. Auch am Boden findet sich

Nahrung in reichlicher Menge, in den Gärten zwischen den Küchengewächsen und auf den umgegrabenen Beeten: Käfer und Räupchen, Kellerwürmer, Tausendfüße und dergleichen.

Aber die Katze schleicht lüstern umher und blinzelt hinauf, von wo die Pieptöne kommen, himmlische Musik für ihre Ohren. Die Alten kennen den Erzfeind; mit scharfem „huid tze" warnen sie die Kinder, die sofort auf dies Kommando verstummen. Dann fliegen sie schreiend hinab ins Gesträuch, ganz in die Nähe des Feindes, knicksen erregt, sträuben ihr lockeres Gefieder, blähen die Kehle, springen und flattern in ihrer Angst hin und her; ja sie fliegen dem Räuber wiederholt dicht am Kopfe vorüber, als wollten sie nach ihm stoßen. Mißvergnügt duckt sich Hinz. Jetzt sind auch die Vögel der Nachbarschaft auf die Gefahr aufmerksam geworden; alle vermehren den Aufruhr, und nicht eher wird's still, als bis sich die Katze zurückzieht. Dann kehren die Hausröteleltern zu ihren Kindern zurück, schauen ins Nest — es ist alles in Ordnung; sie gehen wieder an ihre Arbeit. Mit dem ersten Wurm, den sie finden, ist die Sorge vergessen, und das Männchen trillert wieder seine fröhliche Strophe.

Die gefährlichste Zeit kommt aber noch. Wenn die Jungen ausfliegen, fällt so manches einer Katze oder einem Raubvogel zum Opfer. Denn die unerfahrenen Kinder verlassen den sichern Winkel meist schon dann, wenn ie nur etwas flattern können, von wirklichem Fliegen noch keine Rede ist. Die Eltern sind froh, wenn die kleinen Gelbschnäbelchen irgendein sicheres Plätzchen erreichen, wo sie sich festhalten können. Hier sitzen sie nun und betteln mit zitternden Flügeln um Nahrung.

Nach einigen Tagen sind die Jungen so ziemlich selbständig; sie lernen sehr rasch hüpfen und fliegen, und was gut schmeckt, verstehen sie auch bald. Zwar betteln sie immer noch, wenn einer der Alten in ihre Nähe kommt; selbst jeder andere Kleinvogel, der vorüberfliegt, wird mit zitternden Flügeln begrüßt, und sie erhalten auch noch manches Insekt aus dem Schnabel von Vater und Mutter; aber wenn diese das erste Ei wieder ins Nestchen gelegt hat, dann sind die innigen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern vergessen.

Um Jakobi ist auch die zweite Brut flügge. Eine Woche lang werden die zirpenden Jungen geführt und treulich bewacht; dann endlich sind die Eltern aller Sorgen ledig. Der Vater sitzt wieder halbe Stunden lang am Dach und schnurrt sein Liedchen; dann fliegt er hinab zum Weibchen, das unterdessen von den roten und schwarzen Holunderbeeren probiert; sie schmecken den Vögeln zur Abwechslung ganz gut, aber Insekten sind ihnen doch lieber. Bald tritt die Mauser ein, und ist auch sie überstanden, so geht's auf die Reise, gewöhnlich in kleiner Gesellschaft. Fünf Monate dauert's, nicht länger, dann begrüßt das Pärchen seine Heimat wieder mit drolligem Bückling und freudigem Locton.

Der Gartenrotschwanz / Von Else Soffel

Tag will es werden über dem kleinen Ort. Noch sind die ersten Flammen nicht am Himmel emporgezuckt, der in dämmerigem Graublau traumhaft über der Erde hängt; aber ein leiser Wind hat sich schon erhoben und streift über Wege und Gärten, daß die schlummertrunkene Schöpfung erbebt. Wie sachte Kunde vom Erwachen teilt es sich mit von Blatt zu Zweig, vom Baum zu seinen Bewohnern, und die Tiere geben sie weiter an den Menschen. Aus mancherlei Kehlen mit mancherlei Stimmen, sanft und gedämpft, munter und freudig, laut und eindringlich tönt es: Der Tag erwacht. Nicht alle Stimmen erheben sich auf einmal: allmählich nur geht das Erwachen vor sich, langsam ist der Übergang von der Nacht zum Tag. Schweigt das Morgenlüftchen, hat das Flüstern der Blätter und Zweige, das Rauschen der Bäume das Nahen der Sonne verkündigt, so setzen leise, leise, oftmals unterbrochen wie von wiederkehrenden Träumen, die ersten Vogelstimmen ein. — Wo die Landstraße aus dem Dorf hinaus ins Weite führt, liegt ein großes, freundliches Haus. Ein Garten umgibt es; jenseits, wo dieser, durch einen Zaun begrenzt, ein Ende nimmt, folgt ein schmaler, ansteigender Wiesenstreif. Steht man unterhalb der Böschung, so sieht man einen kleinen Bach wie ein schmiegsames Metallband leuchten. Kopfweiden stehn daran, alte, hundertmal beschnittene, die ihre dünnen Ruten wie Spieße in die Luft strecken aus dem rissig vernarbten Wulst. Wo der Gemüsegarten des Hauses in den alten Baumgarten übergeht, stehen unter jungen, erst gepflanzten, strebsamen Bäumchen einige Veteranen. Gespalten ist der Stamm, so daß man in eine schwarze Höhlung sieht, schief der Stand, absonderlich und ausdrucksvoll die ganze Erscheinung eines solchen Baumes, so daß man den Gedanken nicht los werden kann, es mit einem Wesen zu tun zu haben, das sein eigenes Leben gelebt hat und seine Form vom Schicksal empfing wie wir Menschen. Noch hat der Hahn nicht gekräht, die Schwalbe ist noch nicht wach, da tönt von dort her das erste Morgenlied. Leise, ganz leise setzt es ein, so recht der Laut für die sanfte Dämmerung draußen. Als ob das Vögelchen selbst nur langsam zum vollen Bewußtsein käme. Ein sanfter, fragender Lockruf. Zuerst nur einmal und leise, von langer Pause gefolgt. Dann öfters, immer noch von kurzen Zwischenpausen unterbrochen, heller und stärker. Aber noch ist nichts von dem kleinen Sänger zu sehen. Er sitzt still und verborgen und scheint sich selbst in den Tag und das Erwachen hineinzulocken.

Im Osten flammt es jetzt plötzlich auf. Mit Glut übergossen ist mit einem Male der Giebel des Hauses, die hellen Ziegel stehn im Feuer; in Glut ge-

taucht sind die Spitzen der Bäume, und im Bach oberhalb des Gartens glänzt der Widerschein der Sonne wie tiefes, heißflüssiges Gold. Das scheint den kleinen Tagesboten in den Zweigen des alten Birnbaums zu alarmieren. In zierlichem Bogen, seinen Lockruf mehrmals hintereinander rasch und munter ausstoßend, schwingt er sich mit plötzlichem Entschluß von seinem bisherigen, verborgenen Plätzchen auf den höchsten Zweig des nächsten Baumes, sitzt mit emporgehobenen Fersen und heftig rüttelndem Schwänzchen, wobei er unaufhörlich knickst und kopfnickt und die schwarzen Äugelchen munter und keck umherblicken. Ist es nur der Widerschein der Sonne, der sein Gefieder so feurig färbt? Wie frischgefallener Schnee glänzt es auf dem kleinen Köpfchen, über den dunkeln, lebhaften Augen, die mit dem auffallenden Kontrast ihrer Umgebung — blendend weiß die obere Stirnhälfte, kohlschwarz die untere sowie die Kehle bis zu der schön rostroten Brust herab — noch feuriger und fast fremdländisch wirken. — Er hat sich den erhöhten Standpunkt ausgesucht, um nun erst mit dem Vortrag seines eigentlichen Liedchens zu beginnen, zu dem alles bisher Gehörte nur die Einleitung gewesen. Das kleine Körperchen, das sich nach dem Anfliegen so lebendig gezeigt, ist zur Ruhe gekommen, das prächtig rote Schwänzchen hat das Rütteln, das feurige Köpfchen das Nicken eingestellt. Das eine der zarten, schwarzen Füßchen ist hinaufgezogen bis zum leuchtenden Weiß des Bauches. Das Tierchen sitzt still, offenbar ganz und gar der Andacht seines Liedchens hingegeben, das nun anhaltender und voller, in sanften, flötenden Tönen erklingt. Nur aus wenigen Strophen besteht es; fast ein wenig schwermütig mutet es an durch die abwartenden Pausen, die dem rührenden Gesängchen etwas Nachdenkliches, Ernstes geben. Ein echtes Dämmerungsliedchen, sanft und träumerisch, zart und gedämpft, am hellen Tage durch die kräftigen, lauten Stimmen anderer Vögel verschlungen und übertönt, aber unendlich süß und weich, verheißungsvoll und tröstend am Morgen, wo im Zwielicht auch die menschliche Seele geöffnet und empfänglich ist für heimlich-zarte Eindrücke. Bald, schon nach einer Stunde erstirbt es im hellen Durcheinander anderer Stimmen, und nur der Eingeweihte und Kenner hört in dem allgemeinen Jubel hin und wieder das Stimmchen des Gartenrotschwanzes tönen, sanft und verloren wie an vergangenen Traum und Dämmerung gemahnend.

* * *

Mittag ist es geworden; die Giebelseite des freundlichen Hauses liegt im Schatten, um so schöner scheint die Sonne der letzten Apriltage über dem nach Süden gelegenen Baumgarten. Die alten Apfel- und Birnbäume scheinen ihre trockenen Äste wohlig zu dehnen in der belebenden Wärme; die jungen freun sich ihres Frühlings und Wachstums. An der Südseite des Gebäudes, die, dem prallsten Sonnenlicht ausgesetzt, in blendendem Gelbweiß leuchtet, zittert ein lebendiger, kleiner Schatten auf und ab. Fast nicht zu erkennen durch die beflügelte Schnelligkeit der Bewegung ist der kleine Flieger.

Hin und wieder einen Augenblick hält er sich, die zarten Füßchen an den Leib gezogen, unaufhörlich mit den Flügeln schlagend, das Schwänzchen nach unten gebogen, um den kleinen Körper in der Balance zu unterstützen, in der Luft; er hat wohl in einer Ritze der Mauer ein paar müde Fliegen entdeckt, die vor den Aprilschauern der letzten Tage hier Zuflucht gesucht hatten. Ruckweise stößt er den dunkeln und pfriemförmigen Schnabel hinein in den Spalt, um die gesuchte Beute herauszubefördern und zu verschlingen. Dabei hält er nach jedesmaligem Schlucken einen Augenblick inne mit einem kleinen Seitenblick, ehe er weitersucht, setzt sich auch wohl scheinbar ermüdet vor die Geranien auf die breite, einladende, schneeweiß getünchte Fensternische, wo sein Körperchen einen zarten Schatten zeichnet, und nickt und verbeugt sich, rüttelt mit dem Schwänzchen und macht einen höchst erregten und temperamentvollen Eindruck, zu dem freilich die ausgesucht eigenartige Kleidung einen großen Teil beiträgt. Da ist es nun plötzlich um die Ecke mit lautem „fuid, fuid-tick, tick" in zierlichen Bogenlinien über den Garten hinaus, hinüber an den Bach, wo es sich auf eine der alten Kopfweiden setzt und aufs neue das aufregende Gebaren von vorhin wiederholt, sich auf die Zehen stellt und der inneren Erregung durch das unruhige Spiel des ganzen Körpers Ausdruck gibt.

Diesmal aber scheint ein besonderer Grund zur Aufregung vorhanden zu sein, denn über dem kleinen Bach drüben nickt und rüttelt es ebenfalls und verrät sich dadurch als zur Familie gehörig. Anders würde man auch in dem fast grasmückenartig bescheiden gefärbten Vögelchen kaum das Weibchen unseres Gartenrotschwanzes erkennen können. Es sieht weit sanfter aus als das Männchen durch die minder lebhaften Farben, die es auf die Entfernung fast grau erscheinen lassen; nur der echte Rotschwanz und das lebhafte Gebaren deuten an, wohin es gehört. Mit freudig-hellem Lockruf ist das Männchen hinübergeflogen. Das Weibchen aber hat die Einladung offenbar nicht so ernst gemeint oder plötzlich, andern Sinnes geworden, seine Zuvorkommenheit bereut. Vielleicht auch möchte es den Bewerber mit sich locken, seine Ausdauer auf die Probe stellen? Es fliegt von seiner Weide ab hinüber auf den nächsten Baum, von da weiter, durch niedriges Gebüsch eine Zeitlang flatternd, und endlich über den Gartenzaun in den Baumgarten, immer das Männchen nach sich lockend durch sanften Ruf und immer wieder abfliegend, sobald dieses sich nähert. So geht es eine ganze Weile fort, das Locken, Jagen, Suchen und Finden, bis endlich beide, müde geworden, sich auf einen der alten Bäume im Garten setzen, das Männchen auf die oberste Spitze, das Weibchen in einiger Entfernung davon, dem Liedchen lauschend, das er ihr von oben herunter singt. Die Strahlen der Abendsonne liegen warm und golden auf dem Rasen, hängen in den Kronen der Obstbäume und ihrem Blätterwerk, gleiten an den Stämmen entlang. Das Männchen sitzt und singt, selbstvergessen. Das Weibchen horcht, putzt sich, macht sich ein wenig zu schaffen auf seinem Zweig und ist ganz voll Erwartung: das Nest drüben in der alten Weide ist fertig zum Bezug.

* * *

Wochen schweren Sorgens und rastloser Arbeit sind für das Pärchen verstrichen. Wenige Tage, nachdem das Nest in der Weidenhöhle, schon im Vorjahre einmal bezogen, die letzte Ausbesserung erhalten, hatte das Weibchen seine Eier hineingelegt, sieben blaugrüne, zartschalige Eierchen. Sie lagen hübsch weich; denn das Innere des großen Nestes war ganz mit Federn und Haaren ausgekleidet, die der Wind über den Zaun des Geflügelhofes getragen hatte, just den Nestmaterial suchenden Eltern entgegen. Das war willkommene Gabe. Ein Flöckchen Wolle, Halme am Bach aufgelesen, Würzelchen und Moos haben es fertig machen helfen. Dann kam die Zeit des Stillesitzens. Volle dreizehn Tage saß das Weibchen, vom Männchen sorgsam gefüttert und angesungen und einmal des Tags, um die Mittagszeit, von ihm abgelöst. Wie aber wuchsen erst Sorge und Aufregung, als die sieben aus dem Nest geschlüpften Jungen die Alten von früh bis spät in Atem hielten! Unaufhörlich galt es nach Eßbarem unterwegs zu sein, um die immer hungrigen kleinen Mägen zu füllen. Unter den Mücken und andern Insekten, die, sich ebenfalls ihres Lebens freuend, im Sonnenschein am Hausgiebel oder über den Baumkronen tanzten, wurde tüchtig aufgeräumt; manches Räupchen, das an einem Blatt oder Grashalm seine Mahlzeit hielt, wurde selbst zur Mahlzeit degradiert. Auch kleine Schmetterlinge und nicht allzuhart gepanzerte Käfer mußten dran. Das Nahrungsuchen war aber nicht die einzige Sorge. Ebenso große fast war der Schutz des Nestes. Wäre der Habicht nicht neulich über die Elster gekommen, so hätte sie sich über die Jungen gemacht. Und sie war es nicht allein, die ein Auge drauf hatte. Holzhäher aus dem Walde drüben umflogen oft das Nest, und der Junge aus dem großen Hause wollte es wohl ausnehmen, wenn ihm nicht die Alten so dicht vor den Augen gewesen wären, daß er den Mut verlor, die Hand danach auszustrecken. Unaufhörlich ertönte dann das „ticktick-tickticktick", mit dem sie um den Angreifer herumflogen, und Kopf und Schwänzchen wollten noch lange nicht zur Ruhe kommen, auch als die Gefahr vorüber war.

Aber nach einiger Zeit waren die Jungen doch unversehens groß geworden, und fünf von ihnen saßen heute zum ersten Male auf dem Zweige über dem Nest und schüttelten die kurzen, rötlichen Schwänzchen. Die Eltern flogen ab und zu nach Fliegen und kleinem Gewürm, um es den begierig die weiten Schnäbel aufsperrenden Jungen zu bringen. Für sie ist dieser Augenblick von aufregender Wichtigkeit, was sie durch ein womöglich noch lebhafteres Wesen als sonst bekunden. Und die Jungen scheinen es ihnen nachtun zu wollen, noch ehe sie das braungewellte Jugendkleid mit dem vielfarbigen der ausgewachsenen Vögel vertauscht haben.

Fast vorwitzig und altklug erscheint die kleine Gesellschaft, die die Neugier schon so früh aus dem Nest getrieben, wie sie da auf ihrem Zweige sitzt, das Bild kindlicher Unfertigkeit, trotzdem mit ungeduldigem Auf- und Niederschlagen des Schwänzchens, frech fordernden dunkeln Äuglein und vorlauten Schnäbelchen!

Zwei Tage später sind auch die zwei Nesthäkchen zum ersten Ausflug

kräftig genug; nach noch einigen weiteren haben sie alle das Fliegen und Mückenfangen, die Freuden und Gefahren ihres Lebens kennengelernt; die Eltern können sich ihretwegen beruhigen und zur rechten Zeit zur zweiten Brut schreiten.

* * *

Die letzten Tage des Monats August sind gekommen. Noch strahlt der Himmel in tiefem Blau; aber an den Obstbäumen im Garten hängen Büschel gelber Blätter, und der wilde Wein an der Hauswand beginnt sich zu färben. So still ist es geworden. Wo vor Wochen täglich, vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung, das fleißige Liedchen des Gartenrotschwanzes ertönte, in den Sonnenschein hinausjubelte oder mit dem monotonen Sang des fallenden Regens zusammenklang, liegt das Schweigen des kommenden Herbstes, und kaum sieht man, durch leises Rascheln im Gebüsch aufmerksam gemacht, den kleinen Sänger, mit der Nahrungssuche beschäftigt, unter dem lichter gewordenen Blattwerk flattern und hüpfen. Die Zeiten sind auch knapper geworden, Insekten und Würmchen selten, und der Holunderstrauch an der Gartenmauer ist mit seinen Beeren willkommenes Auskunftsmittel. Dort steht das Vögelchen auf einem der dünnen Zweige. Ein Rest der alten Lebhaftigkeit ist ihm doch geblieben; es wippt erst ein paarmal mit dem Schwänzchen und macht Bücklinge, wobei es die Äuglein munter umherschweifen läßt, bevor es eine der schwarzen Beeren mit dem Schnäbelchen ergreift und, das Körperchen fest gegen den Zweig stemmend, mit energischem Ruck zu sich herüberzieht.

Bald ist die Zeit des Wegzugs gekommen; nur nach Tagen noch zählt sein Aufenthalt. Schon sammeln sich seine Verwandten familienweise zu ihrem Zug nach dem warmen Süden. Unterwegs verweilen sie wohl noch da und dort; nicht überall nimmt der Sommer gleichermaßen rasch Abschied; an manchem Fleckchen hat er noch etwas von seiner Fülle gelassen zum letzten Genießen. Langsam rücken sie weiter, des Nachts wandernd, unter dunklem Himmel der Sonne zu. Aus allen Ländern Europas, aus dem Kaukasus mit seinen Schneegebirgen, wo der kleine Gast gleichsam als Symbol seines Aufenthalts weißgefleckte Schwingen trägt, aus dem weiten Sibirien strömen sie nach wärmeren Gegenden, auf ihrem Zug bis ins Innere Afrikas vordringend.

Naht aber ihrer Sommerheimat der Frühling wieder, so kehrt auch die Unruhe des Wandertriebs bei ihnen zurück. Mangel hat sie weggeführt; unbewußtes Sehnen nach dem Ort, wo ihre Wiege stand, treibt sie wieder dorthin. Einzeln diesmal eilen sie, von linden Lüften in ihrer Frühlingshoffnung bestärkt, der nordischen Heimat zu. Noch ehe das Hoffen aller volle Erfüllung gefunden hat, sind sie da, ganz ihrem Liebeswerben und der Sorge um den künftigen Hausstand hingegeben. Die Aprilsonne scheint wieder über dem alten Baumgarten; vielleicht strecken auch die alten Veteranen noch einmal ihre Äste und Zweige der wohlig belebenden Wärme entgegen; das Männchen aber sitzt auf der obersten Spitze und versucht — daß es auch

etwas hinzulerne —, seinem Liedchen den Schlag des Buchfinken einzuverleiben, der täglich zu ihm herüberklingt. Zwischen den Bäumen durch geht der Hausherr; er besieht sich seine Alten, ob sie wohl heuer noch einmal treiben. Er sieht den alljährlichen kleinen Gast nicken und schwanzrütteln und hört das Sängchen, das ihn manch traulichen Morgen geweckt zur Arbeit. Und wäre geneigt, dem kleinen Schelm zu verzeihen, auch wenn sein Bienenraub nachgewiesene Sache wäre.

Zur Systematik: Von den etwa 15 Angehörigen der Gattung „Rotschwanz", Phoenicurus, die fast über die gesamte palaearktische Region und Afrika verbreitet sind, kommen bei uns nur zwei vor:

1. Der Hausrotschwanz, der sich in einer Anzahl von Formen weit über Europa und Sibirien (in England überwinternd, doch kaum Brutvogel), den Kaukasus, Kleinasien, Persien, Afghanistan, Transkaspien und weiter östlich bis zum Himalaya, bis nach China und Tibet verbreitet. Unser europäischer Hausrotschwanz, Phoenicurus ochruros gibraltariensis (Gm.) erreicht eine Länge von 15—16 cm.

2. Der Gartenrotschwanz, dessen Geschlecht sich ständig weiter ausbreitet und der ein größeres Gebiet als vorige in Europa in Besitz genommen. Hier kommt er in verschiedenen Rassen vom eisstarrenden Norden bis hinunter zum warmen Mittelmeer vor, ist in fast ganz Rußland zuhause (fehlt als Brutvogel in Griechenland), geht östlich weit nach Sibirien hinein, ebenso bis zum Kaukasus, der Krim, nach Transkaspien, Kleinasien und Persien. Er ist auch in Nordwestafrika (Algier) Brutvogel. Phoenicurus phoenicurus phoenicurus (L.) (so heißt die bei uns heimische Form) ist um etwa 1 cm kleiner als der Hausrotschwanz. Soffel.

Die Heckenbraunelle / Von Else Soffel

Im März waren alle Hecken grün. Im Walde sang die Drossel und die Amsel im Garten zum erstenmal des Abends, als die Sonne unterging nach einem lauen nachdenklichen Frühlingstag. Sie sang so schwer und sehnsüchtig, sie sang vom langen Winter.

Und jetzt war es Frühling geworden. Der Jungwald sah auch aus, als wollt' er sich recken und dehnen mit seinen halbwüchsigen Fichten und Tannen. Die langten mit jungen Spitzen erwartungsvoll ins dämmernde Frühlingslicht, und ein neuer Geruch stieg auf vom moosigen Boden. Draußen in den Hecken von Wildrosen sang der Zaunkönig sein helles Lied, noch heller als im Winter an Sonnentagen.

Und auf dem Zug rastend sang Braunelle daneben. Nicht ganz so hell wie er, dem die Töne klar und glockenrein, ohne Härte aus der kleinen Kehle kamen. Sie sprudelte sie hastig heraus wie einen kleinen Wasserfall, sie spann sie fort wie ein vergnügtes Geplauder. Es war kein Kunstgesang, dem Kenner andächtig lauschen, es war Natur, frisch und ungekünstelt wie der Sang des kleinen Bergwassers, neben dem sie so gern wohnte. Und so trug sie ihn auch vor. Anspruchslos; sie sang, weil sie singen mußte, und immer wiederholte sie ihn wie die Quelle ihr Lied, die auch nichts Neues wußte; und der doch jedermann gern zuhört.

Sie war nachts unterwegs gewesen, vom Süden her zugereist. Am frühen Morgen hörte man ihr „bibbib" über dem Drosselwald; nun war sie in der Heimat. Und doch noch heimatlos, ohne Nest, ohne Gefährten, und nach beiden suchend, unterwegs nach beiden.

Der Unkundige übrigens, der den Vogel da oben auf seiner Hecke sah, konnte ihn für einen Spatzen halten. Denn aus einiger Entfernung unterschied man nur die braune Hauptfärbung des Gefieders. Der freundliche, große, beinahe rötliche Augenstern war nicht zu erkennen, und nur das unbestimmte Bläulich-Aschgrau von Wangen und Kehle erregte Verdacht. Es war ein Spatz, aber wohl ein fremder, und noch dazu ein recht stiller, der plötzlich von seiner Hecke verschwunden war, lautlos, und nun auf dem Erdboden erschien, emsig suchend, langsam hüpfend mit weit auseinandergestellten Beinen und hochgestelltem Schwanz, ein wenig schwerfällig. Das erinnerte nun wieder ganz an den körnerfressenden Vogel, Fink oder Spatz. Aber nein — das Köpfchen war doch zu fein, der Schnabel zu flach und das Gesängchen vorhin doch nicht ganz das Produkt harter Körnernahrung gewesen, nicht schmetternd, nicht klirrend genug, freilich auch nicht weich und schmelzend wie Weichfressergesang. Wer war der fremde Spatz?

Die Braunelle trägt selber schuld, daß man sie nicht kennt. Sie zeigt sich nicht. Kaum ihresgleichen sucht sie zur Gesellschaft auf, und selbst zur Zugzeit ist sie einsam.

Und dabei doch nicht scheu. Im Gegenteil: ihr Wesen hat etwas Vernünftig-Zutrauliches; gefangen, schickt sie sich, ohne störrisch oder ängstlich zu sein, in die Verhältnisse, wenn sie keinen Weg zur Freiheit sieht. Aber es ist, als zeigte sich ihr ruhiges, gelassenes Wesen auch darin, daß sie für sich bleibt.

Sie ist selbstgenügsam, still und zufrieden, heiter — dabei aufs Praktische gerichtet, ruhig und verständig. Und das alles mit Anmut; ihre Zutraulichkeit wird nie Spatzendreistigkeit; sie bleibt fremd bei aller Furchtlosigkeit und immer anziehend.

Kaum daß man sie, sogar im Frühling, unter den andern bemerkt. Verstohlen treibt sie sich an ihren Lieblingsplätzen umher, dort, wo auch der Zaunschlüpfer am liebsten ist, in dicht verworrenen Hecken vor dem Wald, im Dorngestrüpp und Unterholz. Wird kurze Zeit bemerkbar auf niedrigem Wipfel, auf einem toten Zweig, wo sie ihr ungekanntes Liedchen singt, stürzt sich dann plötzlich hinein in die Wildnis und scheint verschwunden, um still und emsig suchend in der Nähe auf dem Boden wieder aufzutauchen, wo sie schon seit einiger Zeit ungesehn ihr Wesen trieb.

Man muß sie suchen, um sie kennenzulernen.

Ihr Nest steht vor dem Wald heraußen, wo die junge Ansaat ein Stück weit hinausgreift; über sonnig-grünes Weideland geht es abwärts zu einem kleinen Wassergraben an der Straße. Mitten auf den sammetigen Flächen liegen ein paar Bauernhäuser, altfränkisch, breit und behaglich, mit buntem Gebälk durchzogen. Buntes Vieh weidet davor, am Hals die schwere, dunkel klingende Glocke, über dem Nacken das buntbemalte Holzband. Gärten erstrecken sich hinter den Häusern, in denen noch die altfränkischen Blumen blühn und duften; Heckenrosen säumen den Waldrand bis hinunter zur Straße.

Hier ist man ungestört. Bauer und Hirt, Förster und Pfarrer sind die einzigen, die hierher kommen, und die sind in dieser Gegend selbst noch wie Baum, Vogel oder Stein — merkwürdige Kräuter, die nur auf diesem Boden wachsen.

Es ist hier der richtige Singvogelwald, weil es gemischter Wald ist. Die Leute weckt früh der Drosselschlag, wenn es nicht schon der Rötling getan hat, Rotkehlchen und Amsel fühlen sich wohl, und Laubvögel singen.

Und wo der Zaunkönig sich hält, hat es auch die Braunelle gut.

Sie findet hier alles, was sie braucht.

Einsamkeit und Verstecke, Hecken, um sie zu durchschlüpfen und durchzustöbern, und ihren Lieblingsbaum, die Fichte, Unterholz und klares Wasser. Sie weiß, wo sie im Frühling an Erlensamen und im Sommer an Mohn satt werden kann, sie kennt den Samen von Tabak und Portulak in den Gärten, wo übrigens der Wind und die gute Gelegenheit noch manchen andern hingetragen haben, von dem der Bauer nichts weiß, und der dann in der Sonne reift so gut wie die seinigen.

So den Nachtschatten in der Ecke bei der dunkeln Laube und den Knöterich zwischen den Zaunlatten und manches andere mehr.

Alles dies war der Braunelle bekannt und zu jedem Ort, Zeit und Gelegenheit.

Wiewohl sie sich im Sommer weniger aus den Samen machte als aus dem kleinen Tierzeug, was überall auf dem Boden krabbelte und kroch, im Strauchwerk hing und an den Gemüsepflanzen saß. Ihr war für jede Jahreszeit der Tisch anders gedeckt: Im ersten Frühling war es der Erlensamen, im Herbst und Winter war sie in den Hecken hinter den Spinnen her, hinter Insekteneiern und Larven und war dann nicht groß wählerisch. Zur Sommerszeit konnte man sich das eher leisten: da war der Tisch immer gedeckt und für jeden Gaumen.

Das war auch die Zeit, wo die roströtlichen Jungen wie Mäuse durch das Strauchwerk huschterten hinter allem Lebendigen her, was nicht zu hart und nicht zu groß war und nicht Borsten oder Haare trug: hinter kleinen grünen Nacktraupen und weichen Schmetterlingen, hinter den saftigen kleinen Springern im Gras und den Jungspinnen, die dort im Nest saßen. Auch nahmen die Eltern sie schon mit nach den Gärten hinüber, wo an der Rückseite der Kohlblätter die Eier des Kohlweißlings in kleinen Häufchen saßen, manche Assel oder Made zu finden war, und manchen Samen fingen sie schon an aufzulesen.

Es gab Stunden, wo es hier so totenstill war, daß man ein Blatt hören konnte, was der Wind vom Baum abtrieb.

Auf dem Wasen vor dem Wald gingen bloß die Kühe, und der Hüterbub lag bei ihnen; in den Häusern selbst war dann kein Mensch. Das war die Stunde, wo die Vögel gern aus dem Wald herüberkamen; wiewohl sie auch sonst den Garten nicht scheuten. Dann schlüpfte der Zaunkönig durch die Latten, daß man nicht wußte, war er's oder war's die Waldmaus gewesen; der Pirol kam zu den Kirschen herüber, und die Braunelle führte ihre Jungen und lockte sie leis ti—tüi, ti—tüi. Es war die zweite Brut; die erste war schon Anfang Mai ausgefallen. Das Nest war sicher in dichtem Gewirr von Jungfichten, die hier ganz eng standen, nicht allzu hoch über dem Boden, denn im Fall einer Gefahr war es der Braunelle lieber, sich ins Unterholz zu stürzen und dort wie der Zaunkönig weiterzuflüchten, wo man sie nicht sah, als abzufliegen. Und auch die Jungen konnten sich eher durch Schlüpfen und Schliefen weiterhelfen als durch Fliegen. Freilich hatte die Nähe des Bodens auch ihre Gefahren, besonders für die Brut. Denn das Wiesel nahm gelegentlich auch junge Braunellen, wenn es auch nicht gerade nach ihnen ausging, sondern es mehr auf den Hühnerstall abgesehen hatte; die Katze dagegen kam überhaupt nicht in die Fichten: sie lauerte lieber hinter dem Hof und an der Hecke. Vor der konnte sie lange sitzen und hineinschauen, und es half nichts, daß die junge Mutter vor ihr her auf dem Boden hinflatterte wie mit gebrochenem Flügel; sie achtete gar nicht darauf, und schließlich holte sie sich doch die Jungen.

Seitdem das passiert war, hatte die Braunelle nicht mehr in die Hecke gebaut. In den Fichten war es sicherer.

Auch paßte das Nest aus Erdmoos gut dorthin mit seinem Grün, so daß es sich ganz von selbst verbarg. Und heuer war alles gut gegangen. Krähen hatten es nicht gefunden, der Häher war lieber im Feldgehölz und die Elster draußen auf den Äckern geblieben, und als der Sommer kam und die Elster viel in den Wald hereinflog, wo es kühl und schattig war, da waren auch die Jungen, denen zuerst die Dunen lang und schwarz über die Augen hingen, aus dem Groben heraus und führten ihr Leben still-verständig und unbemerkt wie die Alten.

Zur Systematik: Über 20 Arten der Gattung „Flühvogel", Prunella sind aus Europa, Mittelasien bis Japan bekannt. In Europa sind es nur zwei Arten, die uns begegnen. 1. Die vorhergehend geschilderte Hecken-Braunelle, Prunella modularis modularis (L.), die von der Nordgrenze des Waldwuchses an südwärts fast ganz Europa bewohnt, auf den britischen Inseln als gut unterschiedene Form, Pr. mod. occidentalis (Hart.) — Tafel! — vorkommt, ebenso wie im Südkaukasus und Transkaukasien: Pr. mod. orientalis (Sharp.). Die Hecken-Braunelle erreicht eine Körperlänge von 15 cm. Wesentlich formenreicher als vorige Art tritt 2. die Alpen-Braunelle auf, die Pyrenäen, südspanischen Gebirge, Sizilien, die Alpen, das Riesengebirge, die Karpathen und Apenninen bewohnt. Die bei uns heimische Form ist Pr. collaris collaris (Scop.). Nächstverwandte sind auf dem Balkan zuhause, im Kaukasus und in Kleinasien, in Persien, Turkestan, Tibet, Sibirien bis Japan. Die Alpen-Braunelle wird bis 18 cm groß, ist auf weithin kenntlich an der weißen, dunkel betropften Kehle. Oberseits ist sie braun-graulich, mit dunkel gestriemtem Rücken. Der Unterkörper ist auf bräunlichgrauem, seitlich rotbraunem Grund weiß gestreift. Flügel- und Schwanzfedern zeigen weißes Ende. Wie der Name sagt, ist unser Vögelchen ein Bewohner einsamer Gebirgslandschaft. Es ist ein Bodentier, das sich nicht gern auf Büsche, noch weniger auf hohe Bäume setzt. Sein Nest baut es meist im nackten Gestein, auch im Schutze des Knieholzes oder der Alpenrosen. Der Gesang ist ein leises Flöten und Trillern, das bei aller Kunstlosigkeit in den Einöden, in denen er erklingt, recht freundlich wirkt. In guten Jahren vermag der hart gewöhnte Vogel zwei Bruten (vier bis fünf Eier) aufzubringen. Der Winter treibt ihn von seinen hochgelegenen (bis 3000 m) Sommerplätzen herunter in die Berge, Dörfer und unter die Menschen. Soffel.

Die Grasmücken / Von Martin Braeß

Eine edle Sängerzunft, die Grasmückensippe. Wenn sie ihren Einzug in unsere Gärten und Feldgehölze hält, da beginnt eigentlich erst das allgemeine Konzert, das Singen ohne Ende. Die ganze Luft ist erfüllt von einem Meer von Tönen, das hin und her wogt, bald zu gewaltiger Flut anschwillt, bald wieder nur sanfte Wellen über seine leicht gekräuselte Oberfläche gleiten läßt; ein Klingen und Schwirren der Luft von tausend Tönen.

Unscheinbar das Gewand, aber in der Kehle „schläft süßer Wohllaut". Eiligst jagen die Töne einander, daß man ihnen kaum zu folgen vermag; bald werden sie laut und hell vorgetragen, bald ist es nur ein leises, oft etwas rauhes und hartes Gezwitscher. Jetzt kehren fünf oder sechs Töne im buntesten Wechsel immer wieder, jetzt ist's eine große, schwer zu bestimmende Menge, die sich an die vorschriftsmäßigen Intervalle keineswegs bindet, sondern ganz willkürlich von den Halbtonstufen abweicht, ja aus Nachbartönen verquickt zu sein scheint, so daß solchen Gesang kein Musiker in seiner Notenschrift wiedergeben kann. Was ferner allen Grasmücken gemeinsam, das ist ihr Warnungsruf, den sie auch bei der geringsten Beunruhigung hören lassen; er klingt wie ein hartes „teck teck" oder „tschäk tschäck" und gleicht dem Ton, den man mittels kräftigen Aufeinanderschlagens zweier kleiner Kieselsteine hervorbringen kann.

Das kleinste und bescheidenste Mitglied unserer Sängergesellschaft, ein liebes entzückendes Vögelchen, ist die Z a u n g r a s m ü c k e. Jeden größeren Garten mit dichtem Buschwerk bewohnt sie; aber selbst im kleinsten Vorgärtchen siedelt sie sich bisweilen an, wenn nur ein Stachelbeerstrauch ihr zur Verfügung steht, eine Jelängerjelieberlaube, eine Spalierwand am Haus, ein Reisighaufen in einem verborgenen Winkel. In der letzten Aprilwoche kehrt sie gewöhnlich von der Reise zurück. Das Grau des Köpfchens setzt sich scharf gegen das Weiß der Kehle ab; selbst beim Umherhüpfen des unruhigen Vögelchens kann man's ganz deutlich erkennen. Sein Gesang zerfällt in zwei Teile, in ein Piano, das aus einer Reihe unregelmäßiger, zwitschernder, etwas rauher Töne besteht, und einem kurzen Forte, in welchem dieselbe Note außerordentlich rasch sechs- bis achtmal angeschlagen wird. Während des leisen Vorgesanges hüpft der kleine Sänger von einem Stengelchen zum andern, und nur so lange sitzt er still, bis die lauten Töne aus der weit aufgeblasenen Kehle gleichsam herausgeschüttelt sind. Meist hört man nur die zweite Hälfte, weil das Piano unser Ohr nicht erreicht, oder weil es der Vogel überhaupt wegläßt und sich mit dem Forte begnügt. Dieses klingt rauh und hart und hat entfernte Ähnlichkeit mit dem Klappern



H. Röhrig phot. *Würzburg, Juli 1909.*

Hausrotschwanz, mit Futter.
Phoenicurus ochruros gibraltariensis (Gm.).



K. Soffel phot. *Bei Bozen, Juli 1909.*

Junger Hausrötel, nach Insekten Umschau haltend.
Phoenicurus ochruros gibraltariensis (Gm.).



J. Atkinson phot. Brütende engl. Heckenbraunelle. *Pool (Yorkshire), Juni 1906.*
Prunella modularis occidentalis (Hart).



K. Spengler phot. Deutsche Heckenbraunelle. *Rothehütte, Januar 1909.*
Prunella modularis modularis (L.).



R. Paul phot. *Glogau, Juli 1908.*

Schwarzplättchen, Weibchen am Nest.
Sylvia atricapilla atricapilla (L.).



M. Behr phot. *Cöthen, 1908.*

Schwarzplättchen, brütendes Männchen.
Sylvia atricapilla atricapilla (L.).



W. Farren phot. *Cambridge, Juni 1909.*

Brütende Gartengrasmücke.
Sylvia borin borin (Bodd.).



R. Schelcher phot. *Goppeln bei Dresden, Juni 1908.*

Brütende Dorngrasmücke.

Sylvia communis communis Lath.



Fr. Moore phot. *Andalusien, Mai 1905.*

Dorngrasmücke am Nest.

Sylvia communis communis Lath.



R. Paul phot. Glogau, Mai 1907.

Zaungrasmücke, ihre Jungen fütternd.
Sylvia curruca curruca (L.).

einer kleinen Mühle, wie sie den Kindern als Spielzeug dient, welchem Umstand das Vögelchen die volkstümlichen Namen „Klappergrasmücke" und „Müllerchen" verdankt.

In einer Gartenhecke, nur 1,50 Meter über dem Boden, steht das Nestchen, aus dürren Stengeln, trockenen Grashalmen, feinen Würzelchen u. dergl. locker zusammengefügt; auch Gespinste von Raupen und Spinnen sind als Bindemittel verwendet. Der halbkugelige Innenraum ist mit Pferdehaaren, Schweinsborsten und einigen weichen Hälmchen ausgekleidet; er weist so winzige Größenverhältnisse auf, daß es kaum zu begreifen ist, wie die fünf Geschwister in dem kleinen Raum Platz finden können. Auf dem Nestrand sitzt der alte Vogel; ob es das Männchen ist oder das Weibchen, kann man nicht entscheiden, so ähnlich sind sich beide in ihrer äußeren Erscheinung. Er hat einem der Jungen ein Räupchen gebracht oder eine Insektenpuppe, aber nun sperren auch die andern vier Schnäbel sich ihm entgegen, daß ihm vor dem Riesenappetit seiner Sprößlinge angst werden möchte. Aber es dauert nicht lange, so ziehen sich die Köpfchen wieder zurück, das verlangende Piepen verstummt; noch ein letzter Blick auf die Kleinen in der luftigen Wiege, und hurtig schlüpft der Alte durch Hecken und Gesträuch, um nach ein paar Augenblicken ein zweites seiner Kinder mit einem Bissen zu beglücken.

Bei Annäherung eines Menschen oder eines Raubtiers sucht das „Müllerchen" durch ein schlaues Manöver den wirklichen oder vermeintlichen Feind von der geliebten Niststelle zu entfernen. Wir biegen die Zweige eines Johannisbeerstrauches auseinander, in dessen Grün soeben die kleine Zaungrasmücke verschwand. Da ist das Nest mit den fünf piependen Jungen, auf dem Rand der alte Vogel; eine grüngelbe Raupe hält er im Schnabel. Unverwandt schaut uns das Müllerchen mit seinen großen, seelenvollen Augen an. Keine Bewegung, kein Zucken. Auch die Kleinen haben ihr Piepen eingestellt und die Köpfchen mit den breiten, lichtrandigen Schnäbeln zurückgezogen. Gleichsam erstarrt ist das Bildchen; nur die Raupe sucht sich ihrem Besitzer zu entwinden. Plötzlich lösen wir durch eine kleine Bewegung den Bann: das Müllerchen fällt zu Boden, uns vor die Füße, und wie gelähmt hüpft es nun mit halbgeöffneten Flügeln im niedrigen Gras davon, als wollte es unsere Aufmerksamkeit von dem Nest ablenken auf seine eigene hilflose Person. Jetzt liegt es platt auf der Erde, jetzt stolpert es über ein Ästchen; ruckweise schiebt der zuckende Fuß den kleinen Körper vorwärts: ein klägliches Bild des Jammers! Wir folgen dem taumelnden Vogel, der bestrebt zu sein scheint, möglichst aus der Nähe des Nestes zu kommen; schon glauben wir das gebrechliche Wesen fassen zu können — da plötzlich ein kräftiger Flügelschlag, und hoch oben im dichtbelaubten Gezweig sitzt unser Müllerchen und schaut triumphierend auf den Störenfried herab.

Auch andere Grasmücken, ferner der Fitislaubvogel, der Kiebitz, das Rebhuhn wenden in ähnlichen Fällen denselben Kniff an. Intellekt oder Instinkt? so fragt man sich unwillkürlich. Es scheint sich um eine Art Hypnose zu handeln. Der Schreck der fremden Erscheinung raubt dem geängsteten Vogel die Besinnung, „er wirft sich ihm auf die Nerven", daß er nicht mehr

Herr seiner Bewegungen ist, sondern wie gelähmt hin und her taumelt, bis sich endlich die Angst mildert, die Lähmungserscheinungen schwinden, Nerven und Muskeln dem Willen des Tieres wieder gehorchen. Solch schlaues Manöver absichtlich, mit vollem Bewußtsein in Szene gesetzt zu haben, das darf man dem Tierchen denn doch nicht zutrauen. Gerade darin, daß der Ablauf der Vorstellungen mit unbedingter Notwendigkeit, also mechanisch, ganz bestimmte Strebungen auslöst, liegt eine viel sicherere Gewähr für die Erhaltung der Art, als wenn das Tier in jeder gefährlichen Lage auf seine Urteilskraft angewiesen wäre; wie oft würde diese versagen! Doch lassen wir das Philosophieren; soviel steht fest, daß in ungezählten Fällen die Mutterliebe es ist, welche die niedlichen weißen Eier mit den dunkeln Punkten und Flecken vor dem Untergang rettet und später die schnell heranwachsenden Jungen vor mancher Gefahr behütet.

Allerliebste Vogelkinder sind die Kleinen, wenn sie, noch ganz unbeholfen im Fliegen, das gemeinsame Nestchen verlassen haben und nun piepend und die Schnäbel sperrend am Boden oder auf einem niedrigen Zweig des Gesträuchs sitzen. Sie werden noch eine Zeitlang von Vater und Mutter gefüttert, die ihnen unermüdlich die besten Leckerbissen bringen, sie ermahnen, sich bei drohender Gefahr zu verstecken, und mit unaufhörlichem Lockruf ihnen Mut machen, von einem Ästchen auf das benachbarte zu hüpfen, bis sie es schließlich gelernt haben, die winzigen Schwingen zu gebrauchen. Aber Meister im Flug zu sein, das überlassen unsere Grasmücken den Mauerseglern und Schwalben; ihr Talent besteht darin, behende von Zweig zu Zweig zu hüpfen, aus einem Strauch in den andern zu schlüpfen, von einer Baumkrone zur nächsten, allzeit munter und beweglich. Die dichteste Hecke ist nicht dicht, das undurchdringlichste Geäst nicht engmaschig genug, der schlanke, geschmeidige Körper des unruhigen Vögelchens weiß immer noch eine Lücke zu finden, um in gebückter Haltung hindurchzugleiten. Selten nur überfliegt unsere Zaungrasmücke eine längere baum- und strauchfreie Strecke, und wenn es einmal geschieht, so schießt sie sofort in das Blattwerk des ersten Busches, der sich ihr bietet, dem Auge des Beobachters entschwindend. Dieser Gewandtheit im Umherschlüpfen durchs dichte Gesträuch verdanken die Grasmücken ihren seltsamen Namen. Gra-smücke ist abzuteilen; gra ist „grau", smücke aber hängt mit dem mittelhochdeutschen smiegen = „schlüpfen" zusammen. Grasmücke würde also „Grauschlüpfer" bedeuten, ein unscheinbar graues Vögelchen, das hurtig und sicher selbst durch dichtes Dornengestrüpp hindurchschlüpft.

Klein nur ist das Gebiet, in dem die Vögelchen während ihres Aufenthaltes bei uns heimisch sind; in der Nähe des Nestes spielt sich ihr ganzes Leben und Treiben ab. Aber auch für sie naht die Stunde, wo es heißt: wandern, auf, in die Ferne! Ach, wie schnell ist diese Abschiedsstunde da! Kaum fünf Monate weilen die Tierchen in der deutschen Heimat, da heißt es Lebewohl, schon im August. Und doch scheint die Sonne noch so warm, an Insekten ist kein Mangel; die süßen Kirschen, von deren Fleisch sie so gern kosteten, sind wohl längst zur Neige gegangen, die Träubchen der Johannisbeere desgleichen, aber der Traubenholunder bietet rote, der gemeine Hollerbaum schwarze Beeren,

der Faulbeerbaum lockt, der Brombeerstrauch — umsonst, nichts hält das wanderlustige Vögelchen zurück; es hebt sich empor an einem stillen Abend, und fort geht es südwärts die ganze Nacht hindurch — wohin? wer kann es sagen!

Von allen Verwandten kommt die Mönchsgrasmücke am frühesten zurück; gewöhnlich ist sie in der dritten Aprilwoche schon da, wenn das Laubwerk an den Bäumen das Auge noch so wenig behindert, daß man den schwarzen Scheitel des im Geäst hin und her hüpfenden Männchens deutlich erkennt. „Plattmönch" oder „Schwarzplattl" heißt der Vogel beim Volk. Sein voller Gesang besteht auch aus zwei deutlich geschiedenen Teilen, einem angenehm piano vorgetragenen Vorgesang und einer sich anschließenden flötenartigen, höchst anmutig klingenden Strophe, die im kräftigsten Forte ertönt. „Überschlag" heißt der Vogelkundige diesen zweiten Teil des Gesanges, und wenn er wiederholt wird, nennt man den Vogel einen „Doppelschläger", und der Liebhaber reicht ihm dann den Sängerpreis. In den ersten zwei, drei Wochen nach ihrer Ankunft begnügen sich die kleinen Künstler allerdings in der Regel mit dem Piano des Vorgesanges, dessen eilig einander folgende Töne ganz unregelmäßig hin und her schwanken; je hitziger die Vögel aber werden, um so länger dehnen sie dies Piano aus, bis sie sich schließlich zum Forte des Überschlags durchringen. Von Tag zu Tag erschallt dieser feuriger; bald wird er um einige Töne verlängert und schließlich verdoppelt, während nun der Vorgesang immer stiefmütterlicher behandelt, ja bisweilen völlig unterdrückt wird.

Anders die Gartengrasmücke. Erst Anfang Mai, zur Zeit der Kirschenblüte, meldet sie ihre Ankunft, allerdings sofort mit der ganzen vollen, kräftigen Stimme, die ihrem langen, in schnellem Flusse vorgetragenen Liede eigen ist. Wie Perlen reihen sich die Motive und Harmonien aneinander, orgelnde und flötende Töne, ein hastiges Plaudern und Schwatzen.

Die größere Sperbergrasmücke kommt noch später. Ihr Lied gleicht dem der Gartengrasmücke, doch sind ihre Strophen viel kürzer. Die gesperberte Zeichnung der graugewellten Unterseite hat ihr den Namen gegeben, und das messinggelbe Auge des Männchens paßt prächtig dazu.

Die Dorngrasmücke, an den ausgesprochen braunen (nicht grauen) Flügeln leicht zu erkennen, kommt früher an, entweder gleichzeitig oder bald nach dem Plattmönch. Die Gärten liebt sie weniger als ihre graue Verwandte; ja sie vermeidet im allgemeinen die Nähe der Häuser und treibt sich lieber im rankenden und dornigen Gestrüpp an Waldrändern und Feldrainen, an Flußufern und besonders gern in den Hecken der Eisenbahndämme umher. Ihr Lied steht hinter dem der Schwestern zurück — ein leiser zwitschernder Vorgesang und dann eine kurze, kräftige Schlußstrophe, deren einzelne rauh klingende Töne scharf betont und deutlich auseinandergehalten werden. Wie das Müllerchen, so schlüpft auch die Dorngrasmücke während der ersten Hälfte ihres Liedes durch das dichte, dunkle Gestrüpp, um dann bei der scharfen, lauten Schlußstrophe auf einem freien Ästchen zu erscheinen; ja nach Art des Baumpiepers steigt sie häufig ein paar Meter hoch in die Luft empor, um sich dann wieder auf denselben Platz niederzulassen.

All unsere Grasmücken nisten in der Regel sehr niedrig, und von der Baukunst verstehen sie nicht viel. Im dichten Himbeer- und Brombeergestrüpp, das dort am Hange des Waldtales hinaufklettert, hat der Plattmönch sein Nestchen gebaut. Aus Gräsern und Halmen von Labkraut, aus Stengeln der Winde, aus Nesselfasern sind die Wände locker geflochten; das Innere ist mit Pferdehaaren gepolstert, und der ganze luftige Bau balanciert so frei auf den schwankenden Ruten, daß er Gefahr läuft, bei Wetter und Sturm in die Tiefe zu gleiten. Fünf oder sechs Eier liegen im Nest, weiß bis mattrötlich, mit braunen, grauen und schwärzlichen Punkten und Flecken.

Noch liederlicher ist die Wochenstube der Gartengrasmücke gebaut. Das Weibchen hat sich recht spät entschlossen, ehe es Ernst machte, obwohl das Männchen schon längst anfing, bald in den Pfeifenstrauch an der Laube, bald in den Johannisbeerbusch, bald in die geköpfte Linde am Garteneingang, jetzt in die Weißdornhecke und nun wieder in den blühenden Flieder allerlei Stoffe zusammenzutragen. Aber allein brachte es nichts fertig; es mußte warten, bis es dem Weibchen gefiel zu beginnen, und die Gattin wählte einen jungen Formobstbaum, obgleich dieser ganz nah an dem vielbegangenen Weg stand. Sorglos legten die Vögel ein Hälmchen nach dem andern zwischen die dünnen Gabelästchen des Bäumchens, verklebten die Pflanzenstoffe notdürftig mit Spinnengeweben und Raupengespinst, mischten auch ein paar Pferdehaare darunter und formten das Ganze zu einem Napf, dessen Boden so wenig dicht war, daß die fünf oder sechs Eier mit ihrer trübweißen Grundfarbe und den dunklen verwaschenen Flecken und Punkten deutlich hindurchschimmerten. Ende Mai war die Arbeit getan, und nun saß das Weibchen den ganzen Tag auf dem Gelege und ließ sich nur in den Mittagsstunden von dem Gatten ablösen. Und das kunstlose Nestchen bewährte sich, sowohl der lockere Bau selbst wie der Platz, den es einnahm. Denn der Besitzer des Gartens hatte die Vögel bereits bemerkt, als sie den Grund zu ihrem Heim legten; er wehrte mit Dornen der Katze und verbot allen im Haus, die brütenden Vögel zu stören. Vom vorigen Jahr her kannte er's ja, wie leicht die Gartengrasmücke Nest und Gelege im Stich läßt, sobald sie merkt, daß jemand die Eier auch nur leise berührt hat. Damals brütete ein Pärchen im Weinspalier an der Hauswand; das Weibchen schlüpfte vom Nest, als der Besitzer herantrat, ein paar Reben emporzubinden. Vorsichtig bog er die schützenden Blätter zur Seite und sah in dem Napf die ersten zwei Eierchen liegen. Aber schon diese kleine Störung hatte die Grasmücke übelgenommen; sie verließ den Platz, als sei er durch die Neugier des Menschen entweiht worden, baute schnell ein neues Nest in der Hecke und brachte, wenn auch etwas später als das befreundete Pärchen drüben im benachbarten Garten, fünf allerliebste Kinder noch rechtzeitig groß.

Die braunflüglige Base, die Dorngrasmücke, bewohnt einen einzelnen Schwarzdornstrauch auf freiem Felde. Etwas sorgfältiger ist der kleine Bau gefügt und dichter die Wandung. Aber dem Pärchen erging es recht schlimm. Als das Gelege ziemlich vollständig war, erschien eines Tages das Weibchen vom Kuckuck, der seit Ende April unermüdlich seinen Namen

vom Wald und vom Feldgehölz her rief. Die Grasmücken glaubten anfangs, es sei ein Sperber oder ein Fälkchen, und flüchteten mit laut schmatzendem ße ße zwischen die dichtesten Dornen; doch sie beruhigten sich, als der Eindringling bald nach dem Wald flog. Am nächsten Tag dieselbe unliebsame Störung. Mit ihrem Nest war etwas geschehen, das merkten die Vögel, als sie herbeiflatterten und es von allen Seiten mißtrauisch beschauten; aber sie wurden sich darüber nicht klar, und so legte das Weibchen schließlich noch das letzte Ei zu den anderen und begann dann zu brüten. Später, als die Jungen die enge Kalkhülle verließen, da sah man das Unheil. Denn das eine der Kinder war so gefräßig wie die andern zusammen; rasch wuchs es heran und drängte die Nestgenossen unbarmherzig aus der Kinderwiege heraus, daß sie elend am Boden umkamen. Ein Wechselbalg war's, den die Grasmückeneltern, ohne daß sie's gewußt, zugleich mit den eigenen Kindern erbrütet hatten. Das Ei sah den andern ähnlich — gleichfalls grünlich- bis bläulichweiß, dazu braun bespritzt und punktiert —, es war auch nicht viel größer, und so hatten die Vögel es nicht gemerkt, was für ein böses Geschenk ihnen vom Kuckucksweibchen damals gebracht worden war. Was sollten sie nun? Der Trieb, zu füttern, war nun einmal in ihnen erwacht, als sie das Leben spürten, das sie mühevoll den Eiern entlockt hatten, und der gefräßige Schreihals verlangte gebieterisch Nahrung, daß sie sich nicht lange besannen und Räupchen, Larven, Spinnen und Fliegen herbeischleppten; es verschwand alles in dem riesigen gelbroten Rachen des Pfleglings, dem das Nestchen sehr bald zu eng ward, obgleich er es ganz allein einnahm.

Bei den Mönchs- und Zaungrasmücken ging alles nach Wunsch. Die Jungen flogen aus, und wenn sie sich anfangs auch noch recht täppisch benahmen, nach acht oder zehn Tagen waren sie doch schon so weit, daß sie sich selbständig ernähren und fortfinden konnten. Die Eltern schritten dann zu einer zweiten Brut. Nur die Gartengrasmücken verzichteten auf solche Wiederholung von Elternfreude und -sorge. Es war schon zu spät im Jahre; sie waren den andern gegenüber immer um einige Wochen, auch um einen Monat zurück, und wenn jene bereits wieder drei, vier oder fünf piepende Junge im Nest hatten, führten und fütterten sie noch immer ihre erste und einzige Nachkommenschaft. Sie tun sich jetzt gütlich an saftigen Kirschen und allerlei Beeren, die der Sommer gezeitigt hat. Johannisbeeren und Himbeeren picken sie gern und später die Früchte vom Schwarzen Holunder; dazu natürlich stets reichliche Insektenkost, Spinnen und Würmchen; denn von wäßrigem Obst allein werden keine Grasmücken satt.

Von Anfang September an zieht die Sängergesellschaft wieder südwärts, die einen früher, die andern später. Bei den Plattmönchen dauert der Zug bis tief in den Oktober hinein; denn manche kommen von weither, brüten doch einzelne Schwarzplättchen in Skandinavien noch in der Nähe des Polarkreises, und weiter im Osten wagen sie sich vor bis über den Parallel von Petersburg. Sie haben nicht solche Eile wie die andern Arten der Grasmückensippe; die Vogelbeeren locken immer wieder zum Rasten. Nur die kühlere Herbstnacht mahnt schließlich zum Aufbruch und die Kürze der Tage.

In einem halben Jahr grüßt uns von neuem der „Schwarzplatteln“ Lied: „Hodilitiolitilijö, wir sind wieder da in der Heimat!“

Zur Systematik: Die Gattung der Grasmücken, Sylvia, ist mit über 30 Arten über Europa, Asien, Nordafrika verbreitet. In unserer Heimat sind Brutvögel: 1. Sperbergrasmücke, S. nisoria (Bechst.), die 17 cm Länge erreicht; 2. die Mönchgrasmücke, S. atricapilla L., deren Männchen schwarze, deren Weibchen braune Kopfplatte besitzt, und die nur 15 cm mißt; 3. die seltener werdende Gartengrasmücke, S. borin (Bodd.) von ungefähr 14 cm Länge; 4. die wenig kleinere Dorngrasmücke, S. communis Lath.; 5. die nur 13 cm messende Zaungrasmücke, S. curruca (L.). Als Seltenheit kommt bei uns (Rheingegend, Metz) die Orpheusgrasmücke, S. hortensis (Gm.) = orphea, vor, die in zwei Rassen Südwesteuropa und den Balkan, Kleinasien, Persien bewohnt. Sie erreicht 17 cm Länge. Beim Männchen sind Oberkopf, Kopfseiten grauschwarz gefärbt; die Unterseite ist weiß, die Körperseiten isabellrötlich überflogen.

Weitere — südeuropäische — Arten sind: Schwarzköpfige Grasmücke, S. melanocephala (Gm.) — Tafel! —; Maskengrasmücke, S. rüppeli Temm., die in Europa auf Griechenland beschränkt ist; Bartgrasmücke, S. subalpina Temm. — Tafel! —; Brillengrasmücke, S. conspicillata Temm.; Provanze-Grasmücke, S. undata (Bodd.); Sardengrasmücke, S. sarda Temm.

Den eigentlichen Grasmücken steht nahe die Gattung Agrobates, deren fünf Angehörige sich durch gestreckteren, drosselartigen Schnabel, langen, stark stufig gerundeten Schwanz auszeichnen. Zwei Arten davon im Mittelmeergebiet. Der Westl. Heckensänger, A. galactodes (Temm.) — Tafel! — ist Brutvogel in Südspanien, Portugal, Nordafrika, Palästina. Er ist oberseits rötlich isabellfarben, unterseits rahmfarben, Kropf und Körperseiten sind sandfarben verwaschen. Ein Augenbrauenstreif ist weißlich, Zügel und Strich durchs Auge sind dunkelbraun. Der sehr bewegliche, deshalb leicht auffallende Vogel bewohnt trockenes, steriles Gelände, Macchien, auch Ölpflanzungen, Weingärten usw. Das große, kunstlose Nest enthält vier (drei oder fünf) Eier, die oftmals hellen Spatzeneiern ähnlich sind. Der Gesang des Männchens ist ein wohllautendes grasmückenartiges Schwätzen, Zwitschern und Flöten. A. g. syriaca (Hempr. u. Ehr.) bewohnt Griechenland, die Herzegowina und Dalmatien. Hier sei noch die verwandte Gattung Cisticola erwähnt, deren etwa 50 Arten Afrika, drei Indien bewohnen. Südeuropa, Kleinasien, Palästina, Ägypten bewohnt der Zistensänger, C. cisticola cisticola (Temm.) (Tafel!), ein 11 cm messendes, oberseits hell rostbraunes, dunkel geflecktes, unterseits bräunlichweißes Vögelchen mit rostbraunem Bürzel. Der Zistensänger liebt feuchtes, schilfiges, buschiges Terrain (auch Getreidefelder), in dem er nach Braunellen- und Zaunkönigart behend umherschlüpft. Sein unbedeutender Gesang wird meist in der Brutzeit gehört, während welcher er ihn im ruckweisen, schwebenden Flug hören läßt. Das Nest ist ein länglicher, oben geöffneter Beutel, den der Vogel im Rohr, an Sträuchern, im Getreide halbmeterhoch über dem Boden aufzuhängen pflegt.

Soffel.

Der Gartenspötter / Von Martin Braeß

Wohl hat das erste Frühjahrsgewitter den Obstbäumen ihren Blütenschnee geraubt; aber die warme Pfingstsonne weckt neues Leben. Sie entfaltet in jedem Bauerngärtchen die duftigen Blütentrauben des Flieders, läßt vom Bohnenstrauch flüssiges Gold über die altersgraue Mauer herabrieseln und stickt bunte Blumen zwischen das üppige Gras. Die ersten Jungstare sind schon ausgeflogen, Kleiber und Meisen füttern eifrigst ihre Brut in der dunkeln Höhle, und die geschwätzige Gartengrasmücke sitzt fest auf ihrem Gelege. Um diese schönste Zeit des Jahres ist es ein kleines Vöglein, in Gestalt und Färbung an die Laubsänger erinnernd, das die Gras- und Obstgärten unserer Dörfer durch seinen lauten, unermüdlichen Gesang mit frohem Leben erfüllt.

Die Sonne ist noch nicht aufgegangen, da weckt der Gartenspötter die schlafenden Blumen und Sträucher durch seine Strophen, wunderbar flötend, voll und abgerundet, gleich darauf aber rauh und scharf, so schneidend scharf wie kaum eine andere Vogelstimme. Selbst in den Nachmittagsstunden verstummt der Gesang des quecksilbernen Vögleins nur auf kurze Minuten; Gärten und Parkanlagen belebt es wie kein zweiter Sänger. Aber freilich, Stümper gibt es unter ihnen ebensoviel als wirkliche Virtuosen. Jene verfügen kaum über ein paar klangvolle Strophen; sie stoßen meist nur zischende oder rauhe und kreischende Töne aus, an denen nichts weiter zu bewundern ist als die außerordentliche Kraft, mit der sie solch kleiner Vogel in die Welt ruft. Anders die guten Sänger; sie verfügen über ungezählte Motive und sind groß im Erfinden immer neuer und überraschender Tonverbindungen. Gewöhnlich wird jedes Motiv wiederholt, drei-, viermal oder noch öfter, ganz wie es dem Sangeskünstler gefällt; dann ohne Zwischenpause, aber auch ohne jede Verbindung, sprunghaft, die einfachsten Regeln der Tonkunst mißachtend, leichtfertig nach Bajazzoart eine andere Figur, deren Zisch- und Kreischtöne zu der vorigen kunstvollen Strophe im größten Gegensatz stehen.

Der seltsame Gesang hat dem Gartenlaubvogel den Namen „Spottvogel" oder gar „Sprachmeister" eingebracht, und nicht mit Unrecht, obwohl doch vielleicht sein Nachahmungstalent überschätzt wird, wenn man demselben Vogel den Schlag der Wachtel, den Ruf des Pirols, das Zwitschern der Schwalben, das Flöten der Amsel und noch ein Dutzend anderer Vogelstimmen zuschreibt. Um das sogenannte „Spotten" freilebender Vögel ist es überhaupt eine eigene Sache. Anklänge an andere Gesänge und Stimmen kann

man fast bei jedem Vogel heraushören; aber ob der vermeintliche Spötter einen gefiederten Kollegen wirklich nachäfft, oder ob der, wie es scheint, nachgeahmte Ruf auch ihm von Natur mehr oder weniger eigen ist, das läßt sich nicht ohne weiteres entscheiden. So ist das „Karrakiet" des Drosselrohrsängers, das so viele Gartenspötter mit vollendeter Virtuosität zum besten geben, ebenso das Schwatzen und Pfeifen der Stare gewiß nicht als Nachahmung aufzufassen; namentlich jenes immer wiederkehrende scharfe „Karrakiet" wird auch in Gegenden gehört, denen Rohrsänger völlig fremd sind. Andererseits vernimmt man den Schreckruf der Amsel, das „idliaidlio" des Pirols, das krähende „däääh" des Zeisigs, das „wäh, wäh, wäh" des Wendehalses immer und immer wieder, allerdings von verschiedenen Gartenspöttern, in so vollkommener Weise, daß an einer Nachahmung dieser Rufe nicht gezweifelt werden kann.

Wie die Grasmücken, so wählt auch der Gartenspötter Laubwälder und Feldgehölze, Garten- und Parkanlagen, mit besonderer Vorliebe Obstgärten in den Dörfern zu seinem Aufenthalt. Die Bäume sind längst dicht belaubt, wenn er eintrifft, so daß man das Vögelchen mit seinem graugrünen Oberkleid und der blaß schwefelgelben Unterseite meist erst nach langem Suchen entdeckt, zumal es während des Gesanges ruhig im Laubwerk zu sitzen pflegt. Sein Nest steht in der Krone eines jungen Ahorn, im Wipfel niedriger Linden- oder Obstbäume, in Haselnuß-, Flieder- oder Holunderbüschen, meist nur 1½, 2 oder 3 Meter über dem Boden. Es beweist durch seinen sorgfältigen Bau die große Kunstfertigkeit dieser Vögel und gewährt, besonders wenn die vier oder fünf, bisweilen sogar sechs zart-rosafarbenen, dunkelgepunkteten Eier in dem ganz regelmäßig gebauten, kugelförmigen Napf liegen, einen entzückenden Anblick. Staunenswert, wie es der kleine Vogelschnabel fertig bringt, oft recht verschiedenartiges Material, dürre Gräser und Halme, Bastfasern, Raupengespinste, Pflanzen- und Tierwolle, weiße Birkenschale, Leinwandfäden u. dergl. zu einer Nestwand zu vereinigen, so glatt und rund, als sei sie gedrechselt. Der obere Rand wird besonders sorgfältig mit Samenwolle ausgepolstert, die Innenwand aber mit feinen Hälmchen, zarten Grasrispen, auch mit einzelnen Federchen gefüttert. Den Eindringling, der sich dem Neste nähert, suchen die geängsteten Vögel durch fortgesetztes quäkendes Schreien zu vertreiben, während ihr Lockruf, mit dem sie auch die Jungen zusammenrufen, fast wie eine Frage klingt: „deck deck . . . . dedehoi?"

Den Abzugstermin des Gelbspötters anzugeben, ist schwierig. Man bemerkt eines Tages, daß er aus dem Garten verschwunden ist; unbeobachtet, heimlich hat er sich eines Abends gewissermaßen fortgeschlichen. Allein oder höchstens familienweise trat er die Reise an. Schon Anfang Juli war es stiller und stiller geworden; die kleinen Sänger hatten „alle Hände voll zu tun", die hungrigen Gelbschnäbel zu sättigen, so daß sie das Singen vergaßen. Die Menschen aber gewöhnten sich an die Ruhe, die so ganz allmählich in die Gärten einzog. Der Naturfreund sah wohl noch Mitte August einen Gartenspötter durchs Gesträuch schlüpfen und hörte



R. Paul phot. Glogau, Mai 1907.

Zaungrasmücke am Nest mit Jungen.
Sylvia curruca curruca (L.).



Bethge phot. Kiel, Juni 1909.

Junge flügge Grasmücke (spec.?).



Fr. Moore phot. Malta, Mai 1907.
Bartgrasmücke.
Sylvia subalpina subalpina Temm.



Fr. Moore phot. Spanien, Mai 1908.
Kurzflügelspötter.
Hyppolais polyglotta (Vieill.).



Fr. Moore phot. Spanien. Mai 1908.
Westl. Heckensänger.
Agrobates galactodes galactodes (Temm.).



Fr Moore phot. Malta, Mai 1906.
Samtköpfige Grasmücke.
Sylvia melanocephala melanocephala (Gmel.).



R. Paul phot.

Gartenlaubvogel beim Füttern der Jungen.
Hippolais icterina Vieill.

Glogau, Juni 1907.



Kar. Soffel phot. *Siebeneich, Mai 1908.*

Berglaubvogel.

Phylloscopus bonelli bonelli (Vieill.).



O. Grabham phot. *Yorkshire, Juni 1912.*

Waldlaubvogel.

Phylloscopus sibilatrix sibilatrix (Bechst.).



Karl Soffel phot. *Bozen-Siebeneich, Mai 1908.*

Berglaubvogel.

Phylloscopus bonelli bonelli (Vieill.).

seinen Lockruf. Als er aber später nochmals nachschaute, da war sein Suchen umsonst.

Zur Systematik: Die zehn Arten der Gattung Hyppolais bewohnen das Mittelmeergebiet, das mittlere Europa und Asien. In Mitteleuropa ist einzig Brutvogel der Gartensänger Hyppolais icterina (Vieill.) — Länge 13 cm —, der nur von Mai bis August bei uns verweilt. Er brütet in einem großen Teile Europas, nördlich bis zum Polarkreis, ja sogar darüber hinaus, geht südlich bis zu den Pyrenäen, Italien und Sizilien, östlich bis zum Ural und Westsibirien, bis zum Kaukasus und der Krim, westlich bis Holland, Belgien, Frankreich (nicht im Nordwesten). Winteraufenthalt ist das tropische Afrika. In Europa sind noch heimisch: 1. H. polyglotta (Vieill.), der Kurzflügelspötter — Tafel! — Frankreichs, Spaniens, Portugals, Südtirols, Italiens, Nordafrikas, der sich durch seine kurzen Schwingen auszeichnet (auf Helgoland erlegt), 2. H. pallida (H. et E.), der Blasse Sänger, der in drei Formen auftritt und Südosteuropa, Kleinasien, Persien, Spanien, Nordafrika bewohnt (auf Helgoland erlegt). Er mißt 13 cm und ist unterseits weißlich, statt gelb gefärbt. 3. H. olivetorum (Strickl.), der Olivenspötter, erreicht eine Länge von 17 cm und heimatet in Griechenland (nördl. bis Süddalm.) und Kleinasien. 4. H. caligata (Licht.), der Zwergsänger, der ebenfalls auf Helgoland erlegt worden ist, mißt nur 12 cm und gehört dem östlichen Rußland, Westsibirien und Turkestan als Brutvogel an. Soffel.

Die Rohrsänger / Von Hermann Löns

Der Kiefernforst singt ein anderes Lied als der Eichenwald; das Laub der Buchen raschelt anders als das Gezweige der Weiden und Pappeln.

Sind die Weisen, die das Rohr und das Schilf und das Riedgras bei Wind raunen, einander auch ähnlich, das harte Geraschel des Rohres bringt eine andere Stimmung hervor als das weiche Geraschel des Schilfes, und noch anders wirkt der Seggenblätter und des Bandgrases verlorenes Geflüster, das schleifende Rauschen des Kolbenrohres und das gleichmäßige Wetzen der Binsen.

In Rohr und Schilf, im Weidengebüsch und im Ried lebt eine Gruppe von Vögeln, ähnlich einander an Gestalt, Färbung, Benehmen und Stimme, Nestbau und Lebensweise, und doch verschieden in kleinen Abweichungen der Größe und Färbung, des Standortes und der Form der Nester, der Färbung und Zeichnung der Eier, des Klanges des Locktones, der Art des Gesanges; mögen unsere Rohrsänger sich auch noch so ähneln, sie sind doch so verschieden unter sich, daß die Systematik sie in drei Gruppen zerlegte, deren eine, die der Heuschreckensänger, sich am meisten von den anderen Gruppen, den Rohrsängern und den Schilfsängern, entfernt.

Wenig beachtet das Volk diese Gruppe, unterscheidet kaum die eine von der anderen Art. Nur der größte deutsche Rohrsänger, der Drosselrohrsänger, brachte es zu einem eigenen Volksnamen; denn zu auffällig, zu merkwürdig, zu sonderbar ist sein Geschwätz, als daß es nicht bemerkt werden müßte. Die Quarrlaute der Frösche scheint er nachzuäffen, das Geraschel des Rohres und die schrillen Rufe von Wasserhuhn und Zwergtaucher, um daraus ein Lied zusammenzuflechten, eigentlich kein Lied, nimmt man das Wort genau, und doch eins, prüft man es auf seine Wirkung.

Je nach der Stimmung der Landschaft wirkt sein Lied gemütlich oder herbe, spaßhaft oder unheimlich. Wenn der See in der Mittagssonne glitzert, wenn das Rohr ganz leise rauscht und flüstert, wenn einzelne Frösche behaglich quarren, ab und zu ein Wasserhuhn scharf ruft oder ein Zwergtaucher trillert, dann hat der Rohrdrossel Schwatzen eine gemütliche, einschläfernde Wirkung. Selten singen dann mehrere auf einmal, hier schlägt eine an, ruft faul ihr „karre, karre", macht eine Pause, klettert den Rohrhalm hinauf, schlüpft durch das Röhricht, stößt ihr schrilles, lustiges „kiek, kiek" aus und verschweigt. Nach einer Weile beginnt drüben am anderen Ufer ein anderes Männchen. Mutvoll hebt es an: „hedder, hedder, hedder", schweigt, ruft: „tui, tui, tui", schweigt wieder, knarrt laut weiter: „dorre, dorre, dorre", hört wieder auf, läßt das rauhe „karre, karre, karre" folgen, besinnt sich ein Weilchen, schreit:

„kei, kei, kei", ist abermals still, krächzt laut: „kerr, kerr, kerr" und schließt, nachdem es noch einmal schwieg, mit heiserem „karra, karra" und gellendem „kiek, kiek". Und dann ist es still auf dem See. Die Schwalben fahren zwitschernd hin und her, klatschend wirft sich ein großer Fisch, in der Ferne verklingt das Kreischen der Seeschwalbe, steif und stumm steht das Rohr, und die Julihitze brütet auf der Landschaft.

Kein Frosch plärrt, kein Rohrsänger ruft. Stunden vergehen. Am westlichen Himmel erheben sich weiße Wetterköpfe, wachsen immer höher, holen schwarzes Gewölk herauf, stellen sich vor die Sonne. Der weißglühende, glitzernde See wird grau und dann schwarz. Die Schwalben sind fort, die Wasserjungfern verschwinden. Die Weiden lassen ihr Gezweig zappeln, laut raschelt das Röhricht, Katzenpfoten trippeln hurtig über die Flut. Jähe Windstöße lassen das Rohr klirren und werfen klatschende Wogen an den Strand. Goldrot bricht die Sonne aus den schwarzen Wolken, färbt den See blutrot und verschwindet wieder. Es pfeift in der Luft, es braust im Walde, der ganze Himmel wird schwarz, graue Regenschauer prasseln auf den See herab.

Da erklingt ein heller, froher, scharfer Ruf. Auf der Spitze des höchsten Rohrhalmes, der wild im Winde zuckt, sitzt die Rohrdrossel, läßt sich schaukeln und singt mit dem Wind und dem Wasser, mit dem Rohr und den Weiden um die Wette. Je schriller der Sturm pfeift, je lauter die Welle klatscht, je wilder der Wald braust, und je toller das Rohr rauscht, um so flotter singt und schwatzt der Vogel, und nicht in Pausen gibt er sein Sturmlied zum besten, nicht bruchstücksweise, nicht in Absätzen, nicht faul und schläfrig, wie um die Unterstunde, sondern flott und frisch klingt es durch Sturm und Rohrgeraschel: „heid heid heid, tui tui tui, dorre dorre dorre dorre, karre karre karre, keik keik keik, kerre kerre kerre, karra karra, kiek kiek", und noch einmal und abermals, und je toller der Sturm loslegt, je schwärzer der Himmel und je wilder das Wasser wird, um so lustiger singt der tapfere Vogel hoch von seinem schwankenden Halm herab.

Sonst ist er nicht sehr für die Öffentlichkeit, und er zieht ihr das heimliche Leben im Röhricht vor, wo er von Halm zu Halm huscht, halmab, halmauf klettert, Motten jagend und Mücken, Räupchen und Larven. Unglaublich lang und dünn kann er sich machen, und so leicht, daß der Binsenhalm, an dem er hängt, kaum Zeit hat, sich zu biegen. Das Schlüpfen, Kriechen und Klettern, das kann er trotz Zaunkönig, Braunelle und Meise. Das Fliegen liebt er nicht sehr. Ab und zu schlägt er, will er einen anderen Hahn aus der Nähe seiner Niststätte jagen oder einem anderen das Weibchen abspenstig machen, einen kurzen Bogen an der Wasserseite, aber das geht so flink, daß selbst der Sperber, der die Kunst der Buschklepperei doch nach allen Regeln kennt, ihn so leicht nicht erwischt, und die Rohrweihe kümmert sich gar nicht um ihn; sie weiß, daß er schneller als sie ist. So lebt er denn in dem Rohrwalde mit Fröschen, Enten, Wasserhühnern und Tauchern sein verborgenes Leben, bis Sturmwetter ihn verwegen macht und er hoch vom Rohrwalde mit dem Wind um die Wette singt. Sonst läßt er sein Lied meist

aus dem Rohrdickicht erschallen, und ist die Nacht schön warm und lau, so schweigt er auch dann nicht und überschreit das Gequarre der Wasserfrösche und das Geplärre der Rohrkröten.

Sind aber erst die Jungen da, dann hat er nicht mehr so viel Zeit. Sie wollen schnell wachsen; denn Ende August geht es schon wieder nach Afrika, und so heißt es: fleißig füttern. Fortwährend schlüpfen die Alten heran und stopfen die vier oder fünf nimmersatten Gelbschnäbel, die aus dem merkwürdigen Neste heraussehen, das hoch über dem Wasser zwischen vier Rohrstengeln hängt. Als es gebaut wurde, war das Rohr noch niedrig, und so stand das Nest anfangs dicht über dem Wasser. Je mehr das Rohr aber wuchs, um so höher hob es auch das Nest. Dieses ist ein Bau eigener Art. Es ist dreimal so lang wie breit und äußerst künstlich aus Schilfblättern und Weidenbast gewirkt und mit Kolbenrohrwolle und Rohrflocken ausgelegt. Die Nestmulde ist so tief, daß kein Sturm die Eier hinauswerfen kann, und so fest und sauber ist es geflochten, daß der heftigste Wogenschlag es nicht durchnässen kann. In dieser luftigen Schaukel, die jede Bewegung der Halme mitmacht und jeder Strömung der Wellen folgt, wächst der Rohrdrossel Brut heran. Ehe sie aber noch völlig flügge sind, klettern die Jungen schon über das Nest hinauf und turnen an den Halmen auf und ab, bis der dumpf rollende Warnruf der Alten, wenn ein Raubvogel über dem See klaftert oder ein Boot sich naht, sie in das Nest zurücktreibt. Sind die Fittiche aber ausgereckt, dann folgen sie den Eltern, die sie mit lautem „tak, tak" hinter sich herlocken, und sie lernen von ihnen, wie man die Eintagsfliege fängt und die Wasserjungfer, die Motte und die Köcherfliege, wie man beim Herannahen des Sperbers wie ein Stein von der Spitze des Rohrhalmes in das Gewirr der Stengel und Blätter fällt oder mit hastigem Fluge zwischen Welle und Rohr dahinstreicht und im Bogen im Röhricht verschwindet.

So, wie das Leben des Drosselrohrsängers, spielt sich das Leben aller unserer Rohrsänger im großen und ganzen ab; doch hat jeder sein Abzeichen in den Körpermaßen und in der Gefiederzeichnung; das Lied der einen Art ist mehr dem der Grasmücke, das der anderen dem des Gartenspötters ähnlich, aber ohne Nachahmung von Rohrgeraschel, Froschgequake und Rohrhuhngequieke geht es bei keinem ab. Keiner von ihnen allen ist so ausgesprochener Rohrvogel wie der Drosselrohrsänger. Ihm genügt das schönste Schilfdickicht, das dichteste Weidengebüsch nicht; Rohr muß er haben, nur Rohr und Wasser, dann ist er zufrieden, aber sonst auch nicht. Es kommt vor, daß auch er einmal im Buschwerk baut, aber nur in ärgster Legenot, oder wenn der Mensch das Rohrdickicht zerstörte, als das Nest schon fertig war.

Der Rohrdrossel Vetter, der Teichrohrsänger, nimmt es mit dem Wohnort nicht ganz so genau. Er ist in jeder Beziehung eine verkleinerte Ausgabe der größeren Art, in der Färbung, im Nestbau, im Gesange und in der Lebensweise. Auch er liebt das Rohr mehr als alle anderen Uferpflanzen; doch nimmt er auch mit Kolbenrohr und Uferweiden vorlieb, und das Wasser kann er nicht entbehren. Wenn in seinem Gesange die Urlehrmeister der Rohrsänger, Rohr und Welle, Frosch und Wasserhuhn, auch nicht mehr so

deutlich zur Geltung kommen wie bei der Rohrdrossel, man kann sie doch noch immer deutlich heraushören; denn es quiekt und schnarrt und quarrt und raschelt ganz wunderlich daraus hervor. Nur ist das Liedchen zusammenhängender, fließender, weniger abgehackt, nicht so rauh, hart und scharf, und es verrät, daß der Sänger nicht ganz auf das harte Rohr angewiesen ist. Aber lustig und fröhlich klingt auch des Teichrohrsängers Strophe. In seinem Neste, ist es auch nicht ganz so streng gebaut wie das des großen Vetters, ist er aber immer noch der echte Rohrsänger, selbst wenn das Nest im Weidicht steht. Am liebsten aber hängt auch er es in das Rohr und läßt es dort mit den Halmen emporwachsen.

Unabhängiger vom Wasser und gar nicht an das Rohr, ja noch nicht einmal an das Schilf gebunden ist der Sumpfrohrsänger. Mit jedem Buschwerk, das auf feuchtem Boden steht, ja selbst mit dem Gebüsch der Gärten und Anlagen nimmt er vorlieb, und sogar in Erbsen-, Bohnen-, Hafer- und Rapsfeldern siedelt er sich an. Wenn auch sein Nest noch meist frei hängt nach alter Rohrsängerart, es ähnelt doch in der Form und Anlage schon bedeutend mehr dem der Grasmücken, und auch sein Gesang verrät nur noch in den Grundtönen die ursprüngliche Rohrsängerweise, kommt aber sonst dem der Grasmücke recht nahe. Wie er von der Dorngrasmücke es lernte, sein Leben dem Felde anzupassen, so entnahm er ihr auch den Gesang und verflocht darin alte Erinnerungen an Rohrgeraschel und Wellengeklucks, Froschgequak und Taucherschrei. Aber das genügte ihm noch nicht, und so stahl er denn der Wachtel ihren Dreitakt, äffte das heisere Kichern der Meise und das scharfe Locken des Rebhahnes nach, er stibitzte der Amsel ihr Geflöte und dem Spatz sein Geschilpe, dem Star sein Pfeifen und dem Bussard sein Miauen, und all diese Laute quirlt er zu einem seltsamen Gesangsbrei zusammen, so daß kein Sumpfrohrsänger wie der andere singt; aber die alten rauhen und scharfen Rohrsängerlaute behält selbst der Vogel bei, der im Park zwischen Nachtigall und Amsel, Mönch und Braunelle, Rotkehlchen und Spötter aufwuchs; denn Art läßt nicht von Art.

Noch weiter von der alten Stammesart entfernten sich die beiden Schilfsänger, der Schilfrohrsänger und der Binsenrohrsänger. Zeichnen sie sich von den anderen Rohrsängern schon durch die dunkelgefleckte Oberseite und den hellgestriemten Kopf aus, so noch mehr durch ihre Wohnorte. Sie brauchen kein Rohr, sie wollen kein Schilf, aber Riedgras verlangen sie, Doldenpflanzen und Binsenbüsche, und an das Wasser sind sie so wenig gebunden, daß schon einige Wiesengräben oder gar der feuchte Grund ihnen genügt. Da sie dem Rohre untreu wurden, vergaßen sie auch, ein Rohrsängernest zu bauen, und so legen sie ihr Nest auf einer dichtbewachsenen Bodenerhöhung, in einer Riedgrasbülte, in einem Binsenbusche an, wie es die Rohrammer tut. Nach alter Gewohnheit verflechten sie den Rand des Nestes noch mit den Binsen- oder Riedhalmen; aber viel Zweck hat das eigentlich nicht mehr, weil das Nest meist auf dem Boden steht und nur noch ganz selten hängt. Auch sonst haben sie von den anderen Vögeln der Wiese und des Weidelandes, den Piepern und Rohrammern, allerlei an-

genommen. Der Schilfrohrsänger flattert, wie der Pieper, beim Singen schräg abwärts und läßt sich auf einem Busche nieder, und er äfft gern Wiesenbachstelze, Rohrammer, Pieper, Blaukehlchen und Schwalbe nach, und während er ganz wie ein Pieper oder eine Stelze dahintrippelt, schlüpft der Binsenrohrsänger mäuseähnlich gewandt, wie ein Blaukehlchen, über den Boden, und aus der Verborgenheit läßt er, wie dieses, sein wunderliches Liedchen ertönen.

Gänzlich untreu geworden aber den alten Rohrsängersitten sind die Heuschreckensänger. Sie sind so weit heruntergekommen, daß sie sich vergaßen, den Gesang der Heuschrecken und Grillen nachzuahmen, und morgens und abends lassen sie aus dem dichten, feuchten Gebüsche, aus nassen Feldern, bewachsenen Sümpfen, oder wo sie sonst gerade ihr Heim aufschlugen, ihr eintöniges Schwirren ertönen, meist aus der Verborgenheit, manchmal auch von einer Dolde oder von einer Zweigspitze.

Alle aber, wie sie da sind, unsere Rohrsänger, mögen sie nun im hohen Rohrwalde oder im dichten Uferschilfe, im Ried oder im Risch, im Busch oder im Feld wohnen, sonderbare Gesellen sind sie alle miteinander.

Zur Systematik: Die Gattung Rohrsänger, Acrocephalus ist in 30 Arten mit Ausnahme Amerikas über sämtliche Erdteile verbreitet. Bei uns sind heimisch: 1. Drosselrohrsänger, A. arundinaceus (L.), der Mittel- und Südeuropa bewohnt — nahestehende Formen grenzen östlich und südlich an sein Gebiet — und 19 cm mißt. 2. Teichrohrsänger, A. strepera (Vieill.), der von Südschweden an ganz Europa bewohnt und nur 13,5 cm Länge erreicht. 3. Sumpfrohrsänger, A. palustris (Bechst.), der in Größe und Verbreitung ziemlich mit vorigem übereinstimmt und zu unsern besten Sängern gehört (ihm nahe steht: A. dumetorum Blyth, der weit in Asien verbreitet ist, und westwärts bis Petersburg geht). 4. Feldrohrsänger, A. agricola Jerd., der auf Helgoland erbeutet wurde und Brutvogel der Krim und der Länder östlich des Schwarzen Meeres und Kaspisees ist. 5. Schilfrohrsänger, A. schoenobaenus (L.), der früher mit folgender Art in eigene Gattung (Calamodus) gestellt wurde. Das oberseits gefleckte, mit hellem, von dunkeln Linien eingefaßtem Scheitel gezierte Vögelchen erreicht 13 cm Länge und ist über Europa und Sibirien verbreitet. 6. Binsenrohrsänger, A. aquatica (Gm.), der Brutvogel in Zentral- und Südeuropa ist.

Den Rohrsängern nahe steht die Gattung Locustella, Heuschreckensänger (neun Arten in Europa, Sibirien bis Japan), von denen wir den gewöhnlichen Heuschreckensänger, L. naevia (Bodd.) im Bild bringen. Das Vögelchen mißt etwa 13 cm, ist oberseits auf bräunlichem Grund dunkel gefleckt, unterseits weißlich, Kehlmitte dunkel gestrichelt. Es ist in großem Teil von Europa Brutvogel. Weitere europäische Arten sind: Gestrichelter H., L. lanceolata (Temm.) Sibiriens und (selten) Rußlands; Streifen-H., L. certhiola (Pall.), der ungefleckt olivbraun gefärbt ist und in Rußland, Galizien, Polen, Ostdeutschland, Böhmen, Nord-Österreich, Ungarn brütet; Nachtigall-H., L. luscinioides (Savi), der Brutvogel in Holland, Südfrankreich, Südeuropa, Algier ist.

Hier seien noch die verwandten Gattungen: Bruchsänger (Cettia) und Tamariskensänger (Lusciniola) erwähnt. Von ersterer, die drei mediterrane-mittelasiatische Arten umfaßt, ist eine, der Seidenrohrsänger, C. cetti Marm. in den europäischen Mittelmeerländern heimisch. Das 12,5 cm messende Vögelchen lebt in dichten Rohr- und Schilfbeständen, soll in seinen Bewegungen an die Heuschreckensänger erinnern und läßt einen schmetternden Schlag hören. Die Gattung Lusciniola umfaßt ein Dutzend Arten, die im Mittelmeergebiet, anschließend in Asien bis zum Osten und zum Himalaya, Ost- und Südafrika, den Philippinen zuhause sind. Bei uns nur: der Tamariskensänger, L. melanopogon (Temm.) der Mittelmeerländer. Das 12 cm messende Vögelchen ist ebenfalls Bewohner schilf- und buschreicher Ufer und läßt einen Gesang hören, der an den des Schilfrohrsängers gemahnt. Soffel.

Die Laubsänger / Von Martin Braeß

Ungleich verteilt sind die Gaben Apolls unter den Mitgliedern der deutschen Laubvögel. Am stiefmütterlichsten ist der kleinste dieses Zwergengeschlechts begabt, der Weidenlaubsänger. „Zilp-zalp, zilp-zalp . . .“, dreißig- bis vierzigmal hintereinander, das ist alles, was er kann. Aber die armseligen Laute sind auch ein Lenzes-Loblied, ein Ausdruck der Freude und Liebe, die des bescheidenen Sängers Brust ebenso schwellen wie die des gottbegnadeten Künstlers. Ja, gerade der kleine „Zilpzalp“ kann vor Liebessehnsucht den Lenz kaum erwarten. Schon um die Mitte des Märzmonds kehrt er zurück, wenn noch so oft der rauhe Nordost bläst und Schneeflocken vom bewölkten Himmel herabwirbeln. Das Vöglein durchsucht dann jedes Gebüsch nach kärglicher Nahrung. Aber die Not geht vorüber. Sobald der erste Sonnenstrahl durchs graue Gewölk bricht, leidet es den Kleinen nicht mehr im niedrigen Buschwerk; er flattert in sein Lieblingsbereich empor, in die Kronen der Bäume, die freilich noch der Blätter entbehren; vom höchsten Zweiglein herab singt er sein zweisilbig Lied.

Ein winziger Gnom, wie er so dasitzt, das ganze Figürchen zierlich, von dem dünnen Pfriemenschnabel an bis zu den zarten Läufen und den schwächlichen Zehen. Aber quecksilbernes Leben pulsiert in dem kleinen Persönchen; ruhig kann der zwerghafte Vogel nicht sitzen. Ohne Unterlaß zucken die winzigen Flügel, und das gerad abgestutzte Steuer des Schwanzes wippt hin und her. Bald ist's die schmutzigweiße Unterseite, bald der bräunlich-graugrüne Rücken, den das Vöglein dem Beschauer zuwendet; jetzt pickt es an einer Knospe, jetzt faßt es im Sprung eine Fliege, und jetzt stürzt der Kleine gar auf den Buchfink los, der mit schmetterndem Anschlag seine Strophe begann — und wahrhaftig, der Große verschluckt den Schluß seines mutigen Reiterliedes und nimmt Reißaus vor dem neckischen Kobold. „Huid, huid“ höhnt ihm dieser nach; dann fliegt er auf den Boden hinab, hüpft in großen Sprüngen ein paarmal durchs welke Laub; aber gleich ist er wieder in den schützenden Zweigen, jetzt hier und jetzt da.

Ein kleines Revier ist's, in dem sich der Weidenlaubsänger mit seinem Weibchen umhertreibt. Ob Laub- oder Nadelwald, ob Park oder Kiefernheide, ist den Vögeln ganz gleich; nur soll's kein undurchdringliches Walddickicht sein, am liebsten ein sanfter Hang mit hohen Bäumen und recht viel Gebüsch. Das hübsche, kunstvolle Nestchen steht immer am Erdboden, zwischen Grasbüscheln und Moos gut versteckt, oder im Wurzelgeflecht einer Föhre, einer Buche, oder auch etwas höher in der morschen Vertiefung eines Baumstumpfes. Backofenförmig überwölbt ist der zierliche Bau, an einer Seite der Eingang.



J. Atkinson phot. *Pool (Yorkshire), Juni 1907.*

Fitislaubvogel.
Phylloscopus trochilus trochilus (L.).



W. Wilson phot. *Skipton in Craven (Yorkshire), Juni 1906.*

Fitislaubvogel.
Phylloscopus trochilus trochilus (L.)



J. Atkinson phot. *Walton Hall (Wakefield), Juni 1904.*

Weidenlaubsänger, brütend.
Phylloscopus collybita collybita (Vieill.).



Karl Soffel phot.

Bozen-Siebeneich (Südtirol) Mai 1908.

Weidenlaubsänger, Weibchen beim Nest.
Phylloscopus collybita collybita (Vieill.).



Steenhuizen phot. *Naardermeer (Holl.), Juni 1906.*

Drosselrohrsänger, das Männchen singt vor dem brütenden Weibchen.

Acrocephalus arundinaceus arundinaceus (L.).



Hoffmann phot *Bern, Juli 1906.*

Teichrohrsänger im Nest.
Acrocephalus scirpaceus scirpaceus Herm.





M. Behr phot. *Cöthen, Juli 1910.*

Sumpfrohrsänger.
Acrocephalus palustris (Bechst.).



Steenhuizen phot. *Naardermeer (Holl.), Juni 1906.*

Schilfrohrsänger am Nest: darin ein junger Kuckuck.
Acrocephalus schoenobaenus (L.).



M. Behr phot.

Heuschreckensänger, seine Jungen fütternd.
Locustella naevia naevia (Bodd.).



W. Farren phot. *Norfolk, Juni 1909.*

Heuschreckensänger.
Locustella naevia vaevia (Bodd.).



Fr. Moore phot. *Spanien, Mai 1908.*

Cistensänger.
Cisticola cisticola cisticola (Temm.).

Außen bilden Grasblätter und Halme, trockenes Laub, auch etwas Moos ein lockeres Gewebe, während das schön gerundete Innere mit Haaren und Federn, mit Pflanzenwolle und zartesten Hälmchen ausgepolstert ist. Fünf oder sechs Eier liegen darin, winzige Dinger, weiß mit feinen schwärzlichen und braunen Pünktchen bedeckt. Wenn die Jungen piepen, geht es den ganzen Tag geschäftig hin und her, vom hohen Wipfel hinab in das Buschwerk — es lauscht doch kein Feind in der Nähe? Nein, nichts Verdächtiges ist im ganzen Umkreis zu merken — also hurtig in sicherem Schwung durch die enge Pforte des Nestchens geschlüpft; schnell die Stechfliege, die Spinne, die Mücke oder den Käfer, die Puppe, die zappelnde Made in den Rachen der Hungrigsten, und dann von neuem hinauf in die Baumkrone; „huid huid", da sitz ich schon wieder im Grünen hoch über der Erde!

Zweimal im Jahre schreitet das Pärchen zur Brut. Wenn die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat, liegen abermals vier Eier im Nest; das Weibchen brütet, und das Männchen leiert stundenlang sein einförmig Liedchen. Ende Juli hat dann, wenn alles glatt geht, die Kindererziehung für dies Jahr ein Ende. Jetzt ist man nicht mehr so eng an das Revier gebunden, wo das Nest seinen Platz hat; familienweise schlüpfen die Alten und Jungen in der ganzen Gegend durchs Astwerk der Bäume. Von Woche zu Woche zerstreuen sie sich weiter, um dann Abschied zu nehmen. Im September ziehen die ersten, zumeist sind es Jungvögel; sie sind ungeduldige Kinder. Die Alten folgen später, erst im Oktober; ja selbst im November durchstreift noch mancher die Heimat.

Weit nach Norden erstreckt sich das Brutgebiet des Weidenlaubvogels — man sieht es dem zarten Vögelchen nicht an —, bis zur Mitte von Skandinavien und in Rußland bis 65 ° n. Br. Alle Länder südlich davon, auch ganz Großbritannien hat der Kleine zur Heimat. Ja sein Verwandter, der **Fitis**, dringt sogar noch weiter nach Norden vor; er brütet in ganz Schweden und Norwegen und erreicht in Rußland ungefähr den 70.° n. Br. Südlich erstreckt sich sein Brutgebiet bis nach Nordafrika, ganz Spanien und Italien einschließend, während er die Balkanhalbinsel und Südrußland nur auf dem Durchzug besucht.

Wie der Weidenlaubvogel, so baut auch der **Fitis** sein kunstvoll überwölbtes Nest auf den Erdboden, obwohl sich das Leben auch dieses Vögelchens hauptsächlich im Laubdach der Bäume abspielt. Fünf, sechs, bisweilen sogar sieben Eier zählt das Gelege, und wenn die Jungen, die Ende Mai oder Anfang Juni das Kugelnestchen verlassen, noch ein paar Wochen von den besorgten Eltern geführt worden sind, schreiten diese zu einer zweiten Brut, die etwa Anfang Juli flügge wird; diesmal sind es aber nur selten mehr als vier Junge. Auch sie zerstreuen sich nach ein paar Wochen, und die Eltern bleiben allein, — wer weiß, wo die Kinder sind, wieviele noch leben? Aber das muntere, lebhafte Wesen verläßt den Fitis niemals, auch nicht in der schwülen Hitze des Hochsommers; selbst im August tönt sein Liedchen noch aus mancher Laubkrone des Waldes, aus manchem Fichtengebüsch.

Der Fitis ist entschieden der beste Sänger der kleinen Laubvogelgesellschaft. Süß, innig und sehnsuchtsvoll flötet er sein kleines Lied. Dem flotten Finkenschlag ist's zu vergleichen: erst eine Reihe nur wenig sich senkender Schläge und dann das typische „Würzgebier“. Aber wieviel zarter und weicher als der kecke Schlag des Finken! „Dididi die die düe düe düe dea dea düe deida deida da“ — bald hier, bald dort klingt's aus der Fichtenschonung der stillen Heide im sonnigen Frühling. Es paßt so recht zu dem zarten Grün, mit dem sich die Birken schmücken, so recht zu den zierlichen Kätzchen der Hasel, die leise bewegt gelben Pollen weithin übers Land streuen — weiche wohlige Stimmung am lauwarmen Lenzabend.

Den Einzug des Frühlings will der Fitis uns Menschen verkünden. Drum kommt er so zeitig. Nur wenn die Witterung rauh ist, verzieht er ein wenig und meldet erst im April seine Ankunft. Anfangs, wenn die Bäume noch kahl sind, schlüpft er gern, dem Zaunkönig gleich, durch Dornen- und Reisighaufen, durch junge Fichtenbestände; sobald sich aber der Laubwald geschmückt hat, sucht er droben im Wipfel der Bäume sein eigentliches Wohnhaus auf, von dem sich das gelbgrüne Kleidchen so wenig abhebt, daß der kleine Vogel vor seinen Feinden geborgen ist, ein wirklicher „Laubvogel“. Mancher Lenz, mancher Sommer würde kommen und gehen, ohne daß die Menschen sich des heimlichen Vögelchens erinnerten, wenn nicht sein nimmermüder Gesang so lieblich aus dem Laubwerk des Waldes tönte. Innig wie Rotkehlchens Strophe und zart zugleich wie Goldhähnchens Stimme.

Der dritte im Bunde ist der Waldlaubvogel; er wird auch „Sommervögelchen“ genannt, weil er erst ankommt, wenn die Ebereschen und Weiden grünes Laub haben und der Kuckucksruf wohl schon acht Tage lang durch den Forst schallt. Sein Gesang ist wieder ganz anders, so charakteristisch, daß jeder leicht den „Waldschwirrer“ erkennt. Mit sechs oder sieben hohen Staccatotönen hebt er an: „Ipp sipp sipp sipp-sipp, sippsipp“; dann folgt ein schwirrender Triller, um eine Terz fallend: „sirrrrr . . .“ und nun vier- bis neunmal „djü djü djü djü . . .“, im weichsten Pianissimo allmählich verhallend. In seiner Lebensweise wie im Äußern gleicht das Vöglein seinen Verwandten.

In mancher Gegend Süddeutschlands, z. B. in den bayrischen und österreichischen Kalkalpen, auch im Schwäbischen Jura und Schwarzwald, lebt noch ein vierter Laubvogel; Berglaubsänger wird er genannt. Eine fast reinweiße Unterseite, an der er leicht kenntlich ist, zeichnet ihn aus. Vielleicht ist er der unruhigste der ganzen temperamentvollen Sippe; unermüdlich hüpft er vom frühen Morgen bis spät abends in den Kronen der Tannen, Fichten und Buchen des Bergwaldes umher und weiß sich den Augen des Beobachters geschickt zu entziehen. Aber seine Stimme verrät ihn; denn schweigsam ist das muntere Vögelchen nicht. Es „schwirrt“ wie der Waldlaubsänger, aber rascher und kürzer, und auch seine Gesangsstrophen haben Ähnlichkeit mit dem zarten Lied jenes Vögleins: bald enger, bald lockerer aneinandergereihte Töne, denen einzelne weiche Pfeiflaute eingefügt werden.

Unscheinbar ist die ganze Gesellschaft der Laubsänger; das Volk beachtet sie nicht, weiß nichts von ihnen, ja es kennt nicht mal ihre Namen. Aber der Gesang ist so eigenartig und ausgeprägt, daß es keines geschulten Ohres bedarf, um ohne weiteres die Art zu bestimmen, und so fleißig üben sie alle die Stimme, daß der Naturfreund keinen der drei oder vier Sänger vermissen möchte.

Zur Systematik: An 40 Arten der Gattung Phylloscopus, Laubsänger leben in Europa und Asien. Außer dem Wald-L., Ph. sibilatrix (Bechst.) von 12 cm Länge, dem Berg-L., Ph. bonelli (Vieill.), der etwas kleiner ist und meist nur in den schwäbischen Gebirgen und dem Alpenvorland vorkommt, dem Fitis-L., Ph. trochilus (L.), der nur 11 cm mißt, und dem allbekannten Weiden-L., Ph. collybita (Vieill.) von 11,8 cm Länge tritt in Deutschland noch in einer östlichen Form: Ph. coll. abietina (Nilss.), die langflügliger, größer, lichter gefärbt ist, auf — werden folgende Arten gelegentlich bei uns getroffen: 1. Ph. coll. tristis Blyth. Nordsibiriens (auf Helgoland erlegt); 2. Ph. borealis (Blas.), Nordischer L., der im nördlichsten Norwegen, nordwestlichen Sibirien brütet (auf Helgoland erlegt); 3. Ph. nitidus Blyth., Gelber L. des Kaukasus, Transkaspiens, Persiens; 4. Ph. nitidus viridanus Blyth., Grüner L., eine Subspezies voriger Art, die in den Ostseeprovinzen östlich bis Westsibirien brütet und wahrscheinlich auch in Ostpreußen (wurde auf Helgoland erlegt); 5. Ph. occipitalis coronata (Temm. et Schleg.), Gehäubter L. des Ussurigebiets, Koreas, Japans (auf Helgoland erlegt); 6. Ph. proregulus (Pall.), Goldhähnchen-L. Ostsibiriens (auf Helgoland erlegt); 7. Ph. superciliosa (Gm.), Gelbbrauiger L. Sibiriens (einigemal in verschiedenen Teilen Deutschlands erbeutet); 8. Ph. fuscata (Blyth.), Brauner L., der Brutvogel des mittleren und südlichen Sibiriens ist und ostwärts bis zum Stillen Ozean vorkommt; auf Helgoland beobachtet worden. Soffel.

Der Zaunkönig / Von Martin Braeß

Kühl und schattig ist das Waldtal. Die Buchen an den Hängen flechten ihr Gezweig ineinander hoch über dem Grund. Nur hier und da finden kleine Strahlenbündel den Weg durch das Blattwerk und malen zitternd lichte Kringel auf den Moosteppich, winzige Bilder der Sonne, deren sengende Glut draußen über der Ebene lagert, drückend und schwer. Lustig plätschert der kristallklare Bach über den Sand; jetzt verbirgt er sich zwischen den Felsen, die ihm den Weg sperren wollen, daß man nur leise sein Murmeln vernimmt, jetzt springt er silberhell über steinerne Stufen, jetzt bildet er einen Strudel, jetzt hemmt er den eiligen Lauf, und die Buchen sehen ihr Bild in dem Spiegel, mitten im Blattwerk die Forelle im gepunkteten Kleid, jetzt rieselt er unter steinernem Brückchen hindurch, jetzt in schnellem Sprung eine Wendung, und jetzt kopfüber auf das knarrende Rad der Mühle im Talgrund. Gräser sprießen an seinen Rändern und Wälder von Farnwedeln zwischen den Blöcken; die Buche trinkt von dem Wasser, das zwischen dem riesigen Wurzelgeflecht so seltsam gurgelt. Zarter Waldmeister deckt den Waldboden mit lichtem Grün. Himbeer- und Brombeergestrüpp klettert den felsigen Hang hinauf, und ernster Efeu rankt sich um die alternden Stämme.

Das ist das Reich der kleinsten Majestät, des niedlichen Zaunkönigs. Im Dornengestrüpp, im Steingewirr, in der Baumhöhle, zwischen den Wurzeln, im Reisighaufen und Holzstoß, unter der Brücke, im Strauchwerk, auf dem Baumstumpf: überall hat er zu tun vom frühen Morgen bis spät in den Abend. Nichts entgeht seinem Auge, nicht das kleinste Insekt; er weiß all das Gesindel zu finden. Kein Loch ist ihm zu eng, er schlüpft hindurch, kein Rankengewirr zu dicht, er entdeckt einen Zugang. Und lustig ist er und munter, allezeit froh und vergnügt. Seine Tafel ist mit den zartesten, köstlichsten Bissen stets reichlich besetzt; selbst im Winter, wenn alles darbt, hat er keine Not; sein Liedchen singt er im stummen Forst trotz Kälte und Eis.

Aber auch jetzt in den heißen Tagen des Sommers ist vielleicht kein Bewohner des kleinen Gebirgstals so lebenslustig und keck, so frohgemut, so lustiger Laune wie dieser Gnom, dieser Knirps in dem rindenbraunen Habit, das ihn so gut dem Auge verbirgt. Keiner singt sein Liedchen so fleißig wie er, der kleinste von allen. Die acht Jungen, die er gemeinsam mit seinem Weibchen in dem Nest unter der steinernen Brücke erbrütet hat, sind schon herangewachsen, fast so groß bereits wie Vater und Mutter; sie treiben sich weiter oben am Bache umher, und nur zufällig kommt noch einmal herab und bettelt die Eltern aus Gewohnheit um einen Bissen.

Das schmetternde Liedchen, voll Wohllaut und Kraft, so heiter und feurig,

ein Triller, ein Roller — Kanarienvogelgesang aus dem feuchten Dunkel des Waldtals! Auf einem Baumstumpf sitzt der winzige Sänger; noch kleiner erscheint er, noch kürzer, als er eigentlich ist, denn das zierliche Schwänzchen hat er senkrecht emporgestelzt, die Brust tief gesenkt, das Köpfchen mit dem Schnabel schräg aufwärts gerichtet. Jetzt beginnt er von neuem, aus voller Kraft, mächtig bläht er sich auf, die Kehlfedern zittern, weit klafft das Schnäbelchen, und der ganze Körper zuckt bei jedem Ton, der aus der Kehle rollt. Jetzt ist das Liedchen zu Ende; zwei, drei Bücklinge, den Hals eingezogen, das Schwänzchen noch höher gestelzt, und dann hinab zwischen die Wurzeln am Bachrand, wo das Vöglein verschwindet wie ein Mäuschen im Loch. Aber schon rollt es wieder von einer Brombeerranke herab. Kraftvoll und sicher setzen die schmetternden Laute ein, staccato, ein paarmal von einigen höheren Tönen unterbrochen, dann ein tiefer, kräftiger Roller, wieder die Schmettertour, wieder der Roller, und das Lied ist zu Ende.

Jetzt schnurrt das Vögelchen von seinem Sitze ab, niedrig über dem Boden am Rande des Wassers talauf. So klein und leicht auch der Knirps ist, die abgerundeten, gewölbt getragenen Flügel mit den zierlichen dunklen Querbändern sind doch gar zu winzig, als daß er sich ihnen für größere Strecken anvertrauen könnte. So schwirrt er nur um die Ecke ein paar Meter weit bis dorthin, wo der Fahrweg, tief eingegraben im lehmigen Boden, den Talgrund kreuzt. Hier verschwindet der Vogel in einem Nest an der Lehmwand, mannshoch über dem Wege. Nur nachschauen will er, ob alles in Ordnung; denn gleich schlüpft er wieder aus dem Flugloch des rundlichen Baus, treibt sich im Rankengestrüpp und zwischen den Farnen am Boden ein Weilchen umher, schwenkt wieder ab, der Sonne ausweichend, ins kühle Waldtal und schmettert von neuem sein Lied aus einem Busch.

Solcher Nester hat er noch zwei, eins zwischen Baumwurzeln, fast ganz im Erdreich versteckt, und eins im Gras- und Pflanzenwust, von Ranken dicht übersponnen. Nicht Brutnester sind es, nicht Kinderstuben, sondern Schlafnester, wo das Männchen gewöhnlich die Nacht zubringt, sich auch manchmal bei bösem Wetter verbirgt; besonders in kalter Winternacht leistet solch warmes Fleckchen vortreffliche Dienste. Manchmal mögen die Menschen auch recht haben, wenn sie sagen, es sei Spielerei; die Grasmücken machen's ja ebenso. Will das Weibchen im zeitigen Frühjahr noch gar nicht recht dran, das Nest zu bauen, dann errichtet das Männchen mitunter ein „Spielnest", aus Reisern und Moos, leicht gebaut und wenig beständig. Aber das Nestchen hier in der seichten Höhlung der Lehmwand ist ein festerer Bau, der sich zur Sommer- wie Winterresidenz von Klein-Majestät eignet. Dünne Fichtenreiser, gleichmäßig übereinandergelegt und gleichmäßig gebogen, bilden die fast kugelförmige Wandung; zwischen den einzelnen Reisern aber liegt je ein junger Wedel vom Farn, dessen Seitenblättchen gar zierlich um das benachbarte Fichtenzweiglein herumgebogen sind. So bekommt das Nest Halt, und das Gelbbraun der vertrockneten Farne stimmt mit dem lehmigen Untergrund so völlig überein, daß der Bau fremdem Auge sich kaum verrät. Harmonie

mit der Umgebung, ein Haus, wie es in die Landschaft paßt: das winzige Vögelchen versteht es besser als mancher Architekt.

Aber das eigentliche Schloß, unter der Brücke an der Granitwand auf mächtig vorspringendem Quader erbaut, oben die steinerne Wölbung, unten der Wassergraben, uneinnehmbar ist's, ein Felsennest, eine Burg, so recht der Sitz eines Fürsten. Ein mächtiger Bau, viel zu groß, wie's scheint, für das Pygmäengeschlecht. Es währte lange, eh' alles vollendet war, vierzehn Tage etwa. Da galt es, dürres Laub zu holen, auch trockne Pflanzenstengel und feinere Halme. Aufgesucht ist es ja schnell, aber schwieriger war's für die Kleinen, mit den widerspenstigen Dingen zur verborgenen Baustatt zu fliegen. Da entfiel manches dem Schnabel, und der Bach trug es lachend davon. Dann kam Moos an die Reihe. Ganze Fetzen lösten sich von der Rinde, sobald man dran zerrte; mit Schnabel und Füßen wurde es dann in kleinere Stücke zerrissen und zu Neste getragen. Hier ward das Moos noch weiter zerteilt und zu dicker, filzartiger Lage verflochten, die den Innenraum des kugligen Baus bedeutend verengte. Auch die Decke wölbten die Baumeister aus schwellendem Moos; nur der Eingang blieb frei, ein schön abgezirkeltes Loch in der Wand, der flachen Wölbung des Daches ganz nahe. Ferner Federchen, das innerste Polster zu bilden; es ist nicht leicht, sie zu finden. Aber wenn man alle Winkel durchstöbert, in den Dornen und Ranken umherkriecht, bringt man doch schließlich eine ganze Menge zusammen. Zarte Dunen der Wildtaube und des Fasans, Federn der Singdrossel, die der Sperber zerriß, schneeiger Flaum von des Wasserstars Kehle, alles ist hochwillkommen. Gegen Ende April war das Nest fertig, und bald nach Mitte Mai entschlüpften die Jungen den Eiern. Ziemlich lange blieben die Jungen im Nest; da galt es zu füttern, denn die Königskinder, so klein sie auch waren, hatten gesegneten Appetit.

Je älter die Kinder, je größer die Sorgen und Mühen; die Zaunkönige erfuhren es auch, als die acht Stummelschwänzchen am Boden wie die Mäuse dahinhuschten. Was hatten die Eltern doch immer zu achten, daß sich keins verlief, daß kein Marder und Wiesel, keine Elster, kein Häher eins erwischte; wie mußten sie zureden, bis endlich die Jungen begriffen, wozu Mutter Natur ihnen die Flügel gegeben, und dabei hatten die Alten doch stets für die hungrigen Schnäbel zu sorgen, und den Gesang durfte der Vater auch nicht völlig vergessen: er erleichtert Arbeit und Mühe. Aber nun ist's vorbei; die Prinzen und die Prinzeßchen flattern und hüpfen schon ihre eigenen Wege, und die Eltern schreiten nochmals zur Brut.

Bald sind die Eier gelegt; diesmal nur sechs Stück, klein zwar, doch im Verhältnis zur Gnomengestalt ihrer Eltern eigentlich ziemlich groß. Auffallend rundlich sind sie, in der Mitte bauchig, die weiße Schale so zart, daß der Dotter rötlich hindurchscheint; dazu feine Pünktchen von rotbrauner Farbe, die bisweilen über die ganze Fläche zerstreut sind, meist aber einen losen Kranz in der Nähe des stumpferen Pols bilden. Nun kommt wieder die Zeit des Brütens, die Zeit ruhigen Wartens.

Am Tage wird das Weibchen ein- oder zweimal auf mehrere Stunden

von dem Gemahl abgelöst. Er huschte noch eben flink wie ein Mäuschen durch das Gestrüpp, schlüpfte zwischen den Steinen hindurch, schmetterte sein Lied von dem Baumstumpf, von dem Holzstoß herab, da hört er sein Weibchen locken, ganz in der Nähe: „Zrrr, zrrr", und sofort weiß er, was er zu tun hat. Er schwirrt hinunter zum Bach nach der Brücke, unter der er verschwindet, rüttelt vor dem Eingang zur Wohnung, und husch ist er drinnen. Und nun sitzt er und träumt von all den Leckerbissen, die er dem Weibchen übriggelassen hat, von den Spinnen, den Kerbtierlarven, den Puppen und Eiern — die sind ihm immer das Liebste. Das Weibchen hat den gleichen Geschmack; in allen Schlupfwinkeln sucht es nach der winzigen Beute, im Gebüsch und Gestrüpp, im Reisighaufen und Holzstoß, im Mull hohler Stämme, zwischen Baumwurzeln und im trocknen Laube am Boden. Auch ein fliegendes Insekt wird manchmal im Sprung oder im Fluge gepackt, doch nur ausnahmsweise; denn meist verfehlt der Vogel sein Ziel, und das flatternde Kerbtier entgeht dem Tode, bis es vielleicht die flinke Bachstelze wegschnappt.

Die jungen Prinzen im Nest sind niedliche Kerlchen. Zwar in den ersten Tagen noch nicht, da sind sie nackt wie andere Jungvögel auch, die Köpfe so dick, die Augen geschwollen; aber später, kurz vor dem Ausflug und dann, wenn die Eltern sie führen und sie allen Verwandten zeigen, da sind sie possierlich. Kugelrund von Gestalt, denn das Schwänzchen ist noch so klein, die Flügel so winzig, der Schnabel so kurz, und zwischen den Schultern steckt das Köpfchen, als fehlte der Hals. Das Kinderkleidchen ist etwas bunter als das der erwachsenen Vögel; die schwärzlichen Wellen auf dem Schwanz und den Flügeln treten deutlich hervor, und alle oberen Teile tragen auf dem rostbraunen Grund weißliche Schaftflecken. Der Schnabel hat sich nur am First dunkel gefärbt; sonst erscheint er noch gelblich, so licht wie die Füße.

Der Flug aus dem Nest ist gar nicht so leicht; unten rauscht das Wasser des Bächleins, und der freie Platz auf dem Stein, der das Nest trägt, ist schmal. So kam's, daß der Kleine, der zuerst die Höhlung verließ, elenden Tod fand. Er flatterte hinab, um das sonnige Ufer vor der Brücke zu erreichen. Aber die Flügel trugen ihn nicht so weit; er stürzte ins Wasser, das ihn davontrieb — gewiß hat ihn die Wasserratte gefressen, die bei der Mühle haust. Wie die Alten schrien und zeterten, als sie das Unglück sahen! Sie flogen ein Stück am Bache entlang, von einem Ufer zum andern, und konnten nicht helfen. Voll Angst, daß den übrigen Kindern das gleiche Unheil begegne, schnurrten sie wieder zurück und lockten und warnten: „Zerrrr zerrrr!" Doch die Kleinen kamen wohlbehalten unter der Brücke hervor; erst auf den Steinsims, der das Nest trug, dann ganz vor, wo die Sonne sie wärmte und lockte. Dann schwirrten sie abwärts, eins nach dem andern, in das Pflanzengewirr am Rande des Baches.

Der Herbst ist gekommen; schon fällt das Laub von den Bäumen und bedeckt den Boden mit braunrotem Gold. Die Kinder des Zaunkönigpärchens wissen schon längst nichts mehr von den Eltern und diese nichts von den Kindern; man begegnet sich wohl, und man grüßt sich mit tiefem Bückling

und flüchtigem Lockruf, aber sonst ist alles vergessen. Von Tag zu Tag werden die Ausflüge weiter. Jetzt sind sie oft bei der Mühle; zwischen den Stäben des verwachsenen Zauns schlüpfen sie emsig hindurch. Selbst das knarrende Rad fürchten sie nicht; in allen Winkeln des zitternden Holzwerks, auf dem es ruht, sind sie zu Hause. Den Holzstoß in der Ecke des Hofs besuchen sie fleißig; dort gibt es Spinnen, so oft man auch kommt, und an dem alten Wirtschaftsgebäude kennen sie jedes Loch in der Steinwand, jeden Winkel unter den Balken am Dach. Sie fürchten sich nicht vor der Katze, die über den Hof schleicht und mit schielendem Blick nach ihnen schaut; denn schneller sind sie als Mäuse, und die Gefahr bemerken sie schon von weitem. O, wie sie zetern „zeckzeckzeck...", so bös und so zornig, drei, vier solcher Gnomen auf einmal.

Von der Mühle geht's weiter, immer am Zaun entlang. Da ist man im Dorf. Garten an Garten, durch lebende Hecken und tote Zäune getrennt. Eine Lust, in alle Winkel zu schlüpfen, in die Löcher an den Stämmen der Bäume, an den Mauern und Wänden zu schauen, auch mal das Stroh auf den Dächern zu durchstöbern. Strichweise hin und her, das gilt im Spätherbst als Losung bei den meisten der Zaunkönige, die aus dem engen Gebirgstale stammen. Doch geht es niemals sehr weit; denn der Flug fördert wenig. Andere, die ihr Heim in den Dörfern aufgeschlagen haben, in Strohdächern alter Gebäude, in Mauerspalten, in den Dornen der Zäune oder auch bei der Stadt in den Anlagen, in alten Befestigungswerken, im Gemäuer von Türmen, im Gestrüpp der Wallgräben, kennen den Wandertrieb nicht; das ganze Jahr bleiben sie in ihrem kleinen Gebiet. Andere wieder, deren Reich weit im Norden gelegen ist, begnügen sich nicht damit, auf kurzen Ausflügen hierhin und dorthin zu streichen; sie begeben sich richtig auf Reisen und ziehen in mildere Länder.

Das Verbreitungsgebiet des kleinen Zaunkönigs ist außerordentlich groß; man sieht es dem Knirps mit den winzigen Schwingen nicht an, wie weit er seine Herrschaft über die Erde ausdehnt. Ebene oder Gebirge ist ihm gleichermaßen recht. Weit nach Norden geht er hinauf, nach Schweden und Rußland, fast bis zum arktischen Kreis; in England und Schottland ist er zu Hause, in allen Gebieten, die an das Mittelmeer grenzen, in Nordafrika, in Kleinasien, in Palästina, auf den südeuropäischen Halbinseln. Ja, wenn man alle Unterarten hinzurechnet — die Größenverhältnisse und die Färbung zeigen in sehr geringem Grade einige Abweichungen —, so ist das Verbreitungsgebiet noch viel größer. Turkestan, das Himalajagebiet, die Gebirge Westchinas, Japan, die Alëuten und jenseits des Großen Ozeans die Neue Welt, westlich und östlich vom Felsengebirge, dann über Island und die Faröer wieder zurück nach Europa: überall ist er zu Hause.

Nun ist der Winter gekommen; dick liegt der Schnee auf Wiese und Feld, auf den Dächern im Dorf, und jeder Pfahl trägt sein Käppchen. Hart ist die Zeit und karg bemessen die Nahrung, und mancher Vogel sitzt mit aufgeplusterten Federn betrübt im Gesträuch. Nur einer ist lustig und munter, von den Kleinen der Kleinste; was kümmert ihn Schnee, was kümmert ihn Kälte und Eis! Behend schlüpft Klein-Majestät durchs beschneite Gesträuch,





Atkinson phot.

Pool (Yorkshire), Juli 1906 u. 1904.

Zaunkönig am Nest.
Troglodytes troglodytes troglodytes (L.).





Fr. Moore phot. *Irland, Mai 1907.*

Gelbköpfiges engl. Goldhähnchen am Nest.
Regulus regulus anglorum Hart.



M. Steckel phot. *Rossitten, September 1909.*

Gelbköpfiges Goldhähnchen im Gezweige.
Regulus regulus regulus (L.).



Dr. Bethge phot. *Weißer Hirsch b. Dresden, November 1905.*

Kohlmeise.
Parus major major L.





Karl Soffel phot. *Eichsfeld, Frühling 1910.*

Tannenmeise, Männchen.
Parus ater ater L.

durch jeden Haufen von Brennholz und Reisig. Erstarrte Fliegen und Spinnen, Insekteneier und Puppen, man glaubt nicht, was sich alles in den dunkeln Winkeln verbirgt, wenn man's zu suchen versteht und klein und flink genug ist, durch jede Spalte zu kriechen.

Nur ein einziges Mal, da ward es dem Vöglein doch angst. Laut heulte der Sturm, er fegte den Schnee aus allen Ecken zusammen und blies ihn wieder in den verstecktesten Winkel. Da schnurrte der geängstete Kleine durch eine Maueröffnung über der Tür in die Hausflur und von dort in die warme Stube des Bauern. Der kannte ihn draußen vom Hofe her und wehrte dem Hund und der Katze. In dem Reisig und Holz neben dem Ofen verkroch sich der Gnom; nur selten kam er zum Vorschein. Doch da nahm der Bauer vom Sims die Schachtel mit den Ameisenpuppen und den Mehlwurmtopf und streute dem Gast von dem Futter, das für die Stubengenossen, Rotkehlchen und Plattmönch, bestimmt war. Dankbar nahm er es auf. Das währt ein paar Tage, dann war das Vöglein verschwunden, durch die Tür, durch ein geöffnetes Fenster? Niemand konnte es sagen. Es schlüpfte draußen wieder im Hof durch alle Ecken und Winkel, und die Sonne strahlte hell auf den glitzernden Schnee und warm auf das braune Kleidchen des geflügelten Zwergs. Das kurze Schwänzchen in die Höhe gestelzt, die Brust gewölbt, so saß er am Holzstoß, und perlend rollten heitere Töne aus der winzigen Kehle, und ein hübscher Triller machte den Schluß. Und der Bursche des Bauern, der über den Hof ging, blieb stehen und hörte zu; dann lief er hinein zum Alten und rief: „Komm, Vater, und hör; bald ist's vorbei mit dem Winter, der Zaunschnurz singt schon!"

Zur Systematik: Die Gattung Zaunkönig, Troglodytes, umfaßt an 50 europäische, asiatische, amerikanische Arten. In Europa tritt unser Zwerg: Tr. troglodytes (L.) in einer Art, aber einer Reihe von wohl unterschiedenen Unterarten auf, die auf Inseln beschränkt sind. So haben Island, Schetlandsinseln, die Faröer, Hebriden ihre eigenen Formen. Nächst dem Goldhähnchen ist der Z. der kleinste europäische Vogel. Er mißt nur 10 cm und wiegt ... 9 g!!

Soffel.

Das Goldhähnchen / Von Else Soffel

Eines Tages endlich lag weicher, dicker Schnee überall. Die Sonne schien, und der Himmel war blau; es war ein heller, lichter, weicher Tag. Nicht allzu kalt, aber frisch, eine Luft zum Trinken wie weiches, kühles Wasser. Nein, nicht eisig, kein klirrender Frost, kein knirschender Schnee, sondern flockig-weiche, weiße Herrlichkeit.

Das gab für die Goldhähnchen einen guten Tag.

Durch die Wiese unterhalb des Waldes geht ein Bach, die Wiese ist feucht, und die Kinder holen sich dort bald nach Weihnacht die ersten Weidenkätzchen. Noch ein Stückchen aufwärts bis dicht an den Wald steigen die Erlen; dann beginnt plötzlich brauner, trockener Boden, und nach ein paar Schritten ist man tief im Fichtenwald. Es ist kein alter finsterer Hochwald, halbjunger Wald ist es mit hellen, schlanken Bäumen, doch schon hoch genug, um Heimlichkeit zu geben und Schatten, und nicht so ernst und düster wie die Alten jenseit der Wiese im Forst.

Dort ist das Goldvöglein zu Hause, es wispert wie ein Mäuslein in den Fichten und ist fröhlich und flink wie ein Meislein. So heißt es „Tannenmäuslein" und „Meislein", und wieder andere nennen es noch den Zaunkönig, weil es, wenn der Wind hart geht, herabkommt und sich in Hecken und Zäunen umhertreibt.

Heute aber hat's das nicht not. Es ist windstill, und die Sonne verleitet um Mittag das Goldhähnchen sogar zum Singen, so freundlich und warm scheint sie in die Zweige.

Zit, zit, fängt es an — der Lockton ist das erste —, was aber dann weiter kommt, ist auch nicht viel mehr als si, si und sri, sri; einen Augenblick erscheint der Gelbkopf auf einer Zweigspitze, Schneestaub kommt herunter, glitzernd und flimmernd, und dann wispert's wieder anderswo si, si und si si si — aber der Gelbkopf erscheint nicht wieder.

Es müssen übrigens mehrere sein; denn überall wispert's und tönt es und tut es wie hohe, ferne Glöckchen, und immer wieder kommt so eine Handvoll Schnee in die Bahn der Sonnenstrahlen gestäubt, nein, keine Handvoll, nur ein guter Fingerhut voll jedesmal. Müssen das leichte Leutchen sein!

Und immer noch sind nur Stimmen im Fichtengrün dort und da, und niemand zeigt sich. Doch halt jetzt, da oben grün-grau und zeisig-keck, das Gelbköpfchen gesträubt — das ist es! Aber schon taucht's unter und wo anders; dicht bei dir lockt es zit zit, und überall, oben und unten, durch die ganze Fichte geht es si, si, und durch die nächste, die auch gegen die Sonne

steht, pflanzt sich's fort, und du besinnst dich wirklich, ob's nah ist oder am Ende ganz fern, so leise und heimlich ist es, nur ein tönendes Flüstern. Wie wenn im tiefen Winter die Glöckchen der Eiszapfen anschlagen, im Frühling die Tropfen von den Bäumen klingend fallen, heimlich im Waldgrund irgendwo ein Quellchen sickert oder das Ohr ferne, ganz ferne das Läuten eines Schlitten ahnt.

Ein leises, klingendes Schwätzchen, melodisch und fein, hell wie Meisengeklingel, aber zarter. Der graue Baumläufer tut ähnlich, wenn er im Frühjahr sein Weibchen lockt.

Diesmal jedoch ist er's nicht, und die Tannenmeise ist's auch nicht, die eben mit metallischem Schlag auf einen Fichtenzweig angeschnurrt kommt, um hastig eine halb erfrorene Made zwischen blaugrauen Zehen zu zerzupfen. Aber in die Gesellschaft gehören sie beide, und das Goldhähnchen hält sich zu ihnen, wintertags, wenn die Nahrung knapp ist, und weil es sich unter den andern sicherer fühlt.

So ziehen sie durch den weißen Wald; der Buntspecht ist Anführer oder die Haubenmeise im holzfarbenen Kleid, und ihnen nach ziehen die anderen: Tannenmeise und Baumläufer, das Goldhähnchen zwischen ihnen.

Wer es kennt und Geduld hat, sieht es wohl einmal auf der Spitze einer Fichte erscheinen, verschwinden und wieder erscheinen, langbeinig mit gesträubtem Gelbkopf einen Augenblick sich strecken. Oder rastlos sich hin und her wendend, ewig flügelzuckend, mit locker getragenem Federkleid wagrecht auf einem Zweig entlang hüpfen und mit unaufhörlich leisem si si den Kameraden locken, der tiefer in der Fichte sitzt.

* * *

Als der Februar kam, blieben die Vögel nicht mehr im Wald. Sie hielten sich zwischen Wald und Dorf, wo wenige Fichten und Föhren in Trupps beisammenstanden. Der Baumläufer zog auf die Landstraße, die Schwanzmeisen mit ihm; die Sumpfmeisen trieben sich einzeln in den Baumgärten der Bauernhäuser umher.

Und die Goldhähnchen waren wie Zigeuner bald dort, bald da. Heute im Feldgehölz, morgen auf der hohen Wetterfichte, die zausig und zerrissen die Westseite des alten Doktorhauses deckte.

Dort fanden sie, was sie brauchten: glänzend reifen, glatten Samen, den sie verschluckten, ohne ihn erst zu kernen, und an den Zweigspitzen zwischen den Nadeln Eier und Larven von allerlei Kleinzeug. War der Tag hell, schien gar die Sonne, so geigten die Wintermücken an der Hauswand; da war dann keine Not.

Zwar dem alten Doktor war das Schnakengeigen nicht recht; denn er war ein alter Bauer und wußte: Wenn die Mücken „im Hornung geigen, müssen sie im Märzen schweigen", und auf einen trockenen Märzen hielt er was.

Aber den Goldhähnchen kam es gelegen. Wenn sie genug hatten von den Gallmückenlarven, die sie vor den Zweigspitzen flatternd herauspickten, so fingen sie sich ein Dutzend und mehr Schnaken im Flug und waren satt.

Außerdem stand ein alter Wacholder in Doktors Garten. Der trug manche Spinne eingerollt und wintermüde im stachligen Gehäuse, und in dem moderig-warmen Blätterteppich unter den Bäumen gedieh allerhand.

So wären sie gut durch den Winter gekommen.

Aber in einer Nacht schwieg plötzlich der weiche Südwest, der einige Tage schon gegangen war und den Schnee angefangen hatte zu schmelzen. Am Morgen war der übriggebliebene festgefroren. Nach Mittag war es lind und lau und fing leise an zu regnen; den Abend jedoch fror es hart. So ging es nun jeden Tag. Tausturm und Regen wechselten mit Neufrost. War es über Tag warm geworden, so brachte die Nacht Hartfrost; der hielt den ganzen nächsten Tag an. Dann wütete nachts der Tausturm, trieb am schwarzen Himmel zerrissene Wolkenfetzen vor den Mond und schien die unsicher flackernden Sterne auspusten zu wollen wie Kerzen. Der Schnee fing an zu schmelzen, überall sprangen Quellen auf, die ganze Nacht gingen die Wasser. Am Morgen jedoch lag der Boden unter einem Panzer von holperigem, welligem Glatteis, an dem anderes zerbrechen konnte als hungrige Vogelschnäbel.

Das Wild, das Wasser- und Hungersnot aus dem tiefgelegenen Wald getrieben hatte, brach die Läufe und verletzte sich die Schalen beim Laufen auf der unsicheren Eisdecke, Vögel kamen zu Hunderten um.

Zwei Tage hielten's die Goldhähnchen aus.

Sie hielten sich mehr am Erdboden zwischen Hecken und Gesträuch; denn der Sturm trieb die schwach gewordenen von den Bäumen wie welke Blätter.

Als aber jeder Tag das gleiche brachte und selbst die spärliche Nahrung hart und ungenießbar wurde, da ging die ganze Schar ein.

Eines fand der Doktor, das taumelnd von der Wetterfichte gegen sein Fenster geworfen wurde vom Wind. Es hatte vergebens dort Schutz gesucht, wo es bisher alles gefunden hatte: Schutz, Nahrung und Gespielen. Die Kraft reichte nicht mehr, der Wind trieb es ab.

Nur zum Sterben konnte es der alte Tier- und Menschenfreund in seiner Hand halten.

Als es ausgezuckt hatte und der kleine Körper sich streckte, legte es der Doktor mit sachlicher Miene auf seine Briefwage.

Und da ging es wie ein Lächeln über sein Gesicht: die Wage zeigte 6 g.

Im März aber erschienen da, wo im Winter der Zug der Meisen und Goldhähnchen gegangen war, wieder zwei Gelbköpfchen, und ihr wispernder Gesang kam aus den lauschigen Fichten.

Diesmal war es ein Pärchen, das sich äußerlich gleich trug; man kannte es aber wohl, wer das Männchen und wer das Weibchen sei, an ihrem Gebaren. Denn das Männchen stellte sich rein verrückt im Liebeseifer, wirbelte als ein struppiger kleiner Federball auf seinem Ast umher oder huschte wie eine Maus darauf entlang, wobei es mit aller Kraft seinen Sing-sang auf das Weibchen losließ, das fleißig eine Moosfahne nach der anderen aus dem grünen, schwellenden Waldteppich zog und zum Neste trug. Der Gemahl begleitete es jedesmal hinab auf den Boden und wieder hinauf und setzte seine Artigkeiten dabei fort, als gälte es keine Minute zu verlieren.

Bald war auch die grüne Mooskugel aufgehängt in den obersten Fichtenzweigen. Ganz vom Nadelgewirr gedeckt hing sie, eine luftige Kinderwiege, die der Frühlingswind schaukeln konnte; denn sie war nur an beiden Seiten in die Zweige, die sie trugen, verflochten, unten jedoch frei.

Darin drängten sich wenige Tage später neun graue Junge, die die dicken Wände weiteten, und denen die Eltern nicht genug an Räupchen, Maden und kleinen Fliegen beischleppen konnten.

Sie wurden auch groß dabei und taten es bald den Alten gleich mit Huschen und Wispern in den Zweigen; aber sie waren ihnen noch unähnlich, und das leuchtende Stirnmal fehlte noch ganz.

Als die Eltern später ein zweites Nest bauten und nochmals sechs rötlichgelbe Eier drinlagen, kam die langgeschwänzte Elster darüber, und das kleine Weibchen, verdutzt und erschreckt, ließ sie damit machen, was sie wollte, ohne die Kraft zu Gegenwehr zu finden.

So kam die unruhige Zeit wieder heran; die feuerköpfigen Vettern der Goldhähnchen, die den Süden mehr liebten, sammelten sich zur Reise; die Gelbköpfchen taten sich auch zusammen und suchten die alte Wintergesellschaft auf, spielten und jagten einander an hellen Herbsttagen, geisterten in den Fichten mit spitzen Stimmchen und schliefen die Nächte dicht aneinandergedrängt in einer Reihe im heimlichen Grün.

Zur Systematik: Die Gattung Goldhähnchen, Regulus, ist mit etwa 15 Arten über Europa, Nord- und Mittelasien, Nordafrika, die Kanarischen Inseln, Azoren und Nordamerika verbreitet. Bei uns sind heimisch 1. Gelbköpfiges Goldhähnchen, R. regulus regulus (L.), welches außer einem großen Teil Europas auch Kleinasien bewohnt und in Großbritannien durch dunklere Form: R. r. anglorum Hart. ersetzt wird. Korsika und Sardinien besitzen ebenfalls unterschiedene Unterarten. Das Gelbköpfchen erreicht eine Länge von 10 cm. 2. Feuerköpfiges Goldhähnchen, R. ignicapilla ignicapilla (Temm.); es ist Bewohner der Mittelmeerländer und geht nordwärts bis an die Nord- und Ostsee. In Deutschland nicht häufig und nur im Sommer. (Auf Madeira eine wenig verschiedene Unterart.) Mit 9 cm Länge ist es der kleinste europäische Vogel.

Soffel.

Die Kohlmeise / Von Hermann Löns

Die Köchin rüstet sich dazu, die Weihnachtsgans zurechtzumachen. Sie stellt die Schale für die Abfälle auf die Anrichte, legt das Messer zur Hand und holt die Gans, die unter dem Küchenfenster hängt, herein.

Schon will sie daran gehen, den Braten ofengerecht zu machen, da werden ihre Augen ganz groß, und ihr pausbäckiges Gesicht nimmt den Ausdruck maßlosester Entrüstung an. Ganz tief bückt sie sich auf den Braten herab und sieht mit Entsetzen, daß an vielen Stellen die schöne fette Haut abgefressen ist, und daß sich an der Brust Löcher befinden, die tief in das Fleisch hineingehen. Entsetzt schlägt sie die derben Hände zusammen und läuft zu der Hausfrau, der das Unglück zu melden. Die macht auch erst ein langes Gesicht, lacht dann aber und meint, dann müßte ein wenig geflickt werden; unappetitlich wäre der Braten nicht weiter, denn Vögel wären daran gewesen, nicht vielleicht Ratten oder Katzen.

Während die Köchin dabei geht, mit Nadel und Faden den Schaden wieder gutzumachen, schnurrt ein Vogel vor das Fensterbrett, sieht nach dem Haken, an dem acht Tage lang die Gans hing, ruft einige Male „Pink pink" und stößt dann, als er seinen Futterplatz leer findet, ein heiseres Wutgelächter aus. Laut klingt es: „Trärrärrärrärr", daß die Köchin erstaunt hinaussieht. Aber sie denkt nicht daran, daß dieser hübsche kleine Vogel mit dem schwarzen Köpfchen, den weißen Bäckchen, dem weiß und grün gefleckten Nacken und der goldgelben, schwarz gestriemten Weste, der da so munter hin und her springt, der Bratenverderber gewesen sein könnte; denn mit dem kleinen Schnäbelchen, denkt sie, solche Löcher zu hacken, das ist wohl nicht gut möglich.

Die Kohlmeise ist derweilen in den Garten hinuntergeflogen. Auf dem toten, verpilzten Aste des Pflaumenbaumes läßt sie sich nieder, lockt, lacht, ruft, schnurrt in den Schneebeerenbusch und von da in den Birnbaum. Da gibt es etwas für ihren Schnabel. Um den einen Zweig zieht sich eine längliche, glatte, runde Walze, die Eierwalze des bösen Ringelspinners. Mit zähem Leim hat der Spinner Ei an Ei gekittet, so daß die Walze aus einer festen, harten Masse besteht. Keine Grasmücke, kein Baumläufer, kein Goldhähnchen wird damit fertig. Für die Kohlmeise ist es aber ein Vergnügen, Ei um Ei loszumeißeln, und ehe eine Viertelstunde vergangen ist, ist die Eierwalze verschwunden, und im nächsten Mai wird kein Raupennest den Baum verunstalten.

Nicht weit von dem Garten liegt der Wald. Dahin schnurrt die Meise jetzt. Hier, in dem Winterlaube der jungen Buche, klettert sie umher, daß das rostbraune Laub rasselt. Jedes zusammengerollte Blatt wird aufgerollt und,

geht das nicht, auseinandergehackt. Da ist ein Häufchen Schmetterlingseier. „Szi ßi da da da" lacht die Meise und pflückt ein Ei nach dem anderen herunter. Und dort sitzt, in dichtem Gespinst verborgen, eine Puppe. Die wird aus ihrem Lager gerissen und freigelegt. Auf einem Eichenaste nimmt die Meise Platz. Die Puppe hält sie zwischen den Zehen und hämmert mit dem kurzen, scharfen Schnabel darauf herum, daß die Fugen sich lösen. Und dann zieht sie den leckeren Inhalt heraus und verspeist ihn, fröhlich dabei lockend und kichernd.

Ein lauter Ruf ertönt aus dem Inneren des Waldes, ein helles „Jück, jück, jück". Prrr, schwirrt die Meise davon; denn sie weiß, was das bedeutet. Sie findet Gesellschaft. Geführt von einem schwarzweißroten Spechte, sucht dort ein Meisentrupp das Holz ab. Das lockt und ruft und piept und zirpt, lacht und kichert, pfeift und kullert, rasselt durch das Dürrlaub, raschelt an der Rinde, schnurrt und burrt, klettert hier, hämmert da, pickt dort, hängt überkopf an den Zweigen, zimmert an den Ästen, guckt hinter jede Rindenspalte, schaut in jede Borkenritze, erfüllt die ganze Waldecke mit Lärm und Farben. Allen voran schnurrt der bunte Specht, bleibt an einem Hornzacken hängen, rutscht um ihn herum, meißelt mit kräftigen Schlägen, daß Rindenstücke und Flechtenkrusten in den Schnee bröckeln, legt Käfer und Larven bloß, sticht sie mit der Harpunenzunge an und schlingt sie herunter. Unter ihm in der Eiche toben ein Dutzend Kohlmeisen umher. Überall leuchten ihre gelben Westen, blitzen ihre weißen Backen. Hier zimmert eine an einem Rindenrisse herum, in dem Schmetterlingseier sitzen, dort legt eine andere einen Käfer frei, der unter der grauen Flechte versteckt sitzt; die dritte meißelt aus einer Knospe den Wurm heraus, eine vierte hämmert eine Buchennuß auf, die sie in einen Rindenspalt klemmte. Andere hüpfen auf der Erde umher, suchen im Moose und im Fallaube nach erstarrten Käfern und Raupen oder klopfen die Rinde von den modernden Ästen, um Larven und Käfer zu entdecken. Und ebenso machen es ein halbes Dutzend Sumpfmeisen, ebensoviel Tannenmeisen, Haubenmeisen und Blaumeisen, während ein Kleiber es dem Spechte gleichtut und ein Baumläufer stumm um den Stamm der Eiche rutscht und mit dem dünnen, krummen Schnäbelchen in allen Ritzen nach Ungeziefer stochert. Die zierlichen Schwanzmeisen aber kobolzen in dem dünnsten Gezweige umher und suchen nach Schmetterlingseiern, und ebenso machen es die winzigen Goldhähnchen, deren schüchternes Gepiepe aus allen Kronen erklingt. So huscht die bunte Schar hinter dem Spechte her durch den Wald und sorgt dafür, daß im Frühling nicht allzuviel Wickler und Borkenkäfer, Spinner und Spanner erscheinen und dem Förster Ärger und dem Staate Schaden verursachen.

Wenn es dann Frühling wird, die Sonne schon ab und zu Kraft bekommt, dann wird die Kohlmeise lustig und heiter. Sang sie bisher etwas betrübt: „Spinn' lütting, spinn' lütting", so pfeift sie jetzt aus voller Brust: „Spinn' dicke, spinn' dicke", und das Bauernmädchen, das hinter dem blühenden Geranienstock das Spinnrad schnurren läßt, lacht; denn es weiß, nun hat die langweilige Winterarbeit bald ein Ende, und die lustige Arbeit im Garten

und Feld beginnt wieder. Die Meise denkt aber nicht an die Arbeit des Mädchens, sie denkt daran, daß jeden Tag mehr fette Spinnen und Räupchen und Käfer zum Vorschein kommen, und vergnügt fängt sie sich ein Frostspannerweibchen und verspeist es unter fröhlichem „Pink, pink" und „Szi hi da da da". Und dann schnurrt sie auf einen Ast, der in der vollen Sonne liegt, und läutet von da aus den Frühling ein, bald sehnsüchtig und zärtlich: „Zi düi, zi düi", bald keck und lustig: „Zizidi, zizidi, zizidi".

Von weitem klingt es ebenso, aber auch heiser und grob: „Szi tärrärrär". Da lockt ein anderer Meisenhahn und umwirbt ein hübsches Weibchen, das gefallsüchtig auf einem Faulbaume sitzt und leise lockend mit dem Schwanze wippt. Der Meisenhahn schnurrt heran, nimmt bei ihm Platz und rückt lockend und pfeifend immer näher. Und dann bläst er die Kehle auf, spreizt die Flügel, fächert den Schwanz, sträubt die Kopffedern und singt ein seltsames Liebeslied, ein sonderbares, leises Lied, wobei er auf dem Zweige hin und her trippelt, sich verbeugt und als dicke, plustrige Federkugel zu der Henne hinflattert. Aus der Eiche kommt noch ein solcher Federball heruntergeflattert, nimmt auf dem Faulbaum Platz, singt dasselbe schnurrige Lied, rückt auch dem Weibchen immer näher, singt und lockt immer zärtlicher, und die Henne sieht bald nach rechts und bald nach links und piept leise und niedlich. Und plötzlich stoßen beide Hähne einen heiseren Schrei aus, fahren aufeinander los, flattern gegeneinander an, hacken mit den Schnäbeln, greifen mit den Krallen, fassen sich und wirbeln als schwarzweißgelber Ball durch die Zweige und in das Fallaub, wo sie sich quiekend und piepend und fauchend und zischend umeinander herumdrehen, daß Moosflöckchen, Blätter und Federchen herumstieben. Dann lassen sie sich los, und arg zerzaust flattert der eine davon, und der andere fliegt auf einen niedrigen Ast, ruft schadenfroh, ordnet sein Gefieder, stößt wieder zu dem Weibchen und macht ihr noch eifriger als zuvor den Hof, den Wald mit seinem hellen Singsang erfüllend.

Eines Tages hat das Weibchen ein Baumloch entdeckt, das ihr zusagt. Es sitzt in doppelter Manneshöhe in einer Eiche, ist nach Osten geöffnet, hübsch rund und glatt und so eng, daß nur eine Meise und sonst nichts einschlüpfen kann. Frohlockend ruft sie das Hähnchen herbei, und nun schlüpfen beide abwechselnd aus und ein, zimmern in der Höhle herum, schaffen faule Späne, Spinnengewebe und tote Käfer heraus und tragen Baustoffe heran, Mooszweige, Grashalme, Haare, Wollfäden und Federn. In der Dickung liegt ein verludertes Reh. Das Wildbret hat sich der Fuchs geholt, und überall liegen Fetzen der Haut und Haare umher. Fortwährend fliegen die Meisen in die Dickung und tragen ein Bündel Haare nach dem anderen zu Neste. Dann entdecken sie eine tote Krähe und zupfen ihr die Federn aus, und frech, wie sie sind, holen sie sich von dem Abfallplatze und dem Geflügelhofe der Försterei alles, was sie an brauchbaren Haaren und Federn und Fäden finden.

Das Nest ist kaum fertig, da liegt schon ein weißes, rotgetüpfeltes Ei darin und bald darauf ein zweites, und so geht es weiter, bis zehn Eier beieinanderliegen. Den ganzen Tag über brütet das Weibchen; aber über Mittag kommt es hervor, und das Männchen nimmt seine Stelle ein. Einmal



K. Spengler phot. *Rothehütte, März 1908.*

Mitteleuropäische Haubenmeise.
Parus cristatus mitratus Brehm.



K. Spengler phot. *Rothehütte, Februar 1908.*
Mitteleuropäische Glanzköpfige Sumpfmeise am Futterbaum.
Parus palustris communis Bald.



Dr. Bethge phot. *Dresden, Dezember 1905.*
Mitteleuropäische Glanzköpfige Sumpfmeise.
Parus palustris communis Bald.

versucht eine Eichkatze, die Eier zu stehlen; aber das Loch ist zu eng. Ein anderes Mal erklettert ein Junge den Nistbaum und fühlt mit einem Finger in das Nestloch. Aber da fährt der Meisenhahn in die Höhe und faucht so fürchterlich, daß der Junge erschrocken zurückprallt, den Halt verliert, zu Boden fällt und geschunden und hinkend von dannen zieht. Die Meisen haben fortan Ruhe.

Eine Woche geht hin und abermals eine, da piepst es dünn und fein in dem Nestloche. Nun haben die Alten kaum Zeit, an sich zu denken. Zehn Schnäbelchen sind zu stopfen, und viele hundert Male am Tage heißt es nun hin und her zu fliegen und Räupchen und Käferchen, Fliegen und Mücken, Spinnen und Blattläuse herbeizutragen. Von früh bis spät sind die Alten tätig, um die zehn kleinen Nimmersatte zu stopfen, und kaum kommen sie dazu, mittags zum Bache zu fliegen und sich zu tränken. Aber die Kleinen wachsen auch auf das beste. Kaum haben sie mehr Platz in der Nesthöhle, und es ist hohe Zeit, daß sie flügge werden.

Endlich sind sie so weit. Erst wagt das eine sich auf den Rand des Nestloches, piepst dort unbeholfen umher und folgt endlich mit unsicherem Fluge dem Locktone der Henne. Mit Not und Mühe erreicht es einen Zweig, krallt sich daran, flattert ängstlich und sitzt schließlich tief atmend da. Nun schwirrt ein zweites herbei und ein drittes, und schließlich alle, und auch das Nesthäkchen wagt den Flug in die Welt, und nach vielen vergeblichen Flugversuchen und Purzelbäumen in das Moos und das Laub finden sich alle zehn Stummelschwänze auf einem Zweige zusammen, rücken eng aneinander und piepsen unaufhörlich nach Futter. Fortwährend schnurren die Alten hin und her und stopfen die immerfort gierende Brut, bis die Kleinen es lernen, ihnen zu folgen.

Nun geht ein lustiges Leben los. Heute wird im Buchenwald gejagt, morgen in den Fichten; übermorgen treiben sich die zwölf Meisen in dem Unterholze am Waldrande umher; tags darauf tummeln sie sich in den Weiden zwischen Wiese und Bach. Das Nesthäkchen verschwindet spurlos; der Sperber griff es, und als die Familie nach langem Besinnen mit ängstlichen Flügelschlägen die Reise über die Wiesen nach dem fernen Walde wagte, schlug der Lerchenfalke das zweitälteste Stück. Aber die zehn übrigen reisen weiter, tauchen bald im Garten des Forsthauses, bald im Dorfe auf, durchreisen viele Büsche und Wälder und vertilgen Unmengen von Ungeziefer, und schließlich, wie die Kleinen schon lange Schwänze haben und schöne goldgelbe Brüstchen, trennen sich die Jungen von den Alten und versuchen ihr Glück allein.

Die Alten streifen, bald allein, bald mit anderen Meisen zusammen, noch eine Zeitlang umher, aber dann fliegen sie wieder zu ihrem Nestbaume am Waldrande bei der großen Stadt hin. Wieder lockt und singt das Männchen zärtlich, wieder besteht es Kämpfe mit anderen Männchen, wieder siegt es. Dann wird das Nest gesäubert und frisch ausgepolstert, und bald sitzt das Weibchen auf dem zweiten Gelege, und Ende Juni sind wieder acht hungrige Gelbschnäbel zu stopfen. Im Juli ist auch die zweite Brut flügge und macht mit den Alten die Reise in die weite Welt, und von da ab streifen sie mit anderen Meisen, Goldhähnchen, Kleibern und Baumläufern, oft geführt von

einem bunten Spechte, durch das Land, vertilgen in dem Fichtenwalde die Nonne und den Kiefernspanner, im Buchenwalde Wicklerraupen, im Garten Blutläuse und in den Kohlfeldern die Puppen der Weißlinge.

Wenn der Spätherbst mit Sturm und Regen kommt, den Meisen ist es gleich. Sie sind immer lustig, immer munter, und immer hungrig. Not leiden sie nie, auch wenn der Schnee hoch liegt; denn an allen Stämmen und Ästen und Zweigen finden sie Nahrung in Hülle und Fülle, und hier und da findet sich ein Knochen, ein verendetes Stück Wild, ein Bücklingskopf, eine Speckschwarte, und auf den Futterplätzen vor den Fenstern in den Städten sucht man sich Hanf und Mohn. Und hängt irgendwo ein Hase unter dem Küchenfenster oder eine Gans, so gibt es einen fetten Schmaus.

Nur wenn Rauhreif die Zweige mit dicker Kruste umhüllt, sieht die Tafel mager aus. Aber das dauert nur einen Tag, und dann sind die Zweige wieder frei und bieten Schmetterlingseier zur Genüge, und die grauen Wintermotten fliegen bis zur Mitte des Winters; hier und da findet sich eine Buchennuß, die über einen naßkalten, rauhen Tag hinweghilft, und wenn auch der Sperber ab und zu eine Meise greift oder der Kauz eine schlägt, es bleiben noch immer genug übrig, um Ende Februar den Frühling einzuläuten.

Zur Systematik: Der typische Vertreter der eigentlichen Waldmeisen (Parus), deren 150 Arten Europa, Asien, Afrika, Nordamerika bewohnen, ist unsere 14 cm messende Kohlmeise, P. major major (L.), deren Heimat Europa, Westsibirien bis zum Altai ist. Dicker geschnäbelt kommt sie in Großbritannien vor: P. m. newtoni Pràzák. Etwas kleiner und trüber gefärbt auf Sardinien und Corsika. Andere Formen reihen sich in Nordwestafrika, Kleinasien und Asien (Mittelasien, Himalaya, Tibet, China, Japan) an. Zur gleichen Gattung wie die Kohlmeise gehören noch folgende europäische Arten: Blaumeise, Lasurmeise, Tannenmeise, Haubenmeise, Glanzköpfige Sumpfmeise, Mattköpfige Sumpfmeise (inkl. Alpenmeise), Trauermeise; sie alle werden nachfolgend geschildert. Soffel.

Die Tannenmeise / Von Else Soffel

Schwer drücken die Herbstnebel auf das Waldgebirge, schwer, als wollten sie nie mehr weichen. Ernst ist es wohl immer, fast furchtbar mit seiner lastenden Stille, seinen Massen dunkler Nadelwälder, in denen nur die Axt widerhallt, ein Schuß, das eilige Vorüberbrausen des Eisenbahnzugs. Ernst und unwirtlich.

Aber beklemmend ist es in endlos grauen Wochen des Herbstes.

Licht und lustig ist die Blaumeise, hellen Wesens wie der Laubwald im Frühling, ihr Aufenthalt. Stiller in Farben die kleine Haubenmeise, die der dunkleren Kiefer zugetan ist. Am düstersten in Gewand und Gebaren ist die Tannenmeise in der Tiefe alter Nadelholzwälder.

Seit Tagen ist kein Gipfel mehr zum Vorschein gekommen. Wolken, nur Wolken, durch die hin und wieder wie durch einen zerrissenen Schleier das Grün der Tannen blickt. Der ganze Himmel liegt auf dem Tal.

Da — ein Ton von Leben in die Todesstille. Streichende Tannenmeisen. Deutlich klingt ihr endloses sisisi aus dem Nebelgeriesel. Si—si. — Doch noch ehe einer der Vögel sichtbar wird, entfernt sich das leise Läuten, wird von der dicken Stille aufgesogen, zugedeckt wie der Bergwald vom Nebel.

Heller klingt das Lied im Frühling, wenn die tollgewordenen Wasser es begleiten und die Sonne schon hin und wieder auf der Waldseite liegt. Wie eine Glocke hell tönt dann das sisi, sisi, sitüdi, sitüdi, sitüdi, wie das Berglöckchen hoch über dem Wald. Frühling, Frühling!

Dann hat die Tannenmeise sich losgesagt von allen, mit denen sie's im Winter gehalten.

Unaufhörlich klingt ihr helles Schleifen am Waldrand. Es ist der Extrakt ihres Lieds. Was es sonst noch enthält an leisen, klirrenden Tönen, scheint nur Begleitung und geht in der Ferne verloren.

Ist's wirklich derselbe Vogel wie vor zwei Monden?

Der stumm verschüchtert, beinah ein wenig düster, mit struppigem Federbalg damals im Zug der Kameraden der Futtersuche nachging? Hin und wieder der Wintersonne ein blasses, unscheinbares Lied sang?

Heute blicken die schwarzen Augen glänzend in munterer Unruhe; glatt liegt jede Feder im Gewand. Die stumme Nahrungssuche am Boden, wie sie im Winter betrieben wurde, ist eiliges, hüpfendes Schnurren von Zweig zu Zweig geworden, und jeden Augenblick ertönt ein fröhliches sitäh, sitäh über einen angenehmen Fund, den der schwarze spitze Schnabel hastig und geschickt zwischen den blaugrauen Zehen zerzupft. Ist der weiche Kern der Puppe oder Made verzehrt, so wird auch die härtere Hülle noch nachgeschickt,

und schon suchen unterdessen die unruhigen Augen nach einem neuen Bissen umher.

Aber der Hunger ist jetzt nicht die alleinige Triebfeder im Leben der Tannenmeise. Nicht umsonst ist es Frühling. Und der klirrende Gesang, den sie täglich vorträgt, gilt nicht bloß der Sonne; das helle Locken in ihrem Lied ist Liebeswerben.

Das Vögelchen dort, das blasser und etwas kleiner, sonst aber ganz im Tannenmeisengewand steckt, ist die Erkorene. Ihr gilt das Zittern und Flügelzucken, das leise und laute Locken, ihr nach geht der Flug von Baum zu Baum.

Im Tal ist es jetzt wirklich Frühling geworden. Die Wiesen und kurzrasigen Halden sind grün; wo der Bach geht, steht saftstrotzend die gelbe Trollblume und großblütiges Vergißmeinnicht mit dunklerem Aug' als irgendanderswo.

Um die Höfe steht manche weiße Pflaumenblüte, und wenn das Leuchten der Sonne um die fernen Firne ist, sieht es aus, als blühten sie selbst und einten ihr Blühen mit dem im Tal.

* * *

Das Nest steht tief im Wald in einem alten Fichtenstrunk, der, ganz von grünem Erdmoos überwachsen, kaum mehr vom Waldboden zu unterscheiden ist.

Früher haben die braunen Waldmäuse drin gehaust.

Moos, um es auszulegen, wächst vor der Tür, und weiches Wildhaar findet sich jetzt im Frühling überall. Aber es war heuer kein Glück dabei.

Mäuse fanden den Winkel, und da sie halb ihresgleichen witterten, halb den leisen Federgeruch, der ihnen auch nicht entgegen war, so machten sie sich in das Nest und über die Brut her.

Die Alten fanden nur noch eines der acht Kinder lebend, das den blind tastenden Kopf suchend aus dem dicken Moospolster des Strunkes hob. Dem steckten sie die glatte grüne Raupe in den Schnabel und die weiche, langbeinige Spinne, und es ist auch hochgekommen, trotzdem es nicht im Nest aufwuchs. Die Mooswälder bargen es gut, trotz seinem Gepiepe; Fuchs und Wiesel gingen an dem einzigen mageren Bissen vorbei. Und weil es alles Futter allein bekam, wurde es rasch groß und stark und lernte — anfangs mit vielem Geschrei — den Eltern folgen und selbst suchen, was ihm not tat. Fand die grünen Raupen der Kieferneule und des Kiefernspanners an den Bäumen, Eier von allerhand in den Rissen der Borke, Spinnen und kleine Käfer im Moos. Später lernte es auch die Samen zwischen den Schuppen der Zapfen hervorzuholen, machte sich über die Nuß her, die das Eichhörnchen hatte fallen lassen, und bei den Dohnen über die Kerne der Ebereschen. Dabei fing es der Förster, und weil er schon lang gern so ein „Moasl" in seinem Zimmer gehabt hätt', nahm er's mit nach Haus und steckte es in einen altmodischen Tiroler Vogelbauer mit allerlei Stockwerken, Giebeln und Schnitzwerk, die schön anzuschauen waren, von denen aber das Moasl

nichts hatte; denn sie machten den Käfig dunkel. Und weil der Förster ein gescheiter Mann war, so nahm er, als er das nächstemal nach der Stadt kam, einen ganzen Posten Hanf mit, den setzte er dem Moasl vor und hatte seine Freude dran, wie schnell der Vogel dran ging, und wie es ihm schmeckte.

Es schmeckte dem Moasl auch wirklich. Es klopfte ein Hanfkorn nach dem andern auf, hastig und munter, wie es seine Art war, lockte dazu mit heller Stimme und legte nach und nach einen ganzen Vorrat davon hinter dem Borkenstück an, das der Förster ihm an die Käfigwand genagelt hatte. Kurz, es tat so, wie es von draußen gewöhnt war.

Nur daß es hin und wieder am Tage schlief oder plötzlich lange Zeit traurig und trüb dasaß mit dick aufgeplustertem Federkleid.

Der Vogelfranzele, ein Häusler im Dorf, der das ganze Zimmer voll „Moas'n", „Rottröpflen" *), „Zittlen" *) und „Krumperlen" *) hatte, sagt's dem Förster, daß es der viele Hanf wär', und was er dem Moasl dazugeben müßt', damit's lebender bleibt. Aber der Förster glaubt's nicht, bis ihn das Moasl eines Morgens aus dick zugeschwollenen Augen anschaute. Da war es aber zu spät. Das Moasl fiel am gleichen Tage noch in Krämpfe und starb.

So ist keines von der ersten Brut übriggeblieben.

Die Alten waren unterdessen mit den Jungen der zweiten schon auf dem Strich, und wieder sieht man ihre Herden aus dem Nebel tauchen und hört ihr feines Sisisi durch das dicke Nebeltuch. Die Jungen tragen schon das Gewand der Alten, den glänzend schwarzen Kopfputz zu den schlohweißen Wangen, das aschblaue Obergewand —, aber die Sonne, die den frischen Schmuck zur Geltung bringen könnte, ist weg; es liegt düster grau auf dem Tal, und so gewahrt man ihn kaum.

Wenn sie alle gut durch den Winter kommen und der Sperber keines aus ihren Reihen holt, wenn sie ziehen im März, so kehren sie dann in ihren Wald zurück, der dunkeln Heimat froh, und ihr helles Locken klingt wieder zu den lustigen Wassern und zum stillen Glanz der hohen Firne.

---

*) Rotkehlchen, Drosseln, Kreuzschnäbel.

Zur Systematik: Die nur 12 cm messende Tannenmeise, Parus ater ater (L.), bewohnt Europa und das nördliche Asien. In Großbritannien bis Nordschottland, auch Irland, Sardinien, ebenso Nordwestafrika und östlich bis nach Japan wird unser Vögelchen durch teils wenig verschiedene Unterarten ersetzt.

Soffel.

Die Haubenmeise / Von Else Soffel

Über den Bergrücken zieht sich der Nadelwald. Menschenhand ist nicht viel dran gekommen; denn es ist felsig zerklüftetes Land, und die Stämme sind schwer zu Tal zu schaffen. So wartet man, bis die Zeit selbst den einen oder andern der alten Recken fällt. Wettergetroffen, lebenssatt liegen sie oben auf den Halden. Ehe aber das Leben in dem Gestürzten völlig erstorben, sind die Vögel und der Wind dagewesen und haben, jedes auf seine Art, Sorge getragen, daß der Tote in Kind und Kindeskindern weiterlebt. Es stehen dort oben noch manche solcher alten Riesen mit hängenden Bärten und von rätselhaftem Ansehen. Das Leben hat ihnen die Glieder seltsam gestutzt, und man besinnt sich auf ihre Geschichte bei ihrem Anblick. Aber man wagt nicht zu fragen, weil es so ehrfürchtig still im Walde ist.

Nur oben, wo er und das Dunkel ein Ende haben und der reine, blaue Himmel sichtbar wird, spielen die Sonnenstrahlen lustig wie Kinder und liebkosen die finsteren Herren des Berges. Und diese leiden es, wie sie die Vögel in ihren Zweigen leiden und das muntere Eichkätzchen.

Auf grünem Platz steht hier eine Fichte, einzeln wie ein König. Alle andern sind zurückgeblieben wie in ehrfurchtsvoller Entfernung. Ihr Wuchs ist stolz und herrlich, ihr Gewand so schwer, daß sie es kaum zu tragen vermag. Wie eine Schleppe, so schleifen die gewaltigen grünen Äste am Boden. Eine Schar Wacholder wollte in ihrem Schatten erwachsen, aber er ist krüppelig und klein geblieben; es kann nichts neben ihr aufkommen. Nur der ebenbürtige Adler ruht hin und wieder auf seinem Flug in ihrer Krone, um auszuschauen, und den Vögelchen, den lieblichen Schöpfungsgedanken mit ihren beschwingten Liedchen, wehrt sie's nicht, Schutz zu suchen im dunkeln Geäste.

Der Meisenkönig kennt den Baum schon lange. Den ganzen Sommer treibt sich ein Pärchen drin herum. Es verliert sich in dem weitläufigen Gezweige wie in einem großen Haus. „Sit, sit" lockt es aus dem Baum, und die Zweigspitze schaukelt. Man sieht aber nichts, und wenn nicht hin und wieder eines von den beiden zur Mahlzeit herunterkäme auf den Boden, so könnte man glauben, die Tannengeisterchen sind es, die durch das Dunkel huschen und wispern. Ja, wer sie nicht kennt, die kleinen Geschöpfe, entdeckt sie vielleicht nicht einmal dann; denn das holzbraune Kleidchen steht nicht fremd zu Stamm und Boden, und das schwarze, weiß gespitzte Häubchen mag eine Flechte sein. Dazu schatten die schweren, schwarzgrünen Äste, und über den schützenden Dämmer gehn sie nicht gern hinaus.

Dem Pärchen ist die Fichte Asyl. Zwar das Nest stand weiter unten im dichten Gehölz. Als der Eichkater ausgezogen war, zogen die Meisen ein.

Aber täglich bis in den Herbst hinein kam das Pärchen herauf. Hier oben hat es nichts zu fürchten. Es ist womöglich noch stiller als drunten. Weihe und Adler ziehen im Blauen ihre Kreise; ein Stein, der sich gelöst hat, kommt mit Gepolter in die Tiefe, oder ein Schuß kracht. Das alles kümmert den Vogel nicht. Nur wenn der Sperber oder Habicht in der Nähe, meldet's der König seinem Weibchen mit ängstlichem „tä, tä". Nach einer kleinen Weile treiben sie ihr Wesen wie vorher in den dunkeln Zweigen, am Stamm hinauf, zwischen den Riefen der Borke, an den Zweigspitzen hängend, um zwischen den Nadeln zu suchen, wo die Larven des bösen Frostschmetterlings hausen. „Sit, sit, — zikürr," — man hört sie wohl, aber gewahrt sie kaum. Es sind rechte, echte Tannengeisterchen. —

Im Winter, wenn der Hochwald schnee- und eisgepanzert starrt, ist es sogar dem scheuen Meisenkönig zu einsam geworden hier oben. Die hartgewöhnte Alpendohle ist in die wärmeren Täler heruntergekommen, das hungerzahme Wild sucht die Nähe der Menschen. Und der Meisenkönig streift mit seinesgleichen den niedriger gelegenen Bestand ab. Zu seinesgleichen zählt er im Winter allerhand: den Kleiber im knappen, blauen Gewand, das putzige Tannenmeischen und das Goldhähnchen. Denen schließt er sich an. Mit leisem Geläute geht dann der Zug durch den winterstillen Wald, und nicht selten ist der Meisenkönig Anführer. Die Nahrung ist jetzt knapp geworden und trockene Kost zu Ehren gekommen. Tannen- und Kiefernsamen werden, am Zapfen hängend, zwischen den Schuppen hervorgeholt, ein überwintertes Räupchen, Larven oder Eier sind Festtagskost. Doch auch diese Zeit geht vorüber. Schon kommt der Schnee in klingenden Tropfen von den obersten Zweigen der Bäume herunter, und der Buchfink probiert seinen Schlag.

Nun muß sich alles, alles wenden. Im Bergwald stürzt der Gießbach in kühnen Sprüngen über ausgewaschenes Gestein und führt den geschmolzenen Schnee zu Tal. Die Lärchen bekleiden sich mit zartgrünem Gefieder, und die Troddelblume in gefranstem, violettem Röckchen hat sich durchgearbeitet.

Unser Vögelchen ist wieder allein. Und noch ein paar Tage, so hat's sich ein Weibchen ersungen. Sein Liedchen macht nicht viel aus sich; denn es ist leise und klirrend; die Kunst liegt nicht in der Familie. Aber seine kleine Königin versteht ihn doch, wenn er ihr seine süßesten Locktöne zur Strophe verwoben vorträgt, und weiß, was er sagen will, wenn er unter allerhand drolligen Tänzen die schöne Holle auf und nieder legt.

Zu dieser Zeit hat der Meisenkönig mit seinem Weibchen wieder den schweigsamen Hochwald aufgesucht. Auf den Halden, über die das Wild zur Äsung zieht, liegt manches Flöckchen Wolle aus dem abgelegten Winterpelz, und sonst gibt es allerlei, um das Nest warm auszupolstern. Es ist das alte vom Vorjahre, was der Eichkater leer gelassen hatte, und neun Eier liegen darin. Bald gibt's vermehrte Arbeit; denn die Jungen haben die weißen, rostrot punktierten Schalen gesprengt. Vorderhand neun häßliche, nackte, kleine Dinger, die ihren Eltern keinen Augenblick Ruhe lassen und im Nest einander stoßen und drängen, weil jedes das erste bei der Fütterung

sein will. Aber nach ein paar Wochen sind sie den Eltern schon ähnlicher. All' die Larven, Räupchen und Puppen haben das Ihre getan. Nur die Holle ist noch kleiner als bei den Alten, und von dem schwarzen Halsschmuck ist noch nichts zu sehen. Laut und lärmend verlangt die kleine Gesellschaft immer noch nach Futter; eines steckt das andere an. Und wenn die alte Fichte droben in ihrer Höhe sich über irgend etwas wundern könnte, so wär' es sicher das, wie die Alten mit den neun ungebärdigen Jungen fertig werden; denn das Geschrei dringt bis zu ihr herauf. Aber die Fichte ist wieder ein Jahr älter geworden, und ihr Wipfel taucht noch stiller ins Himmelsblau. — Das Meisenpärchen hat auch nicht viel Zeit gehabt, nach seinem Lieblingsplätzchen zu sehen. Die Elternpflichten ließen nicht viel Raum für Kurzweil. Nur unterwegs auf der Nahrungssuche kamen sie hin und wieder auf einen Augenblick bei der Fichte zu Rast. Aber nur auf einen Augenblick. Erst wenn die zweite Brut mit nochmal sechs Jungen aufgezogen und flügge ist, gehören die Alten einander für den Rest des Sommers. Dann kommen sie auch täglich zur Fichte herauf. „Sit, sit, zikürr" lockt es aus dem Baum, und die Zweigspitze schaukelt. Man hört sie wohl, aber gewahrt sie kaum. Es sind echte, rechte Tannengeisterchen.

Zur Systematik: In Deutschland sind zwei Formen der Haubenmeise (das Vögelchen erreicht eine Länge von 13 cm) Brutvögel. 1. Die Nordische Haubenmeise, Parus cristatus cristatus L., die in Ostpreußen, Polen, Ostseeprovinzen, Skandinavien, West- und Mittelrußland, südlich bis zu den Karpathen heimatet, und durch mehr graue Oberseite von der 2. Mitteleuropäischen H., Parus cristatus mitratus Brehm, deren Oberseite mehr ins Bräunlich-Rostbraune hinüberspielt, unterschieden ist. Diese Form ist in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich, dem alten Österreich-Ungarn, dem Balkan, Pyrenäen (und westliche Ausläufer), dem Alpengebiet heimisch. Schottland und Portugal, Südspanien bewohnt die Haubenmeise in dunkleren Stücken. Soffel.

Die Sumpfmeise / Von Else Soffel

Über dem verlassenen Bauerngarten liegt die Sonne, heiß brütende Augustsonne um Mittag. Langsam, nur ganz langsam rückt der Zeiger der Sonnenuhr weiter; ja er scheint eine ganze Weile stillzustehen. Die Sandkörnchen in den Wegen glitzern und funkeln, eine schläfrige Hummel taumelt mit jähem Gebrumm zur nächsten Blume, dann sinkt alles zurück in Schlummer. Auch vom Hause her dringt kein Laut. Schön gepflegt sieht er nicht eben aus, der Garten; es mochte lange keine ordnende Menschenhand dran gekommen sein. Halb Gemüsegarten ist der Blumenanteil, und auf den Kartoffelbeeten, wo die welk daniederliegenden Stauden die reifende Frucht anzeigen, wächst roter Mohn in Fülle und schüchtern daneben blasse Stiefmütterchen in Büscheln. Bis in die Wege hat sich das Unkraut hereingefressen. An der Hauswand blüht vereinzelt eine riesenhafte Sonnenrose aus schlechtem Boden auf und wenige kranke Astern; hart gewöhnte Königskerze macht ihnen den Boden streitig; zwischen den Zaunlatten haben sich Nessel und Hohlzahn vom Wegrain hereingedrängt. Der Schönheit tut das freilich keinen Eintrag. Der Mittag spinnt seinen Zauber, die Gartenblumen wetteifern mit den fremden Schwestern in Blüte und Duft. Schmetterlinge, Käfer und Bienen kommen hier ebenso gern zu Gast wie anderswo. Alles Bilder des Lebens und der Schönheit selbst im Verfall. Traurig allein mag der Anblick der Obstbäume stimmen, deren flechtenüberwucherte Zweige und zerfressene Blätter, zwischen denen hin und wieder eine verkümmerte Frucht sitzt, deutlich von Siechtum und langsamem Tode reden. Vom Walde herüber über Wiese und Weg kommt zuweilen der Häher in den Garten geflogen; aus den schlauen, blaugrauen Augen um sich blickend, dazwischen die schön gestreifte Holle stellend, spaziert er kopfnickend im hohen, ungemähten Gras. Unter einem alten Reisighaufen hat die Goldammer Junge aufgezogen; sie sind längst ausgeflogen, die Alte sitzt hin und wieder noch auf dem Zaun oder treibt sich stumm suchend in der Nähe des alten Nestes umher.

Fortgezogen ist der Pirol, verklungen sein heißer Werberuf: „Hio, gidleoh" klang sein Flöten und Pfeifen in den taufrischen Morgen.

Noch immer ist's still über dem Garten, kein Vogelruf dringt herein, kein Menschenlaut. Nur Schmetterlinge und Blumen reden stumme Liebessprache. Der Goldammer sitzt auf einer Zaunlatte, als habe er etwas verloren. Da klingt's plötzlich laut und munter „zizibrrrrdädä" und nochmal „terrrretet" in die Stille. Der Garten ist erwacht, das Mittagsgespenst verschwunden. Die Sumpfmeise hat Alarm gerufen.

Jetzt hängt sie mit scharfkralligen Füßchen an dem letzten Zweig eines

Apfelbaums; der trägt sie mit Leichtigkeit. Mit unglaublicher Geschwindigkeit zerreißt der spitze kurze Schnabel die Mottengespinste, die die kranken Blätter einhüllen, und holt sich eines der schwarzen Räupchen ums andere. Dabei macht sie einen tüchtigen Weg; denn mit jedem Bissen sucht sie erst ein Ruheplätzchen auf, steckt ihn zwischen die Zehen eines Füßchens und bearbeitet ihn blitzschnell mit dem Schnabel. Ein Stückchen ist dabei weggefallen; hastig ist sie ihm nach auf den Boden mit leisem „sit, sit" und wieder zurück zu ihrem Sitz, wo sie es ebenso hastig verzehrt. Dann wird das Schnäbelchen gewetzt; sie hüpft und dreht sich auf dem Zweig, läßt ihr „sit, sit" hören, oder auch schärfer „zit, zit", je nach Laune und Stimmung, hebt dann und wann die kleinen Flügel, zupft an den Zehen, wo etwas Eßbares hängengeblieben, und läßt das Köpfchen mit den schwarzen, scharfen Späheraugen bei alledem mitgehen. Beim Absuchen der Borke hat sie eine Kolonie Eier vom Borkenkäfer entdeckt, die werden am Stamm sitzend herausgepickt; hier ist überhaupt immer allerlei Gutes zu finden, Larven und Raupen von allerlei Getier: jetzt eine Bockkäferlarve, dann die eines Splint- oder Rüsselkäfers, auch die des stattlichen Lederkäfers, die in Mengen hier auf ihre Entwicklung warten. Alle diese Verrichtungen begleitet die lustige kleine Meise mit „sit, sit" oder „zit, zit", hin und wieder ganz leisem „ds, ds", antwortet auch einmal auf einen bekannten Vogelruf mit munterem „zitzidä", wie sie überhaupt ihren Lockruf gern variiert, das zi zi und dä dä einmal wegläßt, dann wieder öfters wiederholt und ihn bald abgekürzt, bald erweitert, sanft und leise, vergnügt oder auch heftig und energisch ausstößt, wie eben, wo ihr der Anblick des grauen Würgers auf dem Zaunpfahl ein kurzes, warnendes „terrrretet" entlockt. Nach einer kleinen Weile erscheint sie wieder, noch ein wenig zag und leise, treibt sich im niedrigen Gebüsch umher, duckt sich, das Köpfchen in der Höhe, breitet die Flügelchen, gerät in die Himbeersträucher, stößt spielerisch eine Beere vom Stiel, hüpft mit leisem „ds, ds" ihr nach auf den Boden, untersucht sie, findet ein Würmchen drin, fliegt damit und mit „zizidä" auf den nächsten Zweig und verspeist es. Dann findet sie ein kleines Erdloch, in dem ein Tropfen Regenwasser stehengeblieben, nimmt ein Schlückchen und hängt schon wieder an der Sonnenrose, zu untersuchen, ob die Samen reif sind. Auf den vernachlässigten Beeten ist der Salat in Samen geschossen; dem Sumpfmeischen ist das gerade recht, und daß der Mohn anfängt abzublühen und die trockenen Kapseln braune Körner streuen in Fülle, läßt's auch nicht unbeachtet. Da und dort wird ein wenig nachgeholfen: ein Hieb und noch einer, es ist geschehen. Es nimmt gleich mehr auf einmal von dem Vorrat und fliegt damit weg. Stopft die Körnchen eins nach dem andern mit Hilfe des Schnabels in eine kleine Astvertiefung und holt sie sich einzeln heraus.

Allmählich ist's doch müde geworden, wie die Sonne auch. Es setzt sich auf einen Zweig, ziemlich hoch oben, wo's noch ein wenig Wärme abbekommt; denn naß und kühl ist's vom eben noch genommenen Bad. Ganz jämmerlich sieht der kleine Kerl aus. Zusammengeklebt die trübweißen Federchen der Brust und Unterseite, so daß schwarze Flecke sichtbar werden, das sonst so

adrett getragene Schwänzchen, die so hübsch übereinandergelegten mäusefahlen Schwingen zausig und dürftig; überall kommt das schwarze Unterkleid zum Vorschein, verwaschen die lichte Querbinde der Flügel, der Glanz des sauber gestrählten schwarzen Köpfchens zunichte gemacht. Eilig trachtet's, wieder in Ordnung zu kommen, zupft Brust- und Bauchfederchen zurecht, legt und glättet sie, weiß auch die bösesten Stellen im Rücken zu treffen, nimmt die Schwingen einzeln her, öffnet sie, streicht jede Feder entlang, dann ebenso den Schwanz, nun nochmal den Rücken, die Kehlfederchen dran, schüttelt sich, pludert sich auf und ist fertig. Nein? Ein unnützes, weißes Brustfederchen fliegt noch; am Füßchen hat's noch was gefunden. Bei dem ganzen Putzgeschäft hat's nicht ein einziges Mal sein „ds" oder „zit" hören lassen. Auch jetzt sitzt es noch stumm auf seinem Zweig. Das rastlose Köpfchen schaut einen Augenblick, ganz gegen seine Gewohnheit, still geradeaus; aus den nimmermüden kleinen Augen blickt versonnene Abendmüdigkeit. So sitzt es, die müde Sonne im Rücken. Dann ermuntert sich's plötzlich, dreht sich, hüpfend auf dem Zweig; leise tönt erst „sit-sit", dann laut „zizibrrrrdädä": Alarm zum Aufbruch — und abgeflogen ist es, dem Laubwald zu, jenseits der Wiese. Von dort, aus dem Dämmer, schallt allabendlich vielstimmiger Lärm. Der Weidenlaubvogel hat sein „zilp-zalp" — das zweite tiefer — noch nicht ausgesagt; der Kleiber hat noch ein letztes zu hämmern. Der Feldsperling, der von Äckern und Wiesen hereingekommen, tschilpt, des Dompfaff bittendes „tüüd" ertönt, und die Sumpfmeise zankt sich unter lautem „dä dä" mit ihresgleichen um die Höhlung im toten Eichbaum.

Gelegentlich wird auch schon Vorrat eingetragen, allerhand Samen aus Feld und Garten: Distel- und Klettensamen oder auch solcher vom Hohlzahn, später die silbergrauen Kerne der Sonnenblume, Aster- und Dahliensamen; die Körbchenblütler sind ihre bevorzugten Freunde unter den Blumen. In Rindenritzen und Baumlöcher werden die Körner mit dem Schnabel festgestopft. Freilich kommt's vor, daß man die Stelle vergißt, wo der Vorrat aufgestapelt, oder daß Freund Kleiber den Schatz entdeckt zu seinen eigenen Gunsten. Der Herbst bringt auch Beeren: Holunder und Eberesche, die werden teils angepickt, um zum Kern zu gelangen — wie sie auch einmal ein Wespennest nach Larven zerhackt —, teils ganz gefressen. Die kleine Sumpfmeise läßt kaum etwas ununtersucht und nichts Brauchbares ungenützt. Auf diese Weise wird's ihr auch nicht allzu bang in der kalten Jahreszeit; ihr Suchertrieb, unterstützt von dem scharfen Auge und dem Werkzeug des Schnabels, entdeckt die Eier und Räupchen von Schmetterlingen unter dem Moos der Rinde, die eingesponnenen Larven der Schlupfwespen in geschützter Mauerecke, die Spinnen und Spinnchen, die mit eingezogenen Füßchen unbeweglich unter Mulm und Holzstückchen versteckt sind. Wirklich schlimm ist nur das Glatteis, das dem kleinen Schnabel allzu energischen Widerstand bietet und die Futtermöglichkeiten mit harter, undurchdringlicher Kruste überzieht. Und die allzu bittere Kälte, der der hungergeschwächte kleine Körper nicht mehr genügend Eigenwärme entgegenzusetzen vermag. In solchen Zeiten wird die sonst so listig-scheue kleine Meise

zutraulich und nähert sich dem Menschen und seinen Wohnungen. Die schneefreien Plätze um die Ansiedelungen, die etwas größere Wärme, die Hoffnung, irgend Eßbares aufzutreiben, locken sie dorthin. „Sit, sit“ klingt ihr Stimmchen, wie die Glasglöckchen der Eiszapfen in der durch Schnee gedämpften Luft; es verliert sich fast in der Wintereinsamkeit. Hell aber und fast angreifend selbstbewußt tönt ihr Lockruf, wenn mittags die in tausend Glitzersternchen funkelnde Sonne ein Fleckchen freigemacht hat und die unermüdliche Suche belohnt wird. Wie paßt ihre stahlscharfe Munterkeit dann zu Schnee und Eis, wie klingt ihr „zizitertrrretet“ dann zur blitzenden Winterlandschaft! Dann läßt sie sogar eine Strophe ihres Liedchens hören, das sie bei passender Gelegenheit zu jeder Jahreszeit vorträgt. Es ist nicht schön im Sinn des Liebhabers: eine Folge von eigentümlich gezogenen Doppeltönen, die öfters ein hell angeschlagener Triangelton unterbricht. „Tsing, tsing“, metallisch klingt's; es liegt ein echtes Meisentemperament in dem Liedchen. Der Vogelfreund, der sie beobachtet, freut sich darüber und über die Sicherheit und Kraft, mit welcher der kleine Schnabel das gespendete Hanfkorn spaltet.

Weit legt sich der kleine Körper zurück, um tüchtig auszuholen; da sitzt kein Hieb fehl.

Nur zu, kleine Meise, wir wollen dir schon durch den Winter helfen! —

Herbst und Winter begünstigen den Geselligkeitstrieb nicht bloß der Menschen. Auch unsere Sumpfmeise hat sich enger mit ihresgleichen, in lockerem Verband auch mit Schicksalsgenossen, verwandten Vögeln zusammengeschlossen, hat im Herbst, mit Brüdern und Schwestern zu wandernden kleinen Gesellschaften vereint, ein größeres oder kleineres Gebiet durchstreift und im Winter den Anschluß an andere Meisenarten und Kleiber, Goldhähnchen, den starken Specht als Anführer, gesucht. Das Frühjahr löst diese Verbände auf. Zum Genuß von Lenz und Liebeswonne sucht jedes die Einsamkeit. Im Laubwald überzieht die zarte Anemone und Leberblümchen den Boden mit lichtem Schleier und wagt sich bis heraus zu den goldenen Himmelsschlüsseln auf die sonnige Wiese. Vereinzelt schaut schon der Bischofsstab des Adlerfarns aus dem braunen Boden, die schimmernde Kerze des Seidelbastes duftet von weitem. — In dem Erlengezweige am Ufer des kleinen Baches, der sich dicht unter dem Laubwald hinzieht, ist ein lustiges Getreibe. Bald klingt es nach jungen Meisen und ihrer futterheischenden, klagenden Stimme, bald ertönt Liebeslocken, „ziu ziu“, und das vieltönige, metallisch klingende Liedchen der Sumpfmeise. Beim Näherkommen möcht' man wieder glauben, die eben ausgeflogenen Kinder derselben vor sich zu haben. Aber da sausen die eben noch so täppischen Jungen um den Busch herum, locken und folgen einander und gebärden sich ganz wie Alte. So muß es wohl ein Liebespärchen sein. Wie das sich stellt und tut, ganz wie die eben flügge gewordene Brut! Mit zitternden Flügelchen und geöffnetem Schnabel „schä dä dä“ Futter verlangt! Und das Männchen, oder ist es das Weibchen? Die beiden gleichen sich so sehr; nur scheint das eine etwas kleiner und blasser in den Farben — und das Männchen kommt mit einer Larve oder dergleichen im Schnabel angerückt und steckt den Fund zärtlich dem Weibchen zu. Und so fort

eine ganze Weile, bis die Rolle einmal wechselt. So treiben sie's, bis die Sonne geht. Vor kurzem hatte das Männchen halbe Stunden lang von den obersten Zweigen der Buchen gelockt und gerufen: „ziu, ziu" und „hitzlidädä", fast wie ein Stieglitz. Und hat sich richtig sein Weibchen ersungen. Im Mai sind dann die Jungen da. Zwölf an der Zahl, sind sie eins nach dem andern der schön blaugrünlich gefärbten, mit rostroten Punkten betupften Schale entwachsen. Im toten Eichbaum, der so oft Schlafstätte gewesen, ist das Nest zurechtgerichtet. Halme am Grund, dann etwas Haare, Federn, — viel Umstände werden nicht gemacht. Die Jungen haben gerade Platz; die zuletzt gekommenen sitzen auf den übrigen. Die Zärtlichkeit der Alten füreinander ist kein bloßes Strohfeuer gewesen. Redlich, wie es sein soll, teilt sich das Männchen mit dem Weibchen in die Arbeit. Es ist auch wirklich zuviel für eines, zwölf Junge allein zu versorgen. Und wär's auch eine flinke, kleine Meisenmutter. So wächst die Gesellschaft, dem Marder und Wiesel glücklich entgangen, lustig heran, und ehe vier Wochen ins Land gegangen, folgen sie schon ihren Eltern zum Erlengesträuch hinunter. „Schä dä dä" klingt es. Diesmal sind's aber wirklich die Jungen.

Zur Systematik: „Sumpfmeisen", d. h. graue Meisen mit dunkler Kopfplatte kennt man eine Menge. Erst die Neuzeit hat die Formen zu unterscheiden gelehrt: Glanzköpfige S., von denen man 13 (14) Formen aus Europa, Sibirien, Turkestan, China, Japan beschrieben hat. Sie charakterisiert der klein erscheinende Kopf, mit der wie poliert blitzenden Kopfplatte, kleine Kinnfleck, die lichtbräunlich grauen Brustseiten. Hierher die deutschen Formen: 1. Mitteldeutsche Glanzköpfige S., Parus palustris communis Bldst. — Tafel I — Deutschland mit Ausnahme Ostpreußens und der Rheingegend, Österreich, Westungarn, Kroatien. 2. Westliche Glanzköpfige S., P. pal. longirostris Kleinschm., Westdeutschland, Frankreich, Belgien, Holland. 3. Fraglich ist die Baltische S., P. pal. balticus Rchw. der Ostseeprovinzen und Westrußlands, östlichen Ostpreußens. Die Mattköpfigen S. oder Weidenmeisen kennzeichnet der groß erscheinende Kopf, dessen braunschwarze matte Kopfplatte sich spitzig tief in den Nacken hineinzieht. Der Kinnfleck ist größer. Die Brustseiten spielen mehr ins bräunliche. An 17 Formen bewohnen Europa, Nordasien, China, Japan. In Deutschland heimaten und kommen vor: 1. Mitteldeutsche Weidenmeise, P. atricapillus salicarius Brehm, die außer dem mittleren Deutschland noch Österreich bis in die Alpenvorberge bewohnt. 2. Westliche W., P. atr. rhenanus Kleinschm. des Rheins von Worms bis Holland, Belgien, Frankreich. 3. Südlich. W., P. atr. submontanus Kleinschm. u. Tsch. Oberbayerns, Oberösterreichs. 4. P. atr. tischleri Kleinschm. von Ostpreußen, Polen, Nordwestgalizien. 5. Alpenmeise, P. atr. montanus Bald., die größte Form dieser Art, Bewohner des Alpengebiets von 1200—2000 m. 6. Nordische Weidenmeise, P. atr. borealis Selys, die außer Skandinavien, Nord- und Nordwestrußland, Ostseeprovinzen auch noch in Ostpreußen brütet. Hier sei noch erwähnt die Lappländische Sumpfmeise, P. cinctus Bodd. Nordeuropas, Sibiriens, und die Trauermeise, P. lugubris Temm. Süd- und Südosteuropas. Sie ist der Riese unter den europäischen Graumeisen mit 14,5 cm Länge (Glanzköpfige S. 13,5 cm). Soffel.

Die Blaumeise / Von Martin Braeß

Am Ufer des Teiches hängt ein alter Apfelbaum seine Äste über das Wasser, Immen umschwärmen die rosigen Blüten im Frühling mit Gebrumm und Gesumm; übermütige Knaben werfen im Herbst nach den rotwangigen Früchten; zwischen dem Wurzelgeflecht wohnt die Wasserratte; in den Rissen der Rinde schlummert manches Insektenei und manche Puppe; aus dem Innern des Stammes aber tönt leises Piepen von Jungvögeln.

In wogigem Flug kommt's aus dem Erlengebüsch jenseits des Wassers herbei, und im Nu ist's im Dunkel der Höhle verschwunden — ein winziger Vogel mit einem Bissen im Schnabel. Lebhafter piepen die Stimmchen; doch bald wird es ruhig, nur ab und zu noch ein leiser, winselnder Ton. Dann schaut das Köpfchen des zierlichen Vogels wieder aus dem Stammloch. Schneeweiß die gerundeten Bäckchen, darüber scharf umzirkelt ein Mützchen, blau wie der Himmel, und vom winzigen Schnabel durch das blitzende Auge ein dunkler Strich nach dem samtigen Blau im Genick.

Aber was hält das Tierchen in dem zierlichen Schnabel? Ein erbsengroßes Klümpchen von fast reinweißer Farbe. Beim Flug über den Teich läßt die Meise das Päckchen fallen, daß es spurlos im Wasser verschwindet — ein Klümpchen Kot von einem der Jungen, in schleimige Haut gehüllt. So wird es nicht zum Wegweiser für Raubgesindel.

Jetzt fliegt der andere Vogel des Meisenpärchens herbei, die Mutter, wie's scheint; denn nicht ganz so rein ist das Blau und das Weiß, das Gelb der Unterseite ist etwas lichter, auch die Flügel- und Schwanzdecken, die Schwingen und Steuerfedern mehr schieferblau als lasurfarben. Eine Spannerraupe bringt sie den Kleinen, und bald verläßt auch sie wieder mit einem Kotbällchen im Schnabel die Höhle. So geht es den ganzen Tag; Bissen auf Bissen, bald eine Raupe, Motte oder Spinne, bald ein kleiner Käfer, eine Larve, Fliege oder Mücke; alles wandert hinein zu den Jungen im Baum, und ein weißes Paketchen ums andere wandert wieder heraus.

Dreizehn Tage lang bebrüten Männchen und Weibchen der Blaumeise abwechselnd die Eier, und fast ebenso lange hocken dann acht bis zehn Junge neben-, ja teilweise aufeinander in dem engen Raum, und doch bleiben Nest und Höhle und die ganze Umgebung sauber und nett; ja das Nest kann, sobald die Kleinen auf eigenen Füßen stehen, sofort wieder zu einer zweiten Brut benutzt werden.

Die Jungen haben die sichere Höhle verlassen. In Reih und Glied sitzen sie auf einem wagerechten Ästchen, neun oder zehn Stück. Die leuchtenden Farben fehlen ihrem Kleidchen noch völlig; doch erkennt man bereits an der

Verteilung des matten gelblichen Weiß und des Blaugrau, daß es Blaumeisenkinder sind. Geschäftig fliegen die Alten herbei. Jetzt zetern sie laut: „zerrr, zerrr, zerrr . . ." was ist wohl geschehen? Jäher Schrecken ergreift die Gesellschaft. Wie die Kleinen da von Ästchen zu Ästchen flattern, wie die Alten ängstlich schreien „zistererrretet", schnurrend und scharf; auch die Kohlmeisen meckern und zetern, die Kleiber zischen und schnarren, der Gartenrotschwanz schnalzt aufgeregt „teck teck teck", und die Amsel erhebt ihren schrillen Alarmruf; denn alle haben sie Junge. Nur eiligst hinab ins dichte Gebüsch, hier wo die Brombeer- und Himbeerranken Schutz bieten, oder dort in die Hecke des Weißdorns, oder hinein in das Rosengestrüpp, das die Mauer bekleidet! Ärgerlich krächzend und schackernd hat nämlich der Todfeind, die Elster sich auf einem Obstbaum im Garten niedergelassen.

Solange unsre Meisenjungen das Nestchen im Baum noch bewohnten, da waren sie sicher; denn der Eingang erwies sich zu eng für das lüsterne Eichhorn. Selbst dem Wiesel und der Haselmaus glückte es nicht, den geschmeidigen Körper hindurchzuzwängen; die Elster wußte es genau, daß der Stamm zarte Jungvögel barg, doch was wollte sie machen? Auch die Katze zog mit leeren Pfoten ab. Aber jetzt lauert Gefahr auf Schritt und auf Tritt. Der Sperber blockt am Rande des Waldes, Habicht und Falke schießen wie der Sturmwind herbei, auch Krähen und Hähern darf man nicht trauen; der große Würger ist gleichfalls ein schlimmer Geselle, vor dem selbst die Flucht ins Dornengestrüpp und in die Hecke nicht immer schützt. Neulich, als sie mit den Jungen den benachbarten Obstgarten besuchten, hat der Neuntöter nach dem kleinsten der Kinder gestoßen, aber heftig waren die Alten mit zeterndem Schrei auf den Bösewicht losgefahren, hatten sich nicht gefürchtet, sondern tüchtig drauflosgehackt, daß dem Vogel ganz angst ward und er vor den winzigen Zwergen, die so bös aussahen, Reißaus nahm.

Aber auch die schlimmste Zeit geht vorüber. Nach vierzehn Tagen schon sind die Meischen gewitzigt; sie erkennen den Raubvogel sofort, wenn er als dunkles Pünktchen an der Himmelsglocke schwebt – schnell geht's dann ins dichte Gestrüpp! — sie wissen selbst ihre Nahrung zu finden und klettern in den Zweigen eifrigst umher, um glatte Räupchen und andere Insektenlarven, Motten und Spinnen, Puppen, Insekteneier, Käferchen, Fliegen und Kleinschmetterlinge aufzusuchen; sie verstehen es schon, mit ihrem spitzen Schnabel zu hämmern, wenn sich hinter Schuppen und Borken eine Beute verbirgt, einen Riß in der Rinde zu weiten, um ein Kerbtier herauszuholen, oder ein Insektengespinst mit Fuß und Schnabel auseinanderzureißen; sie bleiben schön beieinander, unaufhörlich sich lockend, und wenn es mal gilt, einen freien Raum zu überfliegen, ein Feld, eine Wiese, da warten sie erst und halten Umschau, ob kein Feind in der Nähe ist, der sie überrascht. Und turnen können sie auch schon, jetzt ein Klimmzug, jetzt eine Bauchwelle, als ob es nichts wäre, jetzt mit dem Kopf abwärts an der Spitze des Zweigleins; jetzt schaukelt sich eins an schwanker Rute, wie an einem Trapez und benutzt dann den Schwung, der es nach einem andern Ästchen hinüberschnellt. Mit jedem Tag ziehen die Jungen weiter und weiter; wohin, das wissen sie nicht. Der alte

Apfelbaum aber bekommt wieder Besuch; die Spinne, die das Stammloch behütet, wird weggeschnappt, und bald liegen wieder sieben oder acht Eierchen im Nest, reinweiß, mit rostfarbenen Pünktchen bestreut, so zartschalig, daß der gelbrote Dotter hindurchschimmert, und die Sache beginnt wieder von neuem.

Unterdessen haben sich die Erstgeborenen andern Familien angeschlossen, eine ganze Gesellschaft, Jungvögel meist, aber auch einige alte; denn viele Blaumeisen brüten nur einmal im Jahre. Kecke Kohlmeisen sind gleichfalls willkommen, auch noch andere Turner, z. B. der langschnäbelige Baumläufer und der drollige Kleiber, und endlich die Kleinsten der Kleinen, Goldhähnchen mit dem orangefarbenen Kopfputz. Eine richtige Akrobatengesellschaft, Kletterer und Reckturner, Luftgymnastiker und Seiltänzer, jeder mit besonderen Tricks, schwierig und gefährlich, wie's scheint, und doch so leicht ausgeführt, so elegant, spaßhaft bisweilen, alles von zarter Musik begleitet, wie sie zu dem lustigen Zirkus und dem graziösen Pygmäengeschlecht paßt. Etwas Zigeunerhaftes ist diesem Artistenvölkchen eigen, heute hier, morgen da, heute eine große Gesellschaft, morgen nur eine kleine Bande, allezeit munter, allezeit lustig, leichtes Künstlerblut, quecksilbernes Leben! Wird die Jahreszeit rauher, dann schließt man sich immer inniger aneinander, ein Ensemble, das sich zur Kunstreise zusammenfindet für die Wintersaison. Hier am Waldesrand gibt man Vorstellung. Von einem Baum in hurtigem Flug geht es zum andern; in allen Stellungen hängen die Turner an den Zweigen, picken hier an den Knospen, dort an den Rissen der Rinde, unermüdlich lockend und trällernd. Ein Blaumeischen, so klein es auch ist, scheint die Führung übernommen zu haben, alle andern folgen: Blau- und Kohlmeisen, Goldhähnchen, ein paar Kleiber und ein ganzer Trupp Schwanzmeisen, die sich heute angeschlossen haben. Jetzt ist der Führer am äußersten Ästchen des Baumes angekommen, der am weitesten in die Waldlichtung vortritt. Da trompetet er plötzlich „tititetetetet", das bedeutet: halt! Und alle die kleinen Blauköpfchen antworten „titi" und die Kohlmeisen „pink, pink, pink", der Kleiber unmusikalisch und breit „twät, twät, twät", die Goldhähnchen ganz fein „sisi-si", und die Schwanzmeisen pfeifen in den höchsten Tönen „ti ti tih". Jetzt sind auch die letzten angekommen. Da ertönt nochmals das Signal des niedlichen Führers „tjätätä", das heißt jetzt: Mut und hinüber! Beherzt versucht er mit noch ein paar Meisen das Wagnis; aber nach ein paar Flügelschlägen schon machen sie kehrt und hängen sich wieder an die schwanken Zweige, die sie eben verließen. Über weite, offene Strecken zu fliegen, ist gegen ihre Natur; denn schutzlos sind sie hier jedem beutelüsternen Raubvogel preisgegeben. Aber jetzt scheinen sie sich lebhaft Mut zuzusprechen, und surrend geht's hinüber an den Waldrand jenseits der Lichtung; in Hast folgt die ganze Schar ihren Führern. Drüben ist dann alle Angst vergessen, und die unterbrochene Vorstellung beginnt nun von neuem.

Der Winter ist eingezogen mit seiner Not. Unsere Meisen aber haben es nicht nötig, mit Sorgen der harten Zeit entgegenzusehen; sie verstehen es ja, die Eier der Frostschmetterlinge hinter den Schuppen der Rinde, aus Knospen und Nadelbüscheln herauszuhämmern und Raupengespinste zu zer-



Dr. Bethge phot. *Dresden, Dezember 1905.*

Blaumeise.
Parus caeruleus caeruleus L.



K. Spengler phot. *Rothehütte, Januar 1906.*

Blaumeise.
Parus caeruleus caeruleus L.



K. Spengler phot. *Rothehütte, Januar 1908.*

Blaumeise.
Parus caeruleus caeruleus L.

reißen; auch zerhacken die Blaumeisen gern Ebereschbeeren, um den Inhalt der Kerne zu verschlucken. Und wenn die Menschen es ihnen so bequem machen und Futterplätze einrichten, wo es Hanf und Sonnenrosensamen, Talg und süße Nußkerne gibt, da sind die Meisen gleich bei der Hand und schnabulieren nach Herzenslust. Gerade die kleinen Blaumeisen verstehen es, sich Achtung zu verschaffen auch bei ihren größeren Mitbewerbern. Kommt ihnen eine Kohlmeise, ein Kleiber zu nahe, hu! wie sie das Gefieder sträuben, wie grimmig wird ihre Gebärde, wie wütend ihr Gezeter: laßt uns in Frieden!

Wenn Rauhreif alle Ritzen der Bäume mit fester, undurchdringlicher Kruste überzogen hat, dann mögen solche Futterstellen auch den Meisen zur Wohltat werden; aber im allgemeinen bedürfen sie dieser wohlgemeinten Einrichtungen gewiß ebensowenig wie Goldhähnchen oder Zaunkönige, die sich kaum darum kümmern, weil sie im Wipfel und am Stamme der Bäume, im Unterholz oder Dornengestrüpp ihre winzige Nahrung allzeit zu finden wissen.

Plötzlich hält Blaumeischen im Turnen inne, nachdem es eben noch einen Bissen zwischen den Zehen herausgeleckt hat; keck sitzt es oben auf dem Wipfel des Bäumchens, schön glatt ist sein Gefieder, das die strahlende Märzsonne beleuchtet, ein herrliches Farbenbild von fast tropischer Pracht, dabei sind die Übergänge so zart von Blau in Grün, von Grün in Gelb! Horch, welch reizendes Stimmchen, „zizizirrrr“, und dann etwas länger, „zizirrrrzizirrrr-zizirrrr“. So rein und fein, so perlend die Töne, glöckchenhell und metallisch! So froh und lustig sang unser Blauköpfchen schon seit Monaten nicht. Hurtig schwirrt es hinüber nach dem Baum, wo ein anderes Blauköpfchen sitzt, trällert nochmals sein Liedchen, und beide jagen sich dann durch das Astwerk, schnurren hin nach dem Obstgarten, in bogigem Flug von einem Baume zum andern. So treiben sie es den ganzen Tag, kümmern sich nicht mehr um die Genossen, sind sich selber genug und suchen nach einer Höhlung, ihr Heim aufzuschlagen, denn der Frühling ist da. Überall wird probiert: es gibt ja so manche Höhlung in den alternden Bäumen; aber hier ist der Eingang zu weit, gefährlich die Wohnung wegen des Räubergesindels; jene Höhle ist feucht, diese zu tief gelegen, und dort ist das Loch von einem Kohlmeisenpärchen schon bezogen. Aber wie wäre es hier? Dieser Auswuchs am Baumstamm ist wohl etwas sonderbar, zirkelrund ist das Loch, der Eingang hebt sich ein wenig, daß beim Regen kein herabsickerndes Tröpfchen ins Innere dringt; auch schützt eine Art Dach die Wohnung in praktischster Weise. Husch, hinein, zu sehen, wie's inwendig ausschaut. Geräumig ist die Höhle, spitz muldenförmig der Boden, an den Wänden ringförmige Riefen, bequem zum Einhaken der Füßchen; fix und fertig die Wohnung, sofort zum Beziehen, nicht wie die im vorigen Jahre, wo es tagelang galt, mit dem Schnabel das morsche Holz zu bearbeiten, um die gewünschte Tiefe und Weite zu gewinnen. Eine Mischung von Erde und Sägemehl in der Höhle erspart es den Mietern, für Brocken von Rinde und faulendes Holz zur Unterlage des Nestes selbst Sorge zu tragen. „Zizi-zirrrr“ ertönt es voll Freude; wir haben, was wir gesucht, alles nach Wunsch! Nun schnell an die Arbeit! Dünne Hälmchen gibt's überall, etwas Moos,

ein paar Flechten sind auch schnell beschafft, ebenso Haare und Federn — drüben jenseits der Mauer liegt der zerfetzte Balg eines Hasen, den vor Wochen schwarze Krähen in Stücke gerissen haben, auch fliegt manches Dunenflöckchen in der Luft umher.

Wer wohl die Wohnung erbaut hat? Ein Specht, ein Kleiber, eine andere Meise? Die neuen Mieter kümmert's nicht weiter. Schon sitzt das Weibchen und brütet, und herrlich blühen die Bäume, erst rosa das dunkle Geäst des Pfirsichs, dann schneeweiß der Kirschbaum; im frischen Grün jungen Laubes stehen am Birnbaum weiße Buketts, und nun treibt auch der alte Apfelbaum rosigen Flor.

Voll Freude sieht's der Besitzer, voll Hoffnung auf reichliche Ernte. Er hatte im Herbst Nistkästen besorgt und sie an geeigneten Orten verteilt, um so die nützlichen Tierchen in seinen Garten zu locken. Wie ist seine Mühe belohnt! Bis auf zwei oder drei sind alle besetzt. Nun geht's euch an den Kragen, ihr Spanner und Wickler, ihr Bohrer, Minierer, ihr Stecher, ihr Motten, ihr Milben, die ihr so oft die Ernte schon im Keim erstickt! Oben im Wipfel Freund Starmatz vor seinem Häuschen, in halber Höhe des Stammes Blaumeischen auf seinen Eiern im sichern Gewahrsam: überall frohes Leben. Blüht hoffnungsfreudig, ihr Bäume! In Scharen bestürmen sie euch, die winzigen Feinde; aber den zierlichen Meisen bleibt kein Hinterhalt verborgen, sie wissen jeden Winkel zu finden.

Zur Systematik: Die Blaumeise kommt in etwa 17 Unterarten (die britischen Inseln, Sardinien, Corsika, die Pyrenäenhalbinsel, Mallorka besitzen solche) in dem größten Teil von Europa, auf den Canaren, in Nordafrika, Persien, Kurdistan vor. Unsere heimische Blaumeise, Parus caeruleus caeruleus L. erreicht eine Länge von 12,5 cm. Das Weibchen gleicht dem Männchen sehr, ist nur etwas matter gefärbt. Erwähnt sei noch die Lasurmeise, Parus cyanus Pall., deren etwa fünf Formen im östlichen Rußland, in Sibirien, Turkestan, Westchina zu Hause sind. Die Lasurmeise ähnelt etwas der Blaumeise, doch ist sie merklich größer (14 cm) und ganz in Blau, Weiß und Schwarz gekleidet (der Rücken ist blau; Kehle, Oberkopf weiß; ebenso — bläulich bestäubt — der Unterkörper; die Brustmitte schmückt ein schwarzblauer Längsfleck). Das Weibchen ist matter gefärbt als das Männchen. Soffel.

Die Schwanzmeise / Von Else Soffel

Seit Tagen entwischt die sechzehnjährige junge Durchlaucht regelmäßig ihrer Gouvernante, dem hochgeborenen Fräulein Von und Zu bei Gelegenheit des morgendlichen Spaziergangs im Park. Mit einem raschen „Bitte, warten Sie nicht auf mich, liebstes Fräulein, ich komme gleich nach“ ist sie weg, und das Fräulein Von und Zu kann sich dann vor dem Schloß die Beine in den Leib stehen oder wie eine Glucke ängstlich die Wege absuchen und dabei überlegen, was die unbegreifliche Durchlaucht heute wieder anstellen wird: mit den schmutzigen Dorfkindern über das schmiedeeiserne Gitter weg Ball werfen oder mit dem Gärtnerburschen die Büsche nach neuen Vogelnestern absuchen?

Die läuft unterdessen auf Wegen, die der andern zartbeschuhter Fuß niemals betreten, nach einem abgelegenen Teil des Parks und wirft sich dort, dicht vor einer dunklen, bis zur Wurzel bewachsenen Fichte ins Gras, das Gesicht mit dem Ausdruck erwartungsvoller Andacht dem Baum zugekehrt, in dessen Zweigen es von dünnen Vogelstimmen piept. Sie muß nicht lange warten. Die Stimmen im Baum verstummen, die hängenden Zweige geraten in leises Schwanken, teilen sich, und ein Vögelchen, dem ein langer Schwanz in den Körper gesteckt scheint wie ein Pfannenstiel oder wie die Federn dem Federball, schnurrt heraus und in zuckendem, hüpfendem Flug nach dem Schwarzdorn hinüber jenseit des Parks. Ein zweites ihm nach, dem aber der lange Schwanz sonderbar nach der Seite verbogen war. Und nun sah die junge Durchlaucht etwas, worüber sie sich erst den Kopf zerbrach, was sie aber dann plötzlich nicht länger auf der Erde litt: durch eine kleine Lücke im dichten Grün sah sie ein Ding, das aussah wie ein Zeiger, ein schmales, langes, dunkles Ding, das leise auf und nieder ging wie ein Perpendikel.

Als sie näher zusah, wurden es mehrere dieser Dinger, die taktmäßig sich bewegten, als atmeten sie.

Sie sprang vom Boden auf, langte in die Fichte und berührte einen dieser Zeiger, fuhr jedoch erschrocken zurück: er zuckte heftig, und in dem beutelförmigen, weißgrau überzogenen Nest piepte es. —

Kein Zweifel: den jungen Schwanzmeisen war das Nest zu eng geworden, und sie hatten es an einer Stelle durchgebohrt, es waren ja so viele!

Die Gouvernante aber hatte heute wieder einmal Gelegenheit, betrübliche Betrachtungen anzustellen über die Erziehung von Fürstentöchtern.

Denn als der Fürst bei Tisch an seine Tochter eine Frage über ihre Unter-

richtsstunden richtete, bekam er die sonderbare Antwort: „Fünfzehn, Papa, und denk' dir nur, sie stecken schon die Schwänze durch!"

* * *

So war es auch: so dick der Boden des Nestes gewebt war, dicker als die Wände, weil er hauptsächlich den Druck der kleinen Geschöpfe auszuhalten hatte, bei dem ewigen Stoßen und Drängen — die Gesellschaft gab ja keine Ruhe — war er dünn geworden an einer Stelle, durch die nun das Leben zutag drängte, einstweilen in Gestalt einiger platzraubender Schwänze. So hing dies lächerliche, aber rührende Wunder eines Nestes nur von einigen Fichtenzweigen gedeckt im leuchtenden Frühling zwischen Himmel und Erde.

Seid ruhig, kleine Schwanzmeisen — die junge Durchlaucht hält ihre Hand über euch!

Ob es nun gerade fünfzehn Junge waren, ist nicht gesagt. Die Fürstin vermutete es wohl, weil ihr einmal ein verlassenes Schwanzmeisennest gebracht worden war, in dem fünfzehn Eier lagen. Aber viel weniger sind es sicher nicht gewesen.

Das Nest wäre übrigens kaum von einem Menschen entdeckt worden; erst die zuckenden Schwänze verrieten es jetzt, und auch die junge Durchlaucht wäre nie dahinter gekommen, hätte sie nicht vor einiger Zeit täglich und heimlich den Alten beim Bauen zugesehen.

Mußte sie doch später oft erst danach suchen, so genau sie die Stelle kannte!

Dicht am Stamm saß es, der Boden gestützt durch einen vom Stamm wagerecht weggehenden kleinen Ast und das Ganze weißlich grau überrieselt wie der alte flechtenbehangene Baum selbst, der auch Baumaterial dazu hatte liefern müssen, wie die heimliche Beobachterin deutlich sah.

Die Alten flogen immer zusammen — bauen aber tat nur eines; das andere saß unterdes in der Nähe und sah zu, bückte und beugte das runde weiße Köpfchen von seinem Sitz herab, warf den langen Stielschwanz in die Höhe, daß er im Eck zum Körper stand, und öffnete den halbversteckten Schnabel zu einem zirpenden, weichlichen Gesang, der beinahe zimperlich klang zu der hellen, harten Fröhlichkeit anderer Meisen.

Von einer ängstlichen Lieblichkeit waren die beiden. So lustig und kühn es auch aussah, wenn sie wie abgeschossene Bolzen durch die Luft ankamen und hoch in den Ulmen steckenblieben, von dem Stahl der Kohlmeise, der tapferen kleinen Tannenmeise war nichts in ihrem Wesen.

Und nichts von dem munteren Alarm der Sumpfmeise in ihrem Lockton. Aber das helle tih—tih und das hohe ziri paßte gut zu ihrem eleganten, langgeschwänzten Äußeren, so gut wie der klingende, scharf angeschlagene Triangelton zu dem kurz angebundenen Wesen der Nonnenmeise.

Alles in allem gaben sich die Schwanzmeisen ein wenig weichlich neben den robusten, tüchtigen Waldmeisen.

Schon die Elster oder der Häher konnte ihnen einen Todesschreck einjagen, oder der Würger, wenn er einmal draußen auf einem Pfahl, einer

Dornhecke saß oder gar bis zu dem Zaun herüberkam, der an der Fichtenseite den Park gegen den Wald abschloß. Was Wunder auch, wenn man Schwanzmeisengewicht hat und ein Körperchen, an dem das lockere, weiche Federkleid die Hauptsache ausmacht!

Auch der kleine Schnabel ist mehr zum Kosen als zum Beißen geschickt. Drum ließen die beiden auch all den schönen Tannensamen, den sie beim Nest in so reicher Fülle hatten, und weswegen die andern Meisen herüberkamen, und schnurrten hinüber nach den Schlehen am Waldrand, den Kirsch- und Pflaumenbäumen in den Dorfgärten. Dort war der Blattroller an der Arbeit und legte seine Eier ab, der Pflaumenbohrer benagte Knospen und Triebe, Zangen- und Rüsselkäfer gab es da und die Puppen der Wickler zwischen den zusammengezogenen Blättern. Das und die Eier der Schmetterlinge, kleine weiche Räupchen und Larven war Nahrung nach ihrem Schnabel, die sie ganz verschlucken konnten, ohne sie erst zwischen den Füßen zu zerzupfen wie die Verwandten. Sie brachten auch die Jungen damit hoch, und als diese sich selber durchbringen konnten, fanden die Alten ein weites Baumloch, was ihnen gefiel, und richteten dort in Eile ein schlechtes Nest für die zweite Brut. Es war jetzt Juni. Die Akazien im Park waren im Abblühen, der Jasmin duftete, und der Wasserjungfernstrauch trug sein zierliches Gehänge. Alle Nacht kam der Schwärmer zu dem Geißblatt am Gartenhaus, hinter dem Park am Weiher standen die gelben Schwertlilien, und vor dem Schloß brach der Gärtner täglich frische Rosen zur Tafel. Es wurde schon still und heiß. Der Nadelwald fing an, in den Park herüber zu duften, und die Schwanzmeisen flogen täglich zu einem kleinen Rinnsal draußen bei den längst grün gewordenen Schlehen, um zu trinken und zu baden.

Schon hatten zwei der Jungen die weiße, glanzlose Schale gesprengt, und die andern waren nahe daran, da entdeckte der Häher das Nest, und da ihn eben so etwas wie Langeweile plagte, so zertrümmerte er die Eier und zerzupfte die Jungen, als ob es Heuschrecken wären. Die Alten fanden ihn noch dabei, als sie zurückkehrten, und ihr Geschrei zeigte den übrigen Vögeln das Unglück an. Sie sind dann von da weggezogen, und die Fichte stand wieder allein; denn auch die kleine Durchlaucht kam nicht mehr, und die Fichte konnte darüber nachdenken, wie es mit aller Liebe beschaffen sei.

Die Schwanzmeisen kamen wohl hin und wieder herüber, wenn sie aber kamen, so waren sie nicht bei der Fichte, sondern meist in den hohen Kronen der Ulmen und Linden, in denen sie ein Stück weit zogen. Sie waren auch noch gern in der Nähe der Schlehenhecken und des Wassers und drüben in den Baumgärten des Dorfes, wo heuer in jeder Zwetschge ein Wurm saß. Es war schon die Herbstunruhe in sie gekommen, und sie waren dort und da; am liebsten aber zogen sie ein Stück in den Kronen der Alleebäume, vom Wald gegen die Häuser und zurück oder in den Linden und Ulmengängen des Parks, wo niemand mehr auf sie achtete.

Sie waren jetzt viele, Familienangehörige und Verwandte; denn auch die Rosenmeise hielt sich zu ihnen, die vom Norden gekommen war, und allerlei anderes zartes und leichtes Volk. An manchem Herbstmorgen hörte

man ihr leises zit—zit und ihr helles ziri—ziri hoch in der Höhe und gewahrte sie turnend und balancierend über sich, und dann waren sie wieder verschwunden, wie der Sommer gegangen war, die kleine Durchlaucht und der Wind, der heute schwieg und morgen die Ulmen stöhnen machte und endlich in Winterfrost und Kälte erstarb.

Zur Systematik: 30 Arten und viele Unterarten der Schwanzmeise bewohnen Europa, Asien, Nordamerika. In Deutschland heimisch sind die Weißköpfige Schw., Aegithalos caudatus caudatus (L.), die ostdeutscher Brutvogel ist; weiters die Binden-Schw., Aegithalos caud. europaeus (Herm.) des südlichen Mitteleuropas, die Brutvogel Westdeutschlands ist. Ähnlich ist Ae. caud. roseus (Blyth.) Großbritanniens (Tafel!). Unsere Schw. erreicht eine Länge von 15 cm. Soffel.

Bart- und Beutelmeise / Von Martin Braeß

Glühende Luft zittert über dem Sumpfwald. Nichts regt sich, kein erfrischender Windhauch. Schweigend steht das Schilf, ein Halm neben dem andern, die ästigen Blütenrispen gesenkt; schlaff hängen die schmalen Blätter zu Boden. Dichtes Weidengestrüpp beugt die schwanken Zweige zum Rohrsee, der zwischen dichtem Pflanzendicicht eingebettet liegt. Wasserlinsen und Teichrosen, Froschbiß, und Laichkraut schwimmen auf der glitzernden Fläche, freundliches Grün zwischen mißfarbenem Wust. Hohe Erlen und Silberpappeln baden ihr glänzendes Laub in dem Lichtmeer, hier eine einzelne Ulme und dort eine Gruppe mächtiger Eichen, ehrwürdige Zeugen der Vorzeit. Weit in der Ferne wälzt die Donau ihre grauschimmernden Fluten durch die unendliche Ebene; von Zeit zu Zeit am Schiffsmast ein Segel, das über dem Schilfmeer auftaucht und von Menschen erzählt.

Tiefes Schweigen ringsum. Die Wasserhühner ruhen in der schilfbewachsenen Bucht; die Fischreiher, die Nacht- und Edelreiher fußen unbeweglich auf dem Baumgeäst; eine einsame Rohrdommel hockt im Weidengebüsch; selbst die kleine Gesellschaft der Teich- und Drosselrohrsänger ist verstummt. Nur unter dem Blau des Himmels zieht ein Fischadlerpaar in stolzer Ruhe seine erhabenen Kreise.

Da, ein leises „Sit, sit" und gleich darauf noch einige Töne: „Zit zirrr . . ." Es zittert der Rohrhalm, jetzt hier und jetzt da. Wer flüstert mit dem träumenden Schilf, mit der Rispe der Rasenschmiele, mit den schmalen Blättern der Weide? Sind's Meisen, sind's Goldhähnchen, oder ist's der Locton vom Girlitz? Was wollen die Bewohner des deutschen Waldes in dem unermeßlichen Röhricht? Da schaut ein perlgraues Köpfchen zwischen den Schilfblättern vor, jetzt das ganze Persönchen. Ruckweis klettert das Vöglein an dem Rohr höher und höher und hängt dann an der herabgebogenen Rispe. Nach Mücken, Spinnen und Fliegen, nach Wassermotten und allerlei Larven durchsucht es die winzigen Spelzchen. Ein Turner, flink und gewandt; die weiße, rosenrot angehauchte Unterseite nach oben, den zimtfarbenen Rücken nach unten gerichtet, so häkelt das Vöglein sich ein. Der zitronengelbe Schnabel pickt unaufhörlich; von zwei breiten, tiefschwarzen Bartstrichen links und rechts an dem Köpfchen hebt er sich reizend ab. Eine Bartmeise ist's, die hier ihr heimliches Wesen treibt.

Jetzt schwingt sich der zierliche Turner nach einem andern Rohrhalm hinüber, und jetzt ein kleiner Flug nach den Seggen am Ufer — wirklich ein schönes Geschöpf, wie es, den langen keilförmigen Schwanz nachschleppend, dahinfliegt. Das rötliche Zimtbraun, das lichte Weiß, das Samtschwarz,

das zarte Rosa, das seidig schimmernde Perlgrau so schön verteilt, hier sanft verschmelzend, dort deutlich begrenzt. Der kleine Schnauzbart hat sein Weibchen im Weidendickicht bemerkt, das er jetzt zwitschernd mit niedergebeugtem Kopf und ausgespreiztem Schwanzfächer umtanzt. Es ist viel einfacher gekleidet, hellbraun bis gelbrötlich, die Unterseite weißlich, und nur an den Flügeln und am Schwanz zeigt sich die schöne zimtbraune Farbe; von dem Bart des Männchens natürlich kaum eine Spur.

Das Nest des Pärchens steht ganz in der Nähe; auf einer höheren Seggenkufe ist es aus trockenen Schilf- und Rohrrispen erbaut, ein ziemlich großer, sehr tiefer Napf. Fünf oder sechs fast reinweiße Eier, mit wenig dunklen Stricheln und Punkten überspritzt, so klein wie die Eierchen unserer Sumpfmeise, liegen in der sauberen Mulde. Es ist schon das zweite Gelege. Die älteren Geschwister haben bereits Anfang Juni die Kinderstube verlassen; Gott weiß, wo sie sich jetzt in dem unermeßlichen Sumpfwald umhertreiben. Nun dauert's bis Mitte Juli, dann müssen die Eltern von neuem die Gelbschnäbel füttern. Im Spätherbst, wenn die fahlen Blätter an dem vertrockneten Rohrhalm herabhängen und die Erlen, Pappeln und Weiden ihr Laub dem Sturmwind preisgegeben haben, streichen die gewandten Kletterer ruhelos umher. Selbst im Winter ziehen kleinere Trupps durch den Sumpfwald; aber das hat noch gute Zeit — jetzt glüht die Julisonne über dem Röhricht.

Nicht weit von dem Bartmeisennest hat noch ein anderes Vogelpärchen seinen Nistplatz. Ein länglich-rundes Gebilde, ein grauweißer Beutel, fast von Kokosnußgröße, hängt in einer Erle; er schwebt vier oder fünf Meter hoch über dem Wasser. Die Spitzen des Rohrs erreichen ihn nicht, aber verworrenes Gestrüpp von Erlen und Bruchweiden geben einigen Schutz. Die B e u t e l m e i s e ist die Erbauerin dieses Kunstwerks; kein europäischer Vogel tut es ihr gleich. Ohne alle Unterstützung, nur oben befestigt hängt der Ballen frei in der Schwebe. In der Nähe der Aufhängestelle führt der Eingang ins Innere, nicht ein rundliches Loch nur, sondern eine mehrere Zentimeter lange Röhre, die sich herabneigt; sie wehrt dem Unberufenen den Zutritt. Bastfasern und Wolle von Disteln, Riedgras und Weide bilden das Material des Kunstbaues, alles zu einem filzartigen Stoff durchwirkt. Welch unendliche Mühe für die kleinen Erbauer! Und doch macht's ihnen Freude, sie sind mit Lust bei der Arbeit; ja sie legen manches Nest aus lauter Vergnügen an und wissen recht gut, daß sie es nie zu einem Brutnest ausbauen werden. Vielleicht wollen sie ihre Kunstfertigkeit üben? Ausreichendes Material an Samenwolle steht ihnen vor Ende Mai nicht zur Verfügung, und so verzögert sich das Fortpflanzungsgeschäft bei diesen Bewohnern des Sumpfwalds so sehr, daß sie wohl kaum noch ein zweites Mal zum Brüten kommen.

Sechs oder sieben, ausnahmsweise auch noch zwei oder drei Eier mehr, natürlich von schneeweißer Farbe, liegen im Nest. Das Weibchen schaut zu der Eingangsröhre heraus: ein weißes Köpfchen, an dessen Seiten sich je ein breiter schwarzer Fleck von der Stirn übers Auge bis in die Ohrgegend hin-



R. Kearton phot. *Hertfordshire, Mai 1898.*

Englische Schwarzbrauige Schwanzmeise.
Aegithalos caudatus roseus (Blyth.)





R. Kearton phot. Norfolk, 1902.

Brütend. Bartmeise. Junger und alter Vogel.

Panurus biarmicus biarmicus (L.).



W. Farren phot. *Norfolk, April 1907.*

Bartmeise, Männchen im Röhricht.
Panurus biarmicus biarmicus (L.).



R. B. Lodge phot. *Montenegro, Mai 1906.*

Nest der Beutelmeise.
Remiz pendulinus pendulinus (L.).



R. Paul phot. *Glogau, 1905.*

Mitteleuropäischer Kleiber vor seinem Nistloch auf einer Linde.
Sitta europaea caesia Wolf.



Dr. Bethge phot. *Weißer Hirsch b. Dresden, Dezember 1907.*

Mitteleuropäischer Kleiber.
Sitta europaea caesia Wolf.

zieht. Mit feinem Pfiff meldet sich sofort das Männchen zur Stelle; nur wenig größer ist es als unser Goldhähnchen, dunkelrostfarbig das Oberkleid und die Unterseite von der weißen Kehle an licht rostgelb gewellt. In hurtigem Flug schwirrt das Weibchen hervor, und nun beginnt die lustigste Turnerei in dem Röhricht, auf und ab, ohne Ruh, ohne Rast. „Sit, sit“, so ruft's unaufhörlich, bald leiser, bald schärfer, wie Goldhähnchens zarte Stimme im Wald.

Mit einem Male hat das neckische Spiel ein Ende; denn jetzt redet der Sturmwind eine gewaltige Sprache. Es braust in dem Schilf, wild schlagen die schmalen Blätter zusammen, tausend Halme bersten entzwei. Die schwanken Zweige der Weiden peitschen das Wasser, es stöhnen die Pappeln, die Erlen. Gewitterwolken jagen über die Ebene, grelleuchtende Blitze durchzucken die Luft, und furchtbar rollt die Stimme des Donners. Die Schleusen des Himmels öffnen sich, es ergießt sich der Regen. Wilder Aufruhr in der ganzen Natur. Nur in dem Nestchen, das fest an dem weit ausschlagenden Erlenaste hängt, ist Ruhe und Frieden. Das Vogelpärchen kauert eng aneinandergeschmiegt auf seinem Gelege; was stört es Wetter und Sturm!

Bart- und Beutelmeise sind echte Rohrvögel. In Deutschland kommen beide nur ganz vereinzelt vor, während sie in Ungarn, Polen und besonders in Südrußland an geeigneten Örtlichkeiten regelmäßig angetroffen werden. Die Bartmeise war ehemals auch in Holland sehr häufig; doch hat sich hier ihr Bestand sehr vermindert. Die Beutelmeise bevorzugt mehr den Süden Europas; in Spanien, Südfrankreich, in Italien, Griechenland ist sie keine seltene Erscheinung. Obwohl eins der kleinsten Vögelchen Mitteleuropas, so verläßt sie doch, gleich ihren bärtigen Verwandten, auch in der kälteren Jahreszeit ihre Heimat nicht, höchstens daß sie in den mehr nördlichen Ländern ihres Verbreitungsgebiets umherstreicht. In dem früheren Ungarn, namentlich aber in Ostgalizien, gibt es bitter kalte Winter, aber die kecken Beutelmeischen hüpfen und klettern in den kahlen Weidenbüschen und dem dürren Rohr der Sümpfe und Brüche munter umher, auch wenn der Frost der alleinige Herr im Lande zu sein glaubt. Ja, gerade um diese Zeit machen sich die zarten Vögelchen noch mehr bemerkbar als im Hochsommer, wo sie sich im Rohrwald versteckt halten.

Zur Systematik: Die Bartmeise tritt in zwei Formen auf, deren dunklere ein seltener deutscher Brutvogel ist: Panurus biarmicus biarmicus (L.), ein Vögelchen von 16 cm Länge. Viel formenreicher treten uns die Beutelmeisen entgegen, die Südeuropa, Afrika, Asien, Nordwestamerika bewohnen. In Deutschland der kaum noch gefundene Remiz pendulinus pendulinus (L.), der nur 11 cm mißt. Soffel.

Der Kleiber / Von Hermann Löns

Im fahlen Acker weckte die Märzsonne goldene Blumen; der Huflattich kündet bessere Zeit. Im grauen Walde wachte der Haselbusch auf; seine goldenen Troddeln bringen Farben in die Eintönigkeit.

Ein Vogel flötet im Eichenbaum; weithin tönt sein lauter Pfiff. Die Menschen drehen die Köpfe nach ihm und suchen den Pfeifer. Sie finden ihn nicht. Da sitzt ein Vögelchen von Spatzengröße; aber das kann es nicht sein. Wer so laut flötet, muß viel größer sein.

Er ist es aber doch, der kleine Kerl. Er schnurrt hinab zum Fuße der Eiche, lockt fein und dünn und stochert mit dem spitzen Schnabel in den Ritzen der Rinde umher. Und dann flötet er wieder so laut und voll, daß die beiden alten Leutchen, die sich in der Vorfrühlingssonne ergehen, ganz verwundert die Köpfe darüber schütteln, daß ein so kleiner Vogel so laut flöten kann.

Aber der kann noch viel mehr. Er zirpt so dünn und fein wie ein Mäuschen und flötet laut und grob wie ein Straßenjunge im stillen Walde, daß der einsame Wanderer zusammenfährt. Wenn es ihm aber gefällt, dann kann der Kleiber auch so süß flöten, daß dem Menschen das Herz im Leibe lacht, und ein anderes Mal klingt sein Flöten so wehmütig, als ginge der Tod durch den Wald.

Und noch viel mehr kann er, der kleine Vogel. Jetzt hängt er an dem Stamme der Buche. Wie eine Maus huscht er an der glatten Rinde entlang, erst aufwärts und dann seitwärts. Hier sitzt eine früherwachte Spinne. Der spitze Schnabel zieht sie hinter der Rindenschuppe hervor, und aus ist es mit allen ihren Lenzhoffnungen.

Jetzt klebt das Vögelchen an dem Eichenbaum. Hell fällt die Sonne darauf, daß der graublaue Rücken und der rostgelbe Bauch, die helle Kehle und die sammetschwarze Augenbinde deutlich zu sehen sind. Mit dünnem, feinem, durchdringendem „Szi, ßi, ßi" klettert der Kleiber an der Borke hoch. In einem Spalt glänzt eine goldbrauner Punkt. Bei dem macht er halt. Eine Buchecker ist es, die er sich im Herbste hier verwahrte. Über hundert hat er sich für die schlechte Zeit hier so aufgehegt und sie nach und nach verspeist. Einige stahl ihm der Specht, andere die Kohlmeise, noch welche die Waldmaus und so manche die Eichkatze.

„Toit, toit, toit" klingt es fröhlich durch den Wald. Der Kleiber rutscht über die Buchnuß und dreht sich um, daß sein Kopf nach unten hängt. Das macht ihm kein Vogel im Walde nach, weder die Meise noch der Specht. Um das zu können, muß man eben Specht und Meise zugleich sein, wie er. Und darum heißt er auch Spechtmeise. Von dem Specht hat er die Gestalt, von

der Meise das weiche Federkleid und von beiden alle möglichen Künste. Wie ein Specht, nur kopfunter am Stamme hängend, bearbeitet er die Frucht. Hageldicht fallen die Schläge, und keiner geht daneben. Die braune Schale zerspellt, der leckere Kern wird frei, der fette, ölige, süße Kern. Fein schmeckt er: „Toit, toit, toit".

Jetzt hüpft die Spechtmeise an der Erde umher. Käfer, du mußt sterben und bist noch so jung, jung, jung. Und jetzt, das ist ein Fressen für den spitzen Schnabel, eine Haselnuß, vielleicht die letzte vor dem Herbst. Die kostet Arbeit, aber sie lohnt auch die Mühe. Aber wohin mit ihr? Hier die Rindenritze in der Eiche ist viel zu eng, die da ist viel zu weit, und die dort zu tief. Aber diese Spalte hier, das geht! So, jetzt sitzt die Nuß richtig, mit der Naht nach vorn. Und nun geht die Arbeit los. Kopfüber hängt die Spechtmeise an der Rinde, zirpt einige Male, dreht die Nuß noch ein bißchen zurecht, flötet laut, klopft die Nuß fest, besieht sie sich von rechts, von links, von oben, von unten, flötet wieder und geht an das Werk. Hart und scharf fällt die Schnabelspitze immer wieder auf denselben Fleck, viele, viele Male. Ab und zu wird ein bißchen gezirpt, ein wenig geflötet, einmal auch wütend gescharrt, wie ein zweiter Kleiber sich naht, und dann klingt das Gehämmer wieder laut durch den Wald. Endlich springt die Schale. Nun heißt es, die Nuß wieder aus der Spalte herauszubringen. Das erfordert allerlei Kletterkünste, kopfüber, kopfunter, bis es gelingt. Und dann wird aus dem Kern Stück um Stück herausgemeißelt, bis nichts mehr davon übrig ist als die trockene Haut.

Jetzt könnte man wieder eins pfeifen. Die Sonne scheint so schön auf den Wipfel der Eiche, besonders auf den faulen Ast ganz oben. Also schnell hinauf und geflötet, daß es wer weiß wie weit schallt. Unten gehen die Menschen vorbei. Die Spechtmeise flötet und flötet. Ein Wagen rasselt vorüber. Es wird weitergeflötet. Radfahrer sausen dahin und klingeln schrill. Es wird fortgeflötet. Ein Auto donnert vorbei. Der Kleiber flötet in einem Ende weiter. Er weiß wohl, warum.

Jetzt zirpt es in der Hainbuche unter ihm fein und dünn. Lauter flötet er, erst in einzelnen runden weichen Tönen, dann schnell aufeinander und scharf und gellend. Und jetzt rutscht er kopfüber an der Eiche hinab, zärtlich piepsend, und dann schnurrt er in die Hainbuche hinter dem Kleiberweibchen her, das so tut, als wisse sie nicht, was das ganze Geflöte bedeuten solle, und eifrig nach Larven und Käfern sucht. Sie klettert den Stamm hinunter, und er pfeift hinterher. Sie schnurrt nach der Eiche, und er folgt ihr nach, bald zirpend, bald pfeifend und bald wieder flötend. Jetzt ist das Weibchen auf der Erde, und kaum ist das Männchen bei ihm, da fliegt das Weibchen piepsend in die Buche und lockt das Männchen hinter sich her.

Eine dicke schwarze Wolke kriecht am Himmel herauf und schiebt die Sonne fort. Der Specht, der eben noch so laut am Hornzacken der Eiche den Wirbel schlug, stellt sein Trommeln ein. Verklungen ist der Kohlmeise Frühlingsgeläute. Ein Regenschauer prasselt durch das Geäst, der Wind fegt das Fallaub über den Weg, dürre Äste poltern zu Boden. Still und stumm, ab

und zu verzagt piepend, rutscht der eine Kleiber an der Wurzel der rotfaulen Eiche umher, nach Frostspannern suchend. Hier wird ein Weibchen verspeist, dort ein Männchen entflügelt und verschluckt, da ein Käfer aus dem Moose gezerrt und dort eine Puppe aus der Wiege gemeißelt. Und in der Krone der Eiche jagt der andere Kleiber. Keiner von ihnen denkt mehr an Locken und Lieben, und stumm bleiben beide den ganzen Tag.

Kaum, daß die Sonne am anderen Morgen wieder da ist, da schwirren die Spechtmeisen aus ihren Schlafhöhlen. Er wohnt in einem Starkasten, und sie in einem Spechtloche. Wieder flötet das Männchen hoch vom Eichenaste viertelstundenlang in den Wald hinein, treibt wieder das Weibchen hin und her; inzwischen wird der Magen nicht vergessen, fleißig Jagd auf allerlei Geziefer gemacht, auch Tannensamen aufgeklaubt und am Futterplatz die Speckschwarte noch blanker gemießelt, als sie so schon ist, dann wieder gepfiffen, daß es eine Art hat, und geschwiegen, wenn die Sonne vor den Wolken sich verstecken muß, und wieder gepfiffen und geflötet, lacht der Himmel wieder, und ist er wieder trübe, wieder emsig in allen Ritzen und Spalten umhergestöbert.

So geht es heute und geht es morgen und übermorgen und noch manchen lieben langen Tag. Wenn der Schneesturm den Boden weiß färbt, ist der Kleiber still. Leckt die Sonne den Schnee fort, ertönt wieder das laute Geflöte. Und jeden Tag klingt es lauter und länger und lustiger, immer stürmischer wird das Männchen, und wenn auch das Weibchen sich sträubt und ziert, eines Tages wird es mit dem Gespielen doch einig. Nun sind beide immer an der Eiche beschäftigt, in der das Spechtloch ist, in dem das Weibchen im Winter schlief. Im Jahre vorher brütete der Star darin. Der wird sich wundern, wenn er wiederkommt und die Tür verschlossen findet.

Nicht umsonst heißt man Kleiber. Und darum fliegt man nach dem lehmigen Borde des Grabens und hackt da umher und schleppt ein Lehmklümpchen nach dem anderen zu dem Spechtloche in der Eiche. Eins nach dem anderen wird in das Flugloch geklebt und hübsch fest gepreßt und glatt gestrichen, und immer mehr Lehmklümpchen werden geholt und auf die anderen geklebt. Wenn es auch erst unmöglich erschien, das Werk, der Tag hat viel Stunden und die Stunde noch mehr Minuten, und wenn zwei gelernte Töpfer an der Arbeit sind, dann geht es schneller, als man denkt, und die Sonne hilft dabei, und zur rechten Zeit ist alles fertig und das große Spechtloch zu einem winzigen Löchelchen zugeklebt. Der Star kommt auch, aber zu spät. Er steckt den Kopf hinein, zieht ihn zurück, kreischt ärgerlich, flattert um die Eiche, krallt sich an das Flugloch, sieht einmal hinein und noch ein dutzendmal, fliegt weg, kommt wieder, besieht sich seine alte Wohnung noch einmal und macht, daß er fortkommt. Die Kleiber aber schleppen trockene Blätter heran und richten sich häuslich ein.

In aller Seelenruhe brütet das Weibchen seine acht weißen, hübsch rot getüpfelten Eier aus. Vor dem Marder und der Eichkatze braucht sie keine Angst zu haben; der Lehmring hält fest und widersteht den schärfsten Krallen. Nach zwei Wochen aber gibt es Arbeit. Acht Schnäbelchen sind zu füllen,

und inzwischen ist immer noch das Nest rein zu machen. Alle Augenblicke liegt ein dickes, weißes Klümpchen darin, und das muß vorsichtig, damit die Schleimhülle nicht reißt, angefaßt und herausgebracht und fortgetragen werden. Und selbst muß man auch tüchtig fressen, damit man bei Kräften bleibt, und so ist nicht viel Zeit übrig für das Flöten und Pfeifen. Aber dafür gibt es im grünen Maienwalde auch Futter in Fülle, fette Käfer und zarte Räupchen, saftige Spinnen und leckere Maden und die süße Schlagsahne, die die Menschen im Wirtshause in den Schälchen stehen lassen. Es läßt sich schon leben, besser als im mageren Vorfrühling.

So ein dicker Maikäfer, das ist ein Vergnügen. Erst das eine Bein abgemeißelt, dann das zweite, und so eines nach dem anderen. Dann müssen die Flügeldecken herunter und darauf die Flügel. Wie schnell die Kinder das lernen. Und wie hübsch sie gleich klettern können, viel eher als fliegen. Damit hapert es zuerst noch, und so krabbeln sie so lange um das Nistloch herum, bis eins nach dem anderen die Fittiche prüft und findet, daß darauf auch Verlaß ist. Dann beginnt erst das schöne heimliche Leben in den dichtbelaubten Eichenkronen, wo es von Wicklerräupchen und Käfern und Wanzen und Fliegen und Schnaken und sonstigem Getier wimmelt, das lustig zu fangen und gut zu essen ist. Und das Hauptvergnügen ist, eine dicke Hornisse zu fangen und mit schnellen Schnabelhieben zu betäuben, daß sie nicht dazu kommt, ihren giftigen Dolch zu gebrauchen. Noch mehr Spaß macht es freilich, einen Heldenbock am Fühlhorn aus dem Loch zu ziehen. Wenn er auch noch so hampelt und strampelt und fiedelt, es hilft ihm nichts, er wird totgehackt und verspeist.

Die Baumschwämme, die mit Käferlarven gespickt sind, werden von oben und unten bearbeitet. Jeder faule Ast, in dem Schnakenmaden wühlen, wird zerfasert. Kaum daß ein glänzender Prachtkäfer den grünen Kopf aus der Borke steckt, hat ihn der spitze Schnabel schon beim Wickel, und der Borkenkäfer, der gerade beginnen will, für seine Eier ein Löchlein in die Rinde zu bohren, kommt nicht damit zu Ende; denn piepsend kommt die Spechtmeise angeklettert und zieht ihn aus der Rinde, um dann die vollgesaugte Stechmücke zu verschlingen und hinterdrein eine Raupe wegzunehmen, die sich an feinem Faden zu Boden lassen will, um sich im Moose zu verpuppen. Auch im Laube und Geträut wird umhergesucht; denn da wimmelt und krimmelt allerlei, was wohlschmeckend und nährend ist.

So leidet die Familie keine Not, und wenn der Herbst in das Land kommt, erst recht nicht. Denn nun reifen die Buchecken in ihren rauhen Hüllen. Anfangs muß man sie herausklauben, bald aber fallen sie von selbst aus, und nun hüpft der Kleiber im rasselnden Laube umher und sorgt für den Winter. Alle Ritzen steckt er voll, und in jeden Spalt klemmt er die dreikantigen Früchte, und mit den Haselnüssen und Eicheln macht er es ebenso. So kann er getrost in die Zukunft sehen, und selbst wenn Rauhreif den Baum umkrustet, findet er immer noch Futter genug; denn genug Schmetterlingspuppen sitzen unter dem Moose und hinter den Flechten, und im faulen Holze steckt mancherlei Gewürm.

Außerdem hängt der Mensch hier und da in den Gärten und Anlagen Knochen auf, an denen noch manches Fleischfetzchen sitzt, und Speckschwarten; an den Futterplätzen gibt es Hanf, Mohn, Rübsen und Sonnenblumenkerne; verdorrte Vogelbeeren liegen überall im Walde; in den Zapfen der Tannen und Kiefern stecken Samen in Menge, und so läßt es sich schon den Winter über aushalten, bis die schönen Tage wieder kommen, da auf dem Acker der Huflattich wieder blüht und im Wald der Haselbusch, und der Kleiber wieder vom höchsten Eichenast seinen Frühlingspfiff erschallen läßt.

Zur Systematik: Von etwa 50 Arten Kleibern, die Europa, Asien, Nord- und Mittelamerika bewohnen, kommen 2 oder 3 in Deutschland vor. 1. Der Rostbäuchige mitteleuropäische Kl., Sitta europaea caesia Wolf im westlichen Deutschland. 2. Der Weißbäuchige nordische Kl., S. europ. europaea L. Ostpreußens. 3. Der umstrittene Fahlbauch-Kl., S. europ. sordida Rchw. in Gebieten östlich der Elbe. Übergänge von der weißbäuchigen Form des etwa 15 cm messenden Vögelchens zu der mit ockergelber Unterseite sind vorhanden und S. europ. homeyeri Hart. genannt worden.

In Südosteuropa lebt noch eine andere Art, der Felsenkleiber, Sitta Neumayer Michah., der größer (16 cm) wird und in Felslöchern brütet, deren Eingangsloch er mit Erde, Lehm bis auf ein enges Schlupfloch verkittet.

Soffel.

Der Baumläufer / Von Hermann Löns

Tot schwimmen auf den Gräben die grauen Frostmotten; ihre Zeit ist vorbei. Schlaff hängen am Haselbusche die graugelben Troddeln; ihre Tage sind vorüber. Der Bergfink erhebt sein Gefieder und wandert nordwärts; seine Zeit ist um.

Noch ist im Felde des Huflattichs goldener Stern die einzige Blüte; nur hier und da im Walde reckt sich aus dem Fallaube eine rosige oder blaue Blume; aber kräftig treibt die Traubenkirsche schoß, der Weißdorn zeigt grüne Augen, und die Simse spreizt ihre bräunlichen Rispen.

Da klingt im Walde ein Lied. Dünn ist sein Klang und kurz seine Strophe, aber silberhell und glockenrein und voller Lust und Fröhlichkeit. Vom frühen Morgen an klingt es schon, klingt bald hier, bald da, und je mehr die Sonne an Kraft gewinnt, um so öfter, um so heller erschallt die kleine, fröhliche Stimme.

Späterhin, wenn der Waldboden wie Schnee schimmert, wenn die Buchen sich in lichtgrüne Seide gekleidet haben, ist das silberne Stimmchen auch noch da, aber es geht unter in dem Geschmetter der Finken, im Pfeifen der Stare, im Flöten der Drosseln, im Schwirren der Laubvögel, um bald ganz zu verstummen in dem lauten, vielstimmigen Waldkonzerte.

Auch der, der es singt, das lustige Liedchen, ist dann verschwunden. Kein Mensch achtet dann mehr auf das winzige Vögelchen, das behende, wie eine Maus, an dem Stamme emporschlüpft, und das sich bescheiden an der Rückseite des Baumes verbirgt und heimlich abstiehlt, tritt der Mensch näher. Es birgt sich nach kurzem Fluge an einem anderen Stamme und rutscht stumm und nur selten leise zirpend an ihm in die Höhe.

Jetzt aber, wo der Wald noch kahl ist, hat der Baumläufer Bedeutung für ihn. Lange nicht so schön wäre dieser Märzmorgen, erklänge nicht das vergnügte Lied, das so fröhlich aufsteigt und mit einem heiteren Triller endet. Und so klein der Vogel ist, und so unscheinbar er gefärbt ist, er fällt dennoch in die Augen im Vorfrühlingswalde; denn anders als die anderen Vögel gebärdet er sich.

Hier, die alte Eiche, deren Rinde rauh und rissig ist, zieht ihn an. Wie ein Schatten fällt er an ihre Wurzel und bleibt dort kleben. Das spitze, gekrümmte Schnäbelchen stochert in den grauen Flechten umher, erwischt ein Frostspannerweibchen, das gerade seine Eier ablegen will, und schluckt es hinab. Dann schnellen das lange, steife Schwänzchen und die leichtgelüfteten Flügelchen den winzigen Körper empor; die scharfbewehrten Füßchen greifen nach oben, und ruckweise, bald nach links, bald nach rechts sich schiebend, rutscht der Baumläufer an der rauhen Borke empor.

Allerlei winziges Krabbelvolk hat die Märzsonne zum Leben erweckt. Hier rennt ein Spinnchen, aber es kommt nicht weit, denn das spitze Schnäbelchen faßt es; dort reckt ein Käferchen die blanken Schwingen, aber aus dem ersten Fluge wird nichts, denn schon ist es im Magen des Vogels angelangt; das Räupchen, das sich aus dem Flechtendickicht schiebt, die Blumenwanze, die die Rindenritze verläßt, der Borkenkäfer, der aus seinem Schlupfloche schaut, die Mücke, die sich die Fühler putzt, die Milbe, die an einer Stammknospe saugt, die Schildlausbrut, die aus dem toten Muttertiere schlüpft, keins entgeht dem spitzen Schnabel, und mag das Insektenei noch so winzig sein und noch so verborgen, die spitze Zunge spießt es an und befördert es in den Schlund.

Mitten im Suchen aber lockt das Vögelchen; denn die Märzsonne bringt es auf wunderliche Gedanken. Und so fein und dünn der Lockton auch ist, einer ist da, der vernimmt ihn doch. Freudiger ertönt sein Jubelliedchen; näher, immer näher erklingt es, und jetzt schwebt das Hähnchen heran und klebt dicht bei dem Weibchen an der Borke. Aufgeregt spreizt das Männchen die buntgefleckten Schwingen und fächert den Schwanz, bläst die seidenweiße Kehle auf und rutscht, sein Lied einmal nach dem anderen hervortrillernd, dem Weibchen nach. Bis hoch in die Krone der Eiche geht die lustige Jagd, in Schraubenlinien um den Stamm herum, und dann stiebt das Weibchen in einen anderen Baum, und hinterher fährt sein liebestoller Genosse.

Aber schon naht ein zweites Hähnchen, und doppelt lustig wird die Jagd, lauter der Wettbewerb der Silberstimmen; ab und zu hackt ein Hahn nach dem anderen und versucht ihn beiseitezuschieben. Aber bei aller Eifersucht achten sie darauf, wo das Weibchen hinfliegt, und bald in der Eiche, bald in der Erle, jetzt am Stamme und nun unterhalb eines dicken Astes rutschen die drei winzigen Vögel dahin, bis sich endlich das ältere Männchen wütend zirpend auf das jüngere stürzt, es mit den mächtigen Klauen packt und vom Aste stößt, daß es ängstlich piepend davonfliegt und dem alten Hahne nicht wieder in die Quere kommt.

Die dicke Eiche an der Fichtendickung ist dem Baumläuferpärchen besonders lieb. Nicht nur deshalb, weil ihre Rinde so rauh und flechtenbewachsen ist und allerlei winzigen Tieren Unterkunft bietet, zumal sie die erste Morgensonne bekommt, so daß schon in aller Früh das Kleingetier aus ihren Rindenspalten hervorschlüpft, sondern hauptsächlich deswegen, weil sie hoch oben am Stamme einen Rindenspalt hat, wie geschaffen für die Absichten des Baumläuferpärchens. Rundumher ist kein Ast und kein Zweig, und der Spalt ist so enge, daß weder Marder noch Eichkatze mit den Köpfen hineinkönnen, und erst nach einem langen, gewinkelten Gange erweitert er sich zu einer kleinen Höhle.

Die Höhle ist nur eng und schmal, aber den Baumläufern genügt sie. Allerlei weiche, warme Dinge schleppen sie herbei und tragen sie in den Spalt: Birkenrindenfetzchen, Espensamenwolle, Spinneweben, Würzelchen und Federn. Große Künstler sind es nicht, die beiden Vögelchen, aber es hat ja auch wenig Sinn, in dem engen Spalt ein kunstvolles Nest zu bauen. Die

hauptsache ist, daß eine Unterlage für die schneeweißen, rotgetüpfelten Eierchen geschaffen, so fest in den Spalt gepropft wird, daß sie nicht nach unten herausrutschen kann, und daß sie den Gegenzug abhält.

So ganz ohne Störung geht der Nestbau nicht vor sich. Erst kam eine freche Blaumeise und versuchte, den Spalt für sich zu erobern, wurde aber so giftig angezirpt, daß sie sich bald verzog. Dann erschien eines Morgens in der Dämmerung eine kleine Fledermaus und wollte sich's dort gemütlich machen, mußte aber vor dem Wutgezirpe der beiden rechtmäßigen Besitzer das Weite suchen. Ein anderes Mal kroch ein Hornissenweibchen mit lautem Gebrumme in den Spalt, machte sich aber schleunigst dünne, als das Hähnchen ihm tapfer eines auf den dicken Kopf gab. Das Allerschlimmste begab sich aber am Tage darauf; denn da flog der Schwarzspecht die Eiche an und meißelte halbfußlange Rindenstücke herunter. Schon war er dicht bei dem Rindenspalt, da fuhren die beiden winzigen Vögelchen ihm aber mit solchem Lärm entgegen, daß er ganz verdutzt abstrich.

Bislang hat das Männchen immer noch fleißig gesungen, wenn auch sein bescheidenes Liedchen kaum mehr zu hören war in dem großen, vielstimmigen Waldorchester. Nun aber, da der Wald grün ward, singt es nur selten noch; denn es hat dem Weibchen zu helfen, die Brut aufzubringen. Den ganzen Tag über flattert bald das eine, bald das andere zu der Rindenritze, sieht sich noch einmal um und schlüpft in den Spalt hinein, und jedesmal ertönt daraus vielstimmiges, feines Gezirpe. Eines Tages erscheint ein Köpfchen mit halb ausgewachsenem, spitzem Schnäbelchen in dem Spalt, und neben ihm noch eins. Und am anderen Tage sind es drei und tags darauf vier, und nach drei weiteren Tagen warten sieben kurze Schnäbelchen auf Futter, und sieben orangegelbe, rote Rachen öffnen sich, wenn der Locton der Alten erschallt.

Noch eine Woche weiter, und eins der Jungen wagt sich aus der Ritze heraus, und sind auch seine Schwingen noch kurz, ist auch das Schwänzchen kaum halb so lang wie das der Alten, der junge Baumläufer krabbelt doch ganz sicher mit seinen gewaltigen Füßen an der rauhen Borke umher, und einige Tage hinterher wagt er sich schon rund um den Stamm herum. Noch eine Woche später ist die Rindenritze tagsüber verlassen, und neun Baumläufer zirpen und piepsen in der Nachbarschaft umher; das ist ein seltsames, sonderbares Huschen und Rutschen an den rauhen Rinden von Eiche und Buche, ein wunderliches, eigenartiges Geflatter und Geflügel von Stamm zu Stamm, fast gespenstig dem Menschen dünkend, der diese Vögel nicht kennt, und deren Bewegungen und Stimmen ihn mehr an Mäuse denn an Vögel erinnern.

Der Sommer ging hin, der Herbst ist da. Die Baumläuferfamilie hat sich geteilt. Nicht mehr kümmern sich die Alten um ihre Brut, nicht mehr das Hähnchen um das Weibchen; jeder streicht für sich umher, heute im tiefen Walde, morgen im Vorholze, übermorgen im Gutsparke und in den Baumgärten, heute allein und morgen in Gesellschaft. Und in einer seltsamen Reisegesellschaft. Unternehmer ist der große Buntspecht. Mit hellem, herrischem Rufe weist er der Reisegesellschaft den Weg von Wald zu Wald.

Wo er hinstreicht, flattern alle ihm nach, die frechen Kohlmeisen, die bunten Blaumeisen, die lustigen Sumpfmeisen, die niedlichen Schwanzmeischen, die winzigen Goldhähnchen, die stattlichen Kleiber, und dazwischen huschen auch, mit dem bunten, lauten, lustigen Volke reisend, aber sich doch immer für sich alleine haltend, einige Baumläufer, und wenn das Meisenvolk zwitschert und kichert und zetert und zankt und wie toll lärmt, die Baumläufer bleiben still oder piepsen ab und zu ganz leise vor sich hin.

Kommt der Abend heran, dann schlüpfen sie zu mehreren in irgendein enges Baumloch oder in eine tiefe Stammritze oder suchen Unterkunft unter dem Strohdache eines Bauernhauses, bis die Sonne sie wieder ermuntert und sie an Scheunen, Schuppen und Ställen, an den Stämmen der Bäume im Garten und Wald dem Frostspanner nachstellen und allem, was sich vor dem Winter hinter Rindenschuppen und im Moose und Flechtengespinste der Bäume verbarg; heute treiben sie sich im Laubwalde umher, morgen im Nadelholze, suchen die eine Woche die Bergwälder ab und die andere die Forsten vor dem Moore und auf der Geest, bald allein, bald zu mehreren, bald wieder in bunter Meisengesellschaft unter Führung eines schwarzweißroten Spechtes, immer still vor sich hinsuchend und einsilbig bleibend Tag für Tag.

Sobald aber im Februar die Sonne mehr Gewalt bekommt, überkommt sie die Lust, zu singen, und ehe noch der Haselbusch seine Goldtroddeln schwenkt, klingt im kahlen Dorfrühlingswalde des Baumläufers lustiges Silberlied.

Zur Systematik: Von etwa 20 europäischen, asiatischen, nordamerikanischen Baumläufern sind bei uns heimisch: 1. Der Langkrallige B., Certhia familiaris macrodactyla Brehm, der vom Odergebiet westlich bis Frankreich sich verbreitet. 2. Die lichtere nordeuropäische C. fam. familiaris L., die Nordostdeutschland (östlich der Oder) bewohnt. 3. Der kurzkrallige B., C. brachydactyla Brehm, der länger geschnäbelt, dessen Hinterzehe kürzer bekrallt ist und hauptsächlich in Westdeutschland gefunden wird. Die Baumläufer messen etwa 14 cm. Hierher: Der 16 cm messende Alpenmauerläufer: Tichodroma muraria (L.), der mit seiner grauen Oberseite, schiefergrauen Unterseite, im Winter weißen, im Sommer schwarzen Kehle, den rosenroten schwarz- und weißbunten Schwingen die fabelhafteste Vogelerscheinung südeuropäischer Gebirge ist (auch Nord- und Ostafrika, Mittelasien, Himalaja ist seine Heimat). Bei uns in den Alpen. Soffel.

Gebirgsstelze und Weiße Bachstelze / Von Martin Braeß

Die Bewohner des Waldtales, die Bachstelzen, treiben ein neckisches Spiel. Auf dem Stein, den das Wasser benetzt, steht solch lieblicher Vogel.

Auf schlanken Läufen ruht der gestreckte Körper, die Schleppe des Schwanzes ist schräg abwärts gerichtet, eng liegen die Flügel am Körper. Oberkopf, Nacken, Rücken und Schultern sind aschgrau; die tiefschwarze Kehle wird von dem Blaugrau der Wangen durch einen weißen Streifen getrennt; alle unteren Teile aber zeigen das reinste Gelb, leuchtend und schön wie die Hahnenfußblüte.

Noch immer sitzt der schmucke Vogel auf seinem Plätzchen; aber plötzlich rennt er davon. Über die Steine geht es, durchs seichte Wasser, übers Wurzelgeflecht der riesigen Buchen, immer am Ufer dahin. Wagrecht und gestreckt ist beim Lauf die Haltung des Körpers, nur der lange Schwanz ist ein wenig gehoben.

Jetzt hemmt der zierliche Vogel den Schritt; weit wippt der Schwanz auf und nieder. Allmählich nur werden dessen Bewegungen weniger heftig; der Körper richtet sich auf, die lange Schleppe senkt sich ein wenig. Das Gleichgewicht auf der schmalen Kante des Steines ist endlich gefunden.

Plötzlich wirft sich der Vogel empor; er hat sein Weibchen bemerkt, das von einem überhängenden Zweig in bogigem Flug einem Felsblock zustrebt; nun jagen sie beide ausgelassen dahin, bald hoch in der sonnigen Luft, bald niedrig über dem Wasser. Gelb und weiß leuchtet es auf, blitzartig wechselnd. Wie ein Fächer spreizt sich der Schwanz; dann legt er sich wieder zusammen. Das Weibchen ist fast ebenso hübsch gezeichnet wie das Männchen, nur daß ihm die tiefschwarze Kehle fehlt; auch leuchten die Farben nicht ganz so schön.

Plötzlich hat der gaukelnde Lufttanz ein Ende. Die Vögel laufen am Rande des Baches dahin, oft bis an die Fersen im Wasser, bald hier, bald dort einen Bissen aufnehmend: kleine Libellen, Wassermotten, Schnaken, Frühlingsfliegen, Mücken, Hafte, die fertigen Insekten sowohl wie ihre Larven und Puppen. Auch vom Gesträuch und den Gräsern nehmen die Vögel weg, was sie erblicken; bald im Sprung, bald im kurzen Flug haschen sie hastig danach. Selbst die vorübersummenden Kerbtiere wissen sie geschickt mit dem Schnabel zu packen. Quecksilbernes Leben! Von dem Stein auf den Pfahl, vom Wurzelgeäst hinauf zum Baumzweig, vom Brückengeländer zur Ufermauer hinab, dann ein Stückchen am Weg hin und jetzt in weiterem Flug hinunter zum Wehr, das den Wasserlauf sperrt, immer gemeinsam, immer sich lockend. Dem Wasser, an dessen Rand sie geboren sind, das ihnen die leckerste Nahrung spendet, bleiben die Vögel zeitlebens treu. Wiesen und Felder besuchen sie selten und nur auf wenig Minuten; gleich sind sie wieder

an ihrem Bach, dessen Plätschern ihnen vertraut ist. Den Namen „Bach"stelze verdient keine Art mit solchem Recht wie unsere gelbe Gebirgsbachstelze.

Hier am Wehr, kurz vor der klappernden Mühle, ist das Lieblingsplätzchen des zierlichen Paares: Wasser und Steine, ein wenig Gesträuch, darüber buschige Erlen, Sonnenschein und daneben lauschiger Schatten und reichliche Sitzgelegenheit, freie Umschau zu halten. Der Schütze, der den Zufluß des Wassers auf das knarrende Rad regelt, das hohe Schindeldach der Mühle, das Brückengeländer, der Gartenzaun: überall ruht sich's auf ein Weilchen so gut. Bisweilen stößt das Männchen ein paar trillernde Töne hervor, flattert herab, spreizt den Fächer des Schwanzes und bläht das Gefieder, setzt sich dann wieder auf ein anderes Plätzchen, trippelt umher und zirpt noch ein paarmal. Aber das ist auch alles an musikalischer Leistung; auf wirklichen Gesang versteht es sich nicht. Nur die Locktöne sind mannigfaltig: neben dem harten „zickick", wie ihn auch die weiße Bachstelze bringt, die lange Reihe von schnell ausgestoßenen ze-Lauten, die an den Lockruf der Sumpfmeise erinnern, dazu ein fast zischendes „zizizizizi".

In einer Lücke der Ufermauer steht das Nest, zwei Meter über dem Wasser. Die zweite Brut soll es aufnehmen. Die erste ward vor einem Monat ein Opfer der Katze, die ein Junges nach dem andern hervorzog, so sehr auch die geängsteten Eltern zeterten und den frechen Räuber umschwärmten. Und doch stand das Nestchen gut geschützt hinter einem ausgefaulten Pfahle am Wehr. Als aber eines Tages sämtliches Wasser in den Mühlgraben floß und das Bachbett unter dem Wehr nur noch ein dünnes Rinnsal aufwies, hatte die Katze geringe Mühe, das Nest zu erreichen. Noch ein paar Tage nach dem Tod ihrer Kleinen umflatterten die Alten, jämmerlich klagend, den traurigen Ort und schrien vor Angst, wenn sie die Katze nur von weitem erblickten. Doch was half's!

Der Vater war's, der zuerst den Unfall vergaß. Er hatte das Loch in der hohen Ufermauer bemerkt; es schien ihm der rechte Platz, ein zweites Nest zu errichten. Von oben konnte kein Räuber an der glatten Steilwand herab; unten aber staute sich das Wasser kurz vor dem Wehr. Emsig lockte er nun sein Weibchen, flog von einem Plätzchen zum andern, flatterte vor dem Eingang der Höhle, setzte sich auf den Rand und besah sich den halbdunkeln Raum; dann schnurrte er wieder hinüber zur Gattin und trieb anmutige Flugspiele, sie zu ermuntern. Aber so sehr er sich auch bemühte, das Weibchen schien ihn nicht zu verstehen. Da konnte er sich nicht länger bezwingen; kleine Reiserchen las er auf und legte sie vorn in die Öffnung der Mauer, riß Grasbüschel aus dem Boden und brachte sie mit Mühe samt den Erdklümpchen, die zwischen den Wurzeln hingen, gleichfalls dahin, und als er dann grünes Erdmoos abzupfte, kam das Weibchen herbei und half ihm. Ein kunstvoller Bau ward es nicht; aber er ruhte sicher und fest, und die Unterlage war dicht, daß die Kälte des Steines nicht hindurchdringen konnte. Nun galt es nur noch, mit weichen Stoffen das Nestchen zu polstern. Manch liebes Mal flogen die Vögel auf den Platz vor der Mühle, in den Garten daneben, auf den Weg längs des Baches, und stets brachten sie etwas mit heim: Haare vom Pferd,

Borsten vom Schwein, Wolle von Ziegen und Schafen. Nach vierzehn Tagen war auch der innere Ausbau der Wohnung vollendet; Haar schmiegte sich eng an Haar in kreisrunden Bogen.

Eine Woche verging; dann lagen vier zarte Tönnchen im Nest, kleiner als die der schwarz-weißen Base, auch anders gefärbt: auf schmutzig-gelblichem Grunde überall gelbbräunlich gepunktet und gespritzt. Nach fast vier Wochen verließen die Jungen das Nest. Das Wasser, später der beste Freund und Vertraute der leichtfüßigen Vögel, bildet anfangs eine Gefahr für die unerfahrene Brut. Wie leicht fällt eins der Kleinen aus dem Nest und ertrinkt, oder wie leicht wird der erste Flug nach dem gegenüberliegenden Bachufer zu knapp genommen! Aber glücklich hat auch der letzte Kleine die Kinderstube verlassen, und nun sitzen die vier auf einem Ästchen und sperren die Schnäbel. Im Fliegen sind sie noch ungeübt, aber im Rennen stellen die kleinen Dinger schon ihren Mann. Wie hurtig es geht, am Fußweg dahin, den lockenden Eltern nach, die bald hier, bald dort ein Insekt aufnehmen und es den hastig herbeirennenden Gelbschnäbeln überlassen.

Später erst üben die Bachstelzenkinder die Schwingen; aber haben sie's erst einmal gewagt, sich kühn in die Luft zu werfen, dann ist ihnen das Fliegen, Flattern und Schweben ebenso lieb wie das hurtige Rennen am Weg und im Bachbett. Auch das Schwänzchen wächst im Laufe der Wochen. Im August und September mausert die zweite Brut, die erste gewöhnlich schon Ende Juli. In diesem Alter machen die halberwachsenen Vögel nun auch mit denen anderer Familien Bekanntschaft, die weiter oben oder unten am Bach das Licht der Welt erblickten; denn jetzt werden immer größere Ausflüge unternommen. Früher haßten die Eltern jedes zweite Paar ihrer Art, und es kam zu erbitterten Kämpfen; aber jetzt gegen den Herbst hin ist aller Hader vergessen, wenn sie sich auch manchmal neckend umherjagen.

Im Oktober verlassen die Gebirgsstelzen ihre Heimat; sie wandern bei Tage wie in der Nacht südwärts, familienweise oder auch einzeln. Doch da sie unter all unsern Stelzen trotz ihrer Lieblichkeit und ihrer unvergleichlichen Anmut gegen die Rauheit der Witterung am wenigsten empfindlich sind, ziehen sie nur nach den südeuropäischen Ländern; ja nicht selten bleibt ein Pärchen auch im harten Winter uns treu.

* * *

Gleichzeitig mit der Gebirgsstelze oder höchstens ein bis zwei Wochen später kommt die Weiße Bachstelze im mittleren Deutschland an, während die dritte im Bunde, die viel zartere Schafstelze, erst eintrifft, wenn Baum und Strauch sich belaubt haben. Wie Star und Lerche, so ist auch die Weiße Bachstelze dem Landmann ein Herold des Frühlings; ihr wenig scheues Wesen, wie sie hinter dem Pfluge einhertrippelt und aus der frischgepflügten Furche Larve um Larve aufliest, wie sie bei den Schafherden weilt, den Rindern folgt, um hier den Käfern oder Fliegen nachzustellen, die der Kot dieser Wiederkäuer zu Millionen herbeilockt, die liebliche Zutraulichkeit, mit der sie ihre Wohnung am Hause des Menschen oder in seiner nächsten Umgebung

aufschlägt: dies alles hat es von jeher dem deutschen Landmann angetan, daß er sie wie die Schwalbe vor jeder Unbill schützt.

Ganz so zierlich wie die Gebirgsstelze ist die Weiße Bachstelze nicht, auch ihre Bewegungen sind nicht so graziös — der wippende Schwanz erreicht bei weitem nicht jene Länge, stämmiger sind die Läufe, der ganze Körper etwas stärker gebaut —; aber die Farben und ihre Verteilung auf dem Gefieder sind, obschon das strahlende Gelb fehlt, gleichfalls schön. Männchen und Weibchen unterscheiden sich wenig; nur ist bei letzterem der schwarze Fleck auf Hinterkopf und Kehle etwas kleiner.

Ein Waldvogel ist die Weiße Bachstelze nicht; sie meidet den Hochwald, auch das Gebirge über der Baumgrenze. Aber am Waldesrand, wo ein Wässerchen fließt und grüne Weideplätze sich talwärts senken, hört man oft ihren zweisilbigen Lockruf: „ziuwitz-zississ", ein hohes, dünnes Stimmchen, trotzdem durchdringend und scharf. Am liebsten ist ihr's, wo Menschen wohnen, Äcker und Wiesen abwechseln und Weiden oder Erlenbüsche die Ufer des Wassers begleiten. Aber auch einsame Gegenden meidet sie nicht; der verlassene Steinbruch zwischen den Feldern, die verfallene Hütte am Waldrand, die felsige Steilwand der Berglehne sind Lieblingsplätzchen der Bachstelze, und es kommt ihr nicht ängstlich darauf an, daß sich ein Fluß oder Bach ganz in der Nähe ihrer Wohnung befindet. Wozu hat sie die Schwingen? Schnell ist man dort am Ufer des Wassers, schnell auf dem trocknen Acker oder der Viehtrift, schnell wieder hier auf dem Dach des Bauernhauses. Leicht und gewandt schießt der schlanke Körper in steigenden und sinkenden Bogen dahin, den zusammengefalteten Schwanz wie eine elegante Schleppe nachziehend, bald turmhoch über der Erde, bald niedrig über dem Fluß oder Teich. Vor einem weiten Flug über das Blachfeld scheut die Bachstelze nicht zurück. Sie weiß es, kein Raubvogel erwischt sie so leicht; selbst der blitzschnelle Lerchenfalke verfehlt sein Ziel, so rasch ist ihr Flug, und so unberechenbar schwenkt sie von der eingeschlagenen Richtung ab.

Und auch zum Vergnügen treibt der muntere Vogel manch heiteres Spiel in den Lüften; langes, ruhiges Sitzen ist nicht seine Art. Am Dach hat er eben sein kunstloses Liedchen zum besten gegeben, ein halblautes Gezwitscher aneinandergereihter Locktöne; da schwingt er sich plötzlich, gleichsam hüpfend, ein paar Meter mit ausgebreitetem Schwanzfächer empor. Aber kaum sitzt er wieder an seinem Plätzchen, so sieht er einen Sperling oder Finken vorbeischwirren — hurtig ihm nach! Wie bald das flinke Vöglein ihn eingeholt hat! Aber bös gemeint ist es nicht; nur ein wenig necken und jagen will sich die Bachstelze mit anderen Kleinvögeln oder mit ihresgleichen. Höchstens im Lenz gibt es ernstere Kämpfe, wenn zwei Nebenbuhler sich befehden.

Der schnelle, gewandte Flug kommt den schwarz-weißen Vögeln ganz besonders zustatten, sobald sich ein Raubvogel zeigt. Ihr scharfes Auge bemerkt den Feind, auch wenn er noch fern ist. In wenig Augenblicken sieht er sich von einer ganzen Schar Bachstelzen umgeben, die den Verhaßten schreiend umflattern; denn alle, die im Umkreis nisten, stehen sich bei. Die kühnen Vögel ruhen nicht eher, als bis sie den Eindringling aus ihren Grenzen

verjagt und ihm gründlich seine Pläne vereitelt haben. Besonders hassen die Bachstelzen jede Eule; entdecken sie einmal solch lichtscheuen Vogel, so flattern und zetern sie aufgeregt, stoßen nach ihm, und erst, wenn sich die bedrängte Eule ärgerlich in den dunkelsten Winkel des Baumes oder in eine finstere Ecke am Haus zurückgezogen hat, zerstreuen sich die beherzten Vögelchen wieder. Und gar der Kuckuck, wie sie den hassen! Ob sie es wissen, daß er ihnen gern sein Ei in ihr Nest legt und so ihre eigene Brut zerstört? Oder halten sie den Gauch in seinem gesperberten Kleid, wenn er schnell wie ein Falke daherschießt, für einen Räuber? Schreiend werfen sie sich ihm entgegen, und schmachvoll muß der Große den Kleinen weichen, die triumphierend dann zurückkehren.

Einige Zeit nach der Ankunft im März wird das Nestchen gebaut. Eine flache Höhlung, wo es auch sei, ist dem Pärchen immer am liebsten: zwischen den ausgewaschenen Wurzeln am Bach die Uferhöhle, die von dem überhängenden Rasenbüschel fast ganz verdeckt wird, hinter dem Schutzbrett oder zwischen dem Pfahlwerk des Mühlrades, eine Vertiefung der lehmigen Lehne am Hohlweg oder im Felsen des Steinbruches, zwischen den alten Knorren der Kopfweide, eine Lücke am Holzstoß, der Balken oder Sparren unter dem Dach eines Hauses, ein Vorsprung am Brückengemäuer oder auch das ausgefaulte Loch im Stamm einer Erle — es gibt hundert geeignete Plätzchen, und die Wahl ist nicht leicht. Hat man sich endlich entschlossen, so werden Baustoffe herbeigeschafft, wie es die Höhlung gerade erfordert. Zuerst eine gröbere Lage von dürren Reisern, Stengeln, Grasbüscheln, vertrockneten Blättern und Moos, dann feinere Stoffe: Halme, dünne Würzelchen und besonders allerlei Haare und Fäden, wie sie in der Nähe jedes Gehöftes in reicher Auswahl umherliegen. Borsten vom Schwein und Wolle vom Schaf, Kuhhaare, Garn- und Zwirnsfäden, namentlich aber lange Haare aus dem Schweif und der Mähne des Pferdes bilden ein prächtiges Polster; dagegen werden Federn meistens verschmäht. Äußerlich gleicht das Nest recht oft einem groben, unförmigen Klumpen; aber innen ist der Napf immer sauber und nett, tief und von regelmäßiger Rundung.

Das Gelege zählt sechs, bisweilen auch sieben Eier; sie sind ziemlich groß im Verhältnis zu dem zierlichen Bau des Vogels. Auf trübweißem Grunde tragen sie eine Menge hellgrauer und bräunlicher Pünktchen; doch bleibt die Gesamtfärbung fast immer sehr licht. Nach vierzehn Tagen durchbrechen die Jungen die Schale. Spätestens Mitte Mai verläßt die kleine Gesellschaft ihre Geburtsstätte, und wenn das Schwänzchen seine gehörige Länge auch bei weitem noch nicht erreicht hat, so stellen sich doch die kleinen Dinger sofort recht geschickt an. Obgleich sie im Nest nie ihre rötlichweißen Füßchen üben konnten, rennen sie doch, kaum ein paar Tage der Kinderstube entflogen, über Stock und Stein schnell und sicher dahin.

Erst nach einem Monat löst sich das innige Band zwischen Eltern und Kindern. Die zweite Brut wird im Juli flügge; doch verzögert sich nicht selten das Brutgeschäft, wenn eine Katze, ein Marder oder ein Wiesel Eier oder Junge raubten oder das Nest durch einen andern Unglücksfall zerstört

ward. Dann sieht man wohl auch noch Ende August unselbständige Jungvögel, die sich von den Alten füttern lassen.

Im Herbst sammeln sich die Bachstelzen zu mehr oder minder zahlreichen Schwärmen. Die letzten Nächte in der Heimat verbringt man am Teich oder See im Schutze des Röhrichts, wo auch Stare in großer Menge einfallen. Aber eines Abends erhebt sich die Reisegesellschaft, laut rufend und zwitschernd. Am Tage lockt eine Viehtrift, das Tal eines Flusses, von einem Ort zum andern geht es im bogigen Flug; aber die eigentliche Weiterreise beginnt gewöhnlich erst mit Einbruch der Nacht. Viele Bachstelzen überwintern schon im Süden Europas; doch überfliegen große Mengen auch die See, ja bis weit ins Innere Afrikas dringen sie vor. Einzelne Pärchen bleiben ihrer nördlichen Heimat treu; sie überwintern an offenen Gewässern, wo sie dürftig ihr Leben fristen.

Selbst vor dem fernen Norden schreckt der anscheinend doch so zarte Vogel nicht zurück. In Südgrönland, auch auf Island, den Faröern, im mittleren und südlichen Skandinavien ist die Weiße Bachstelze Brutvogel; durch Rußland und Sibirien zieht ihre Nordgrenze, um am Jenissei den östlichsten Punkt des Verbreitungsgebietes zu erreichen. In Europa fehlt der reizvolle Vogel wohl keinem einzigen Lande, und ebenso ist er über die weitaus meisten Gebiete Asiens verbreitet. Freilich wird unser deutsches „Ackermännchen" in den verschiedenen, von Mitteleuropa westlich wie östlich gelegenen Ländern durch nah verwandte Formen vertreten.

Die bekannteste, zugleich eine der ausgeprägtesten Unterarten ist die sogenannte S c h w a r z e B a c h s t e l z e. Das Aschgrau der weißen Schwester ist hier fast völlig von einem tiefen Schwarz verdrängt. Diese Abart ist nur auf Westeuropa beschränkt; namentlich sind die britischen Inseln ihre eigentliche Heimat.

Z u r S y s t e m a t i k: Von den vielen Formen der Bachstelzen, die mit Ausnahme Australiens und Polynesiens die ganze Alte Welt bewohnen, kommen sieben in Deutschland vor. 1. Weiße B., Motacilla alba alba L. (20 cm Länge), 2. Trauerstelze, M. a. lugubris Temm. (während des Frühlingszugs auf Helgoland), 3. Gebirgsstelze, M. boarula boarula L., 4. Gelbe Schafstelze, M. flava flava L., 5. Nordische Schafstelze, M. fl. borealis Sund. (seltener Durchzügler), 6. Zitronstelze, M. fl. rayi (Bp.), seltener Gast, 7. Gelbkopfstelze, M. citreola Pall. (auf Helgoland erlegt). Soffel.





Dr. Bethge phot. Baumläufer am Nistloch. *Poritz, Juli 1909.*
Certhia familiaris macrodactyla Brehm.



Dr. Bethge phot. Baumläufer, Unrat aus der Nisthöhle entfernend. *Poritz, Juli 1909.*
Certhia familiaris macrodactyla Brehm.



Stephainsky phot. *Tillowitz, April 1910.*
Weibchen.



Stephainsky phot. *Goldmoor, Mai 1910.*
Jungvogel.

Weiße Bachstelze.
Motacilla alba alba L.



K. Spengler phot. *Rothehütte, Juli 1909.*

Weiße Bachstelze. Jungvogel.
Motacilla alba alba L.



R. B. Lodge phot. *Enfield (England), November 1896.*

Trauerstelze, Nahrung suchend.
Motacilla alba lugubris Temm.



O. Grabham phot. *Yorkshire, Mai 1904.*

Trauerstelze, am Nesteingang.
Motacilla alba lugubris Temm.



K. Spengler phot. Rothehütte, Juli 1909.

Neun Tage alte Bergstelzen im Nest.
Motacilla boarula boarula L.



K. Spengler phot. Rothehütte, Juni 1909.

Brütende Bergstelze.
Motacilla boarula boarula L.

Die Schafstelze / Von Else Soffel

Die „Leopolis" kreuzte im Mittelmeer zwischen Patras und Athen. Es war um Mitte April, und nachdem lange Zeit eine frische Bora bei reinem Himmel die Fahrt zu einer Festfahrt gemacht hatte, überzog sich's heute zum erstenmal. Der Wind legte sich, es wurde still und warm, und bald schlugen die ersten schweren Tropfen auf Deck.

Der Kapitän, eine feine Importe rauchend, Hände in den Hosentaschen, machte seinen gewohnten Mittagsbummel an Bord, besah sich gelegentlich den Himmel und zog die Luft ein.

Während seines Gesprächs mit einem beflissenen Neuling-Volontär, der um ihn scharwenzelte, warf er dann die Bemerkung hin, daß man innerhalb drei Stunden Sturm haben würde, und zog sich hierauf in seine Kajüte zurück.

Es war Spätnachmittag und die Stille drückend geworden, als man an den ersten Schlingerbewegungen des Schiffes den kommenden Sturm spürte. Von der Kommandobrücke kam der Befehl auf tutta forza (ganze Kraft) nach unten, die Heizer legten auf, der diensthabende Maschinist sah nach den Kühlungsapparaten und verschwand dann in dem langen, niedrigen Gang, wo sich die ungeheure Schiffswelle drehte. Jeder ging seiner Arbeit nach. Außer dem Steuermann auf der Kommandobrücke war kein Mensch zu sehn. Als führe das Schiff ohne Bemannung. Der Steuermann, ein Deutscher aus Mähren, hielt den Blick geradeaus und die Hand am Hebel. Die beiden konnte er bannen, die Gedanken nicht. Die zogen in die Waldheimat, zu Weib und Kind. —

Da, was bewegt sich dort knapp über dem Wasser, grau wie Luft und Wellen und Himmel, kaum zu trennen von der unruhigen Unterlage, von der sich's nicht abhob, jetzt hinter einem Wellenberg verschwindend, dann wieder auftauchend und nun scheinbar verschlungen von stürzenden, springenden Tropfen.

Den Mann am Steuer durchzuckte es; ihm war's, es winke ihm aus der Heimat: Singvögel, vom Sturm verschlagen, zu Tode erschöpft, die Schutz und Ruhe suchten auf dem Schiff!

Noch sah er, wie sie näherkommend sich zu erheben suchten, um das Deck zu erreichen, hörte wie von fern ihren schwachen Ruf im Getöse von Wellen und Wind, sah die Spitzen ihrer Flügel das Wasser berühren. —

Dann sah er nichts mehr, den Blick geradeaus, die Hand am Hebel.

Als er nach Stunden angespannter Pflichterfüllung hinabkam und, während er das Deck entlang ging, in das Wetter schaute, hörte er es über

sich leise zwitschern: dichtgedrängt saßen Schwälbchen über den Kajütenfenstern. Ihm war es, als zwischerten sie ein altes Lied: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit", und seine Heimatgedanken wurden wieder wach. Vor seinen Füßen aber und in seiner Nähe zwischen dem großen Kran und über dem Ladungsraum liefen zierlich und zutraulich gerettete Schafstelzen.

Bei stürmischem Wetter im Frühling und Herbst kann man sie im Mittelmeer und weiter im Schwarzen oft als Gast auf den Schiffen finden. Geht doch ihre Reise weit nach Afrika hinein und bis Südasien; manches Meer überfliegen sie, und manchen Sturm mögen sie erleben. Auch auf dem Schiff, wo sie nach langem Abmatten endlich rasten können, droht noch Gefahr. Nicht jeder Steuermann freut sich ihrer auf die Art wie der brave Mähre; mancher freut sich ihrer als eines billigen Bratens und schämt sich nicht, die zutraulichen Geschöpfchen, kaum der Not entronnen, schlafend von ihren mühsam erreichten Ruheplätzen zu nehmen und zu töten.

Ach ja, der gemütvolle Deutsche hat italienische Kameraden an Bord.

Auch sonst spielt das Schicksal herein. Denn auf dem Schiff gibt es Ratten, und ihretwegen werden Katzen gehalten, und so mag es gehen wie auf dem französischen Paketboot „Le Danube", daß alles Bedauern der tierfreundlichen Mannschaft mit der zierlichen bergerette sie nicht mehr aus den Klauen des Schiffkaters retten kann, der sich eben mit ihr die Treppe in den Schiffsraum hinabflüchtet. Und dann kommen die Kälte und das schlechte Wetter hinzu; kein einzig Mückchen, keine Fliege ist mit auf dem Schiff oder kommt über Deck geflogen. Das feingehackte Fleisch und das Brot in Milch eingeweicht, was die femme de chambre, deren Mitleid in Samen schießt, weil sie keine Gäste zu bedienen hat, dem matten Vogel vorsetzt, wird nicht angenommen.

Und so stirbt das arme Geschöpf, das sich mit so unerhörter Tapferkeit bis hierher durchgekämpft hat, stirbt im Asyl noch am Eigensinn der Witterung. Unter einem drahtgeflochtenen panier de salade, den die gutherzige Madame Servères als Käfig darübergestülpt hatte. Pauvre petite bergerette! C'était son sort de mourir dans ce panier de salade!

So sagte Madame Servères und lächelte dazu wie jemand, der ein langes und ernüchterndes Leben mit Anmut zu tragen verstanden hatte. Sie war eine echte Französin.

* * *

Am Ende des Parks, der hinter dem Herrenhause liegt, führt eine kleine Pforte hinaus ins Freie. Mittels künstlicher Bewässerung ist dort ein kleiner Sumpf geschaffen, aus dem abends Tausende von Fröschen schreien, deren Urgroßväter hier eingesetzt wurden, weil der Besitzer des Steppengutes ihre abendliche Musik gerne hat. Auch Unken lassen sich hören und sonst allerlei Getier, wild und halbwild, das Grünfüßige Teichhuhn und das Gesprenkelte Sumpfhuhn, Drossel- und Binsenrohrsänger, Stare übernachten im Schilf, ein Paar Schwarzer Störche steigt gravitätisch umher, und Kraniche schreiten in der Wiese. Ein breiter grüner Damm führt hinaus bis in die

Steppe, und von beiden Seiten wuchern Blumen üppig herein: auf der Wasserseite steht butomus umbellatus, die weiße Schwanenblume, Blüte an Blüte, ein weißer Teller am andern. Von der andern Seite drängen sich die Wiesenblumen an den Damm; Wicke durchblitzt mit ihren blauen Blüten überall das Grün und der Schneckenklee mit seinen goldgelben; der Wiesenwohlverleih trägt seine gelben Sterne hoch, und der Ampfer färbt schon seine grünen Früchte.

Weiden stehen am Wasser und Pappel, auch Akazie; doch die kam nicht hoch hier: es war ihr zu feucht.

Der Damm führt hinaus bis in die Steppe. Zu sehen ist da nichts als eine langgestreckte Schäferei und im Sommer die weißen, dicken Wolken über ihrem Dach; das silberschimmernde Steppengras ist um diese Zeit schon gelblich geworden, die weiße Steppe ist nicht mehr. Aber im Frühling wogt sie von fern wie blinkendes Wasser, oder es sieht aus, als ob auf ein leicht beschneites Feld die Sonne scheint. Bis zum grünen Damm herüber wagt sie sich nicht. Denn der Boden ist auch über dem Graben, der da im Eck nach der Straße verläuft, feuchter als sonst in der Steppe, und so winkt sie nur herüber, die Steppentochter, und lockt hinaus. Wer sie aber nicht kennt, der weiß nicht, daß sie auch von dort lockt, wo sie gar nicht steht, und läuft hinaus und läuft sich die Füße müd, um nur einmal der Steppentochter Silberhaare zu streicheln, und wenn er dort hinkommt, wo er sie zu sehen glaubte, so ist sie da nicht und auch kein blinkendes Wasser, sondern nur Steppe, öd und trocken und dürftig, mit grauem Boden, den die Schafe arm gefressen, und mit böser Wolfsmilch durchsetzt.

Es ist aber besser, dort zu bleiben, wo man weiß, was man hat, am grünen Damm und beim Hause, als nach fernen, glänzenden Dingen auszuziehn. Und das tut auch nur der Mensch; die Tiere tun es nicht. Die in die Steppe gehören, bleiben draußen, und die ans Wasser gehören, bleiben auch da; der Steppenadler kommt nicht zum grünen Damm, und die Schafstelze wohnt nicht in der Steppe.

Dort wäre es ihr viel zu trocken und zu leer; sie fliegt höchstens einmal hinüber zu den Schafen, die Nahrung für sie in ihrer Wolle tragen und denen sie damit großen Dienst erweist, weil sie jetzt, wo der Sommer nah ist, alle geschoren sind und sehr unter den stechenden Insekten leiden.

Wohnen aber, wohnen will die Schafstelze nur am Wasser, wo sie ihr Nest im hohen Gras bauen kann, wie es dort am grünen Damm steht, oder noch näher dort, wo der Binsenrohrsänger zu Hause ist. Auch über dem Graben drüben mag sie noch bauen, weil hier der Boden noch nicht so trocken ist wie in der Steppe draußen von dem vielen Wasser in der Nähe. Aber weiter hinein baut sie nicht.

Auch nicht näher zum Hause; denn sie wohnt nicht gern bei Menschen, und unter diesen traut sie den Hirten allein.

Freilich jetzt, wo sie Junge hat, kann man ihr ganz nahekommen. Jeden Tag sitzt sie auf einem abgestorbenen Bäumchen am Ende des grünen Dammes, und ihre erdgrauen Jungen flattern in der Nähe im Gras. Un-

aufhörlich ruft sie „psüip, psüip", und der Steppenwind, der nie müde wird, nimmt sie manchmal von da weg und trägt sie ein ganzes Stück weit; aber immer wieder kommt sie und immer wieder auf dasselbe Bäumchen, wenn sie nur irgend Fuß fassen kann, und ruft und lockt und umflattert dich, denn sie wacht über ihren Jungen.

Hin und wieder gelingt es auch einem von ihnen, sich in die Höhe zu schwingen und nebenan auf einen Strauch oder Baum zu setzen. Man sieht dann gleich, daß es ein Junges ist, an der lehmgelben Unterseite und daran, daß es sich noch schwerer halten kann als Mutter oder Vater, die übrigens auch bei ruhigem Wetter immer ein wenig wanken auf ihrem Sitz, als ob sie kippen wollten. Die lange Zehe mag daran schuld sein.

Die Jungen sind von der ersten Brut und jetzt, Ende Juni, schon ganz erwachsen, so daß sie das Fliegenfangen und Insektenhaschen schon ganz gut verstehen, wovon es ja auch hier am Wasser eine ganze Menge gibt.

Es ist schlau von den Alten, deine Aufmerksamkeit auf diese zu lenken; denn ihre eigentliche Angst gilt nicht ihnen, die schon wissen sich zu verbergen oder auch im Notfall fortzufliegen. Die gilt den rundlichen, marmorierten Eiern einer seltenen zweiten Brut, die im Nest über dem Graben liegen, und wenn man dort, wo der Graben an einer Stelle ausgefüllt ist und eine kleine grasüberwachsene Brücke bildet, hinübergeht und sich der Stelle zufällig nähert, so kommen sie sofort in kurzen, zuckenden Bogen herüber und schwirren dem Fremden über den Kopf, bis er von da fort ist.

Viel Feinde hat übrigens das Pärchen und seine Familie nicht hier am grünen Damm: Der Trappe ist scheu und läuft lieber in der Steppe draußen, der Steppenadler bringt seinen Jungen Ziesel genug oder einen Junghasen, der sich hinaus verläuft, und von den Menschen, die hier in die Nähe kommen, ist nichts zu fürchten. Es sind Hirten und sonstige Angestellte des Steppengutes, die wissen, daß sie die Nester zu schonen haben, und wenn sie das Stelzennest rechtzeitig entdecken, so werden sie es ummähen, wie sie es mit den Adlernestern draußen in der Steppe getan haben, die jeder Hirte und andere Arbeiter kennt und dem Fremden zeigt, der sie sehen will.

So leben die Alten ihren Tag, und die Jungen werden groß, auch die der zweiten Brut, laufen zwischen dem hohen Gras am Damm oder sitzen auf den Pflanzenstengeln und belauschen mit vorgestrecktem Kopf die Gelsen und andere Mücken am Wasser oder kleine Schmetterlinge und Zweiflügler in der Nähe, fangen sie geschickt aus der Luft und lauern auf den nächsten und machen es dabei schon genau wie die Alten, die spielend allerlei Kunststücke ausführen, um ihre Nahrung zu erhaschen. Was freilich erst möglich ist, seitdem Flügel und Schwanzfedern die rechte Länge erreicht haben.

Sie fangen auch schon an, wie die Pieper und Lerchen, die wenigen kleinen Erdhügel hinaufzulaufen, die es in der Steppe gibt, und sich von da umzusehen, schlafen im Gras oder hinter einer Scholle und halten es in manchem ähnlich wie diese beiden, die ja auch nicht weit von hier zu Hause sind, ein Stück hinter dem Graben, wo es ihnen trocken genug ist.

Sie lassen der Schafstelze gern das Wasser und ihre Lieblingsplätzchen

auch, und so gibt es hier am grünen Damm keinen Hader wie sonst, wenn Weiße und Gelbe Bachstelzen, Pieper und Lerchen nahe beisammen wohnen.

Bald wird übrigens die Zeit kommen, wo Alte und Junge nicht mehr hier am Wasser bleiben, sondern draußen sind bei den Herden, und nur nachts zurückkommen, um mit den Staren im Rohr zu nächtigen.

Es ist Hochsommer, und nur am Damm ist es noch grün, die Steppe ist braun und gelb, unaufhörlich treibt der Steppenwind den Staub hoch, in dem Herden und Steppenbewohner wie in einer Wolke verschwinden, weit draußen. Im Steppenpark haben die Vögel längst aufgehört zu singen, einer nach dem andern; nur die kleinen Täubchen gurren noch verschlafen in die Hitze, und der eifrige Gesang der Drosselrohrsänger ist nicht verstummt. Draußen im Sumpf steigen die Schwarzstörche ernsthaft und verborgen.

Die Stelzen sind des Morgens bei den Herden und mittags am Wasser; noch ein paar Tage weiter, und sie bleiben ganz draußen und kehren nur mehr nachts zurück und lärmen mit den andern im Rohr. Das lebhaft gefärbte Sommerkleid ist abgetragen und wird gegen das bleichere Wintergewand vertauscht; es geht, wie es mit der Steppe geschehn und allmählich sogar mit Bäumen und Kraut am grünen Damm, der doch so üppig gewesen war: alles kleidet sich langsam um für den Winter. Das glänzende Schwarz der Kopfplatte, das feurige Gelb der Unterseite und das lebhafte Grün des Rückens bringt erst der Frühling wieder. Schon treibt der Herbststurm den knisternden Kurai im Wirbel vor sich her.

Die Vögel rüsten zur Reise. Tot wird es werden in der Steppe; nur Saatkrähen und Kolkrabe bleiben und der Sturm.

Der Lerchenjubel draußen, das morgendliche Flöten des Pirols im Park sind Erinnerung. —

Bis doch eines Tages der Frühling wiederkommt und die Sonne, die Tulpen und Iris der Steppe stickt in ihr grünes Kleid. Die jungen Steppenwind mitbringt und junge Saat, Lerchen und Pieper, und was ihr sonst noch für die Steppe einfällt.

Dann nisten auch die Schafstelzen wieder draußen am grünen Damm, und wo sie sonst Wasser haben können in der Steppe, dort, wo nicht die Stipa wächst, sondern der seltene Fuchsschwanz, die lila Glockenblumen, die Sumpfeuphorbie und manche geheimnisvolle Pflanze der Steppenniederung.

Dann sind sie alle wieder da, die stolze schwarzköpfige melanocephala und die weißzügelige paradoxus, und auch die gelbbrauige xanthophrys, wie auch der deutschen Heimat und dem Norden ihre Kinder zurückgekehrt sind, Motacilla flavus und borealis — alle in Nord und Süd, doch Glieder einer Familie.

Dann singt das dunkel-feurige Männchen von einer Pflanzenstaude sein Liebeslied, oder es ruft seinem Weibchen „zier, zier“ und umwirbelt es werbend, und mit verliebtem „blie, blie“ laufen sie durchs Gras und suchen sich die beste Stelle für ihr Nest aus.

Und der Steppenwind singt dazu das Lied vom vorigen Jahr.

Die Pieper / Von Hermann Löns

Über dem Moore hängt ein dicker Himmel, und unter ihm fliegen kleine Vögel hin, die piepen ab und zu ganz dünn, gleich, als fürchteten sie sich hier in der Ödnis.

Wieder welche kommen, piepen jämmerlich, lassen sich an dem Rande des Baches nieder, trippeln zwischen den dürren Moorhalmen umher, rennen über die quatschnassen Mooskissen, erheben dann alle auf einmal ihr Gefieder und fliegen mit furchtsamem Gepiepe weiter.

Im Südosten weicht das bleierne Gewölk auseinander, und die Sonne kommt hindurch. Sofort beginnen die Moorfrösche in den Tümpeln zu murren, und ein neuer Flug der kleinen Vögel, der sich in dem großen Torfstich niedergelassen hat, hält sich länger dort auf; denn allerlei Spinnen und Käferchen, Fliegen und Mücken, von der Sonne erwärmt, zeigen sich.

Sie sind größer als die anderen, die vorhin hier umhertrippelten, haben auffallend helle Binden quer über den Flügeln, sind unterwärts schön rötlich gefärbt, und ihre Stimmen sind kräftiger als die der anderen, aber etwas Verängstigtes, Verschüchtertes liegt doch darin, und wenn sie auch sehr flink rennen können und, schnappen sie nach einer Mücke, ganz hübsche Sprünge machen und ab und zu keck mit den Schwänzen wippen, in ihrem ganzen Benehmen liegt etwas Furchtsames und Gedrücktes.

Wie sollte das auch nicht sein, da sie aus den verlassenen nordischen Gebirgen, aus den Bergmooren von Schottland, Skandinavien und Finnland, von den Moossteppen des russischen Nordens und den Ufern des sibirischen Landes stammen, die Pieper, die den Winter am Strande des Mittelmeeres verlebt haben und sich jetzt ein wenig im norddeutschen Moore verweilen, um auszurasten und nach Nahrung zu suchen.

Wie das Land, so die Leute. Der Marschfriese singt nicht, er müßte denn gehörig angetrunken sein, und er ist in Bewegung und Rede bedachtsam; der Tiroler jodelt bei nüchternem Leibe und ist so beweglich mit Hand und Fuß wie das Gelände, in dem er lebt. Die Feldlerche singt süß, die Heidlerche dudelt schläfrig, und die Pieper haben Stimmen, die zu den Gegenden passen, in denen sie ihr Dasein hinbringen, und Farben, die dahinpassen, zum stillen Moor, zum öden Strande, zu der verlassenen Klippe und zu der langweiligen Moossteppe.

Die vorhin hier vorüberstrichen, waren Wiesenpieper, und die dort an dem Torfstiche umherrennen, sind Wasserpieper, gemischt mit einigen Felsenpiepern, die mit ihnen auf der Nordlandfahrt sind. Und jetzt, wo der Flug sich aufgenommen hat und hinter den kahlen Birken verschwand, kommt es

abermals angepiept. Anders klingt ihr Locken als das der, die eben hier waren, und ist auch von dem der Wiesenpieper verschieden, mit denen die beiden Vögel dieselbe Größe haben; aber ihr Gefieder ist etwas anders, vorzüglich die Kehle, die bei dem Hahne rostrot ist, weshalb der Vogel auch der Rotkehlige Pieper heißt.

Mit kläglichem Rufen erhebt sich das Pärchen und begibt sich, schwächlich flatternd, weiter. Eine Weile ist es still und leer am Moorrande. Ganz fern fliegt eine Krähe vorbei und quarrt einmal heiser; nach einiger Zeit kommt der Raubwürger angestrichen, rüttelt über dem Knüppeldamme, stößt zu und flattert mit der Maus, die er griff, nach der alten Schirmkiefer auf dem Sandberge; ein Reh zieht vorüber, noch ganz im grauen Winterhaare, und dann ist weiter kein Leben da, als die Moorfrösche, die in ihren schleimigblauen Hochzeitskleidern in den Tümpeln umherplantschen und knurren und murren, bie es endlich wieder in der Luft piept und zwei von den Vögeln, die zu allererst hier vorüberkamen, sich auf dem Damme niederlassen, zwei Wiesenpieper, ein Hähnchen und ein Hennchen, und die gleich tun, als seien sie hier zu Hause.

Das sind sie auch, wenigstens die Männchen, während das Weibchen dort zur Welt kam, wo hinter dem Moore der Wald bollwerkt, vor dem ein fahlgrüner, hier und da hellblitzender Strich anzeigt, daß dort ein Streifen Landes rechts und links von dem Bache zu Wiesen und Viehweiden gemacht ist. Da fliegen sie denn auch, nachdem sie ein Weilchen auf dem Knüppeldamme nach kleinem Getiere gesucht haben, hin, kehren aber bald wieder zurück, weil es ihnen dort zu naß ist, und setzen, ab und zu leise lockend, die Suche nach Spinnen und Käfern fort, bis am Spätnachmittage die Sonne hinter dem Moore zu Bett geht. Da drücken sich die beiden Wiesenpieper an einer trockenen Stelle unter die Moorbeerbüsche und verschlafen die kühle Dorfrühlingsnacht.

Schön rund und rot war die Sonne untergegangen, und so kommt sie am Morgen auch frisch und ausgeschlafen wieder, und nun sieht es gleich anders im Moore aus. Das Heidkraut schimmert wie Silber, die Moorhalme leuchten wie Gold, die Preißelbeerblätter funkeln nur so, und die Birkenbüsche sehen längst nicht mehr so trübselig aus. Hier und da an den trockensten und wärmsten Stellen schiebt das Wollgras seine Blütenkätzchen aus den fahlen Bülten; auf den Gräben recken sich die Blätter des Mannagrases, und Wassernabel und Hahnenfuß recken und strecken sich. Auch blitzen die Taumelkäfer auf dem Torfstiche, Wasserläufer rutschen darüber hin, und überall im Moose und auf dem Torfmull krimmelt und wimmelt, kribbelt und krabbelt es von allerlei winzigem Geziefer, so daß die Pieper nicht erst lange zu suchen brauchen, wollen sie satt werden.

Deshalb, und weil die Sonne so prachtvoll scheint, wird dem Männchen auf einmal ganz anders zumute. Es hüpft auf einen verrotteten Torfhaufen, trippelt da in seltsamer Weise umher, mit dem Kopfe nickend und mit dem Schwanze wippend, und mit einem Male flattert es empor und fängt an zu singen. Nur einen einzigen Ton hat sein Lied, und der ist auch nicht berühmt; aber in seiner Anspruchslosigkeit paßt das schüchterne Ge-

klapper in diese stille Moorlandschaft, die ihre Frühlingssehnsucht noch verhalten muß, wo doch weiterhin die Bäume schon treiben und viele Blumen völlig aufgebrochen sind. Und das Lied paßt auch so ganz zu dem bescheidenen Aussehen des Sängers, zu dem grünlich-olivenfarbigen Oberteile und der rostgelblichen, dunkel getupften Unterseite, und das Weibchen, dem das Gestümper gilt, hält es für das herrlichste Lied, das es gibt; denn sonst würde es nicht alle Augenblicke mit einem zärtlichen Gepiepe dem Männchen seinen herzinnigen Beifall ausdrücken.

Das aber ist ein ganzes Ende in die Höhe geflogen, fortwährend denselben Ton singend, hält dann ein und flattert, während es weitersingt, geradeaus, um sich dann mit etwas schwächerem Gesinge, wie von der großen Anstrengung erschöpft, auf einen Pfahl fallen zu lassen, den die Bauern hier einrammten. Stolz und würdevoll und mit seiner Leistung äußerst zufrieden sitzt es da, den Kopf tief in den Nacken gezogen und die Füße an den Leib gedrückt, gleichgültig dem Bussard nachäugend, der über das Moor hinflattert, und wenig darauf achtend, daß sich bei dem Torfstiche ein einsamer Pieper stumm niederläßt.

Nachdem es aber ein wenig geruht hat, erhebt es sich abermals zu einem neuen Gesangsfluge, kommt aber nicht weit; denn sofort steigt von dem Torfstiche das eben angekommene Piepermännchen empor, fast genau so, aber doch ein wenig dünner singend. Das geht dem ersten Männchen denn doch gänzlich gegen den Strich, und ohne seinen Gesangsvortrag zu unterbrechen, flattert es dem Nebenbuhler entgegen, und da sieht das Weibchen, das auf einem alten Wurzelstocke sitzt und sich die Federn zurechtzieht, auf; denn just über ihm haben sich die beiden Sänger am Wickel, zetern gewaltig, flattern heftig und kommen, sich fortwährend überschlagend, als ein einziger zappelnder Klumpen gerade vor dem Gegenstande ihrer Eifersucht herunter, platzen da auseinander, sitzen sich einen Augenblick, jappend und mit wütend aufgesperrten Schnäbeln, gegenüber, fahren wieder aufeinander los und bearbeiten sich so gefährlich, daß zwei bis drei gelbliche, schwarzbraun getüpfelte Federchen in der Luft umherfliegen, bis es das frisch zugereiste Männchen für geraten hält, sich dünn zu machen und dem unangenehmen Bräutigam nicht wieder in die Quere zu kommen, so daß dieser nun in aller Ruhe und in der bei seiner Sippe herkömmlichen schlichten Weise mit seiner jungen Braut Hochzeit machen kann.

Da nun jeden Tag Pieper vom Süden eintreffen, teils um im Moore zu rasten, teils um dort zu bleiben, so hat das erste Männchen, das sich hier niederließ, allerlei Kämpfe wegen seiner Frau zu bestehen, ficht sie aber wacker aus und beißt alle Störenfriede ab, so daß es bald daran gehen kann, an einer ganz ausgezeichneten Stelle, nämlich auf einer dicken, von Moorbeerbüschen überwucherten steilen Torfwand, mit dem Weibchen das Nest zu bauen, das zwar sauber und ordentlich, aber so bescheiden und einfach ist, wie sich das für so anspruchslose Leutchen versteht. Die fünf Eier, die das Weibchen dort ablegt, sind ebenfalls ganz schlicht, so daß sie wie mit Algenhäufchen bewachsene Kiesel aussehen. Die Jungen aber, die daraus schlüpfen,





M. Behr phot. *Cöthen, Juni 1911.*

Schafstelze am Nest mit jungem Kuckuck.
Motacilla flava flava (L.).



K. Soffel phot. *Ascania nova (S.-Rußland), 1911.*

Schwarzköpfige Schafstelze mit gefangener Libelle.
Motacilla flava melanocephala Licht.



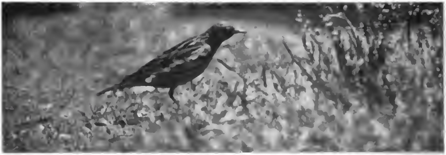
R. B. Lodge phot. *Middlesex (England), 1900.*

Zitronstelze.
Motocilla flava rayi (Bp.).



R. Kearton phot. — *Westmoreland, Juni 1907.*
Stephainsky phot. — *Tillowitz, August 1909.*

Wiesenpiper. Junge und alte Vögel.
Anthus pratensis (L.).



K. Soffel phot. *Ascania nova (S.-Rußl.), 1911.*

Rotkehlpiper.
Anthus cervina (Pall.)





Fr. Moore phot. *Scilly-Inseln, Juni 1910.*

In der Nähe des Nestes. **Mit Nistmaterial ankommend.**

Strandpiper.
Anthus spinoletta obscura (Lath.).



J. Atkinson phot. Pool (Yorkshire), Mai 1907.

Brütend.





W. Farren phot. Cambridge, Juli 1908.

Am Nest.

Baumpiper.

Anthus trivialis trivialis (L.).



W. Farren phot. Cambridge, Juni 1903.

Feldlerche am Nest.
Alauda arvensis arvensis L.

sehen mit den langen Dunen auf Kopf und Rücken genau so aus wie verschimmelte Rehlosung, und dafür hält sie sogar der Sperber, der ab und zu hier auf die Jagd geht, und zwei kleine Bauernjungen, die ihren Eltern, die im Moore Torf stachen, Essen gebracht hatten und die Pieperhenne mit Futter nach dem Gebüsch hinfliegen sahen und es zur Seite drehten, suchten und suchten, konnten das Nest jedoch nicht finden, obwohl sie beinahe mit den Nasen darauf stießen, so still verhielten sich die Jungen, denn die Alten, jedes ein Räupchen im Schnabel, saßen rechts und links auf trockenen Wurzelstrünken und warnten in einem fort auf die kläglichste Weise, bis den beiden Bengels die Sucherei zu langweilig wurde und sie abtrollten.

Gefährlicher als die dummen Jungen war schon das Raubwiesel, das das Zirpen der kleinen Pieper vernahm, als es auf dem Knüppeldamme nach Waldmäusen suchte; aber die Moorbeerbüsche bildeten ein so dichtes Gatter um das Nestchen, daß selbst das Wiesel nicht hindurchschlüpfen konnte und so abziehen mußte, wie es gekommen war, dafür aber, wie das wütende Gezeter der Steinschmätzer bewies, deren Nest, das in einem halb vermoderten Torfhaufen stand, plünderte. Auch die Kreuzotter bemühte sich vergebens, zu dem Neste hinzukommen, und so ging es den Piepern besser als der Rohrammer, die auf der anderen Seite des Dammes gebaut hatte, und deren vier Junge in dem Rachen der Schlange verschwanden trotz des Lärms, den die Alten vollführten. So versteckt sitzt das Piepernest zwischen den Moorbeerbüschen und einer dicken Wollgrasbülte, daß die Mooreule Tag für Tag darüber hinwegfliegt, ohne die Jungen zu finden, ebensowenig wie der Fuchs, der ab und zu hier vorbeischleicht, hauptsächlich des Birkgeflügels wegen, das sich mit Vorliebe in dem losen Torfmull des Dammes stäubt, und der Krickenten und Himmelsziegen halber, die in den Abstichen ihr Wesen treiben. So wachsen die Kleinen und wachsen, bis das Nest ihnen zu eng wird und sie sich bei schönem Wetter aus ihm hinauswagen und sich eins neben dem anderen auf den alten Kieferstubben hocken, der hinter dem Neste steht. Sobald aber einer der alten Vögel warnt, stürzen sie sich hinunter, schlüpfen wie die Mäuse so schnell in das Moorbeerdickicht und verkriechen sich in der dicken Schicht von Fallaub, bis die Alten ihnen wieder verkünden, daß die Luft rein ist, und sie sich wieder hervorwagen. Das Nestküken war aber einmal nicht schnell genug, als es galt, Fersengeld zu geben, und da griff es der Sperber. Am folgenden Tage kam er wieder und fing das Männchen weg. Eine Stunde später war aber schon ein neues Männchen da, half dem Weibchen die Jungen aufziehen und sorgte auch dafür, daß es noch einmal brüten konnte.

Das sollte etwas weiterhin geschehen, wo der Damm sich zwillte; denn in der Zeit, daß die alten Pieper den drei Jungen das Fliegen beibrachten, schlug der Blitz in den Knüppeldamm ein und steckte ihn in Brand, so daß er fast gar keine Deckung mehr bot, wenigstens nicht so viel, wie die Pieper für unbedingt nötig hielten, und deshalb zogen sie weiter und wollten dort bauen. Das wurde ihnen aber nicht ganz leicht gemacht; denn da wohnte schon ein anderes Pieperpaar, und das empfing sie sehr unfreundlich, obwohl

es keine Wiesenpieper, sondern Baumpieper waren, die sich auf ihre weiße Flügelbinde und darauf, daß das Männchen wirklich singen und nicht bloß nach guter Pieperart piepsen konnte, sehr viel einzubilden schienen. Nach einigem Geflatter und Gebeiße vertrugen sich aber die beiden Paare um die Brutplätze, und während hier der Wiesenpieperhahn mühselig in die Luft stieg und sein eintöniges Gestümper herausquetschte, flog auf der anderen Seite des Dammes das Baumpiepermännchen stolz in die Luft, schmetterte wie ein Kanarienvogel und ließ sich dann nicht, wie der andere, kraftlos auf ein Stück Torf fallen, sondern schwebte in stolzem Schwunge, prachtvoll schlagend, bis zu einer toten Birke, auf deren äußerster Spitze es sich niederließ, um nach einer Weile wieder mit schmetterndem Gesange emporzusteigen, süß zu trillern und mit wohllautendem Gepfeife oben auf einem Haufen dürrer Stämme, die die Bauern beim Torfstechen ausgegraben und zum Trocknen aufgestellt hatten, einzufallen.

Da, wo der Damm sein Ende findet, hört auch das Moor auf, und die Heide beginnt dort, erst flach und niedrig, dann höher und welliger zu werden, bis sich schließlich aus ihr, wie der Bauch eines Riesen, ein weißer, mager mit Schafschwingel und Sandrohr begraster Hügel erhebt, an dessen Grunde einige krüppelige Kiefern sich im Windschatten ducken. Dort, wo es so schön sonnig und warm ist, hatte das Baumpieperpaar sich anfänglich häuslich einrichten wollen; aber gerade als es dabei war, kamen von Süden zwei Vögel zugereist, seltsame, lehmfarbige Tiere, ungesellige und zurückhaltende Geschöpfe. Sie rechnen sich zwar ebenfalls zum Geschlecht der Pieper, führen aber ein ganz anderes Leben als ihre Verwandten. Brachpieper sind es, Vögel des hungrigen Sandes, der armen Düne, des dürren Bodens, gewandte, scheue, flüchtige Vögel, längst nicht so zutraulich, wie es sonst der Pieper Art ist, in ihrem Benehmen bald an Bachstelzen erinnernd, wenn sie sich jagen, heftig dabei mit dem Schwanz wippend, bald an Lerchen, wenn das Männchen wie eine Heidlerche in der Luft hängt und sein schwermütiges Liedchen singt, und sogar an den Triel, der weiterhin auf der großen Sandblöße vor dem Kiefernaltholze wohnt, gemahnend, rennen sie hurtig in geduckter Haltung dahin.

Ihnen mußte der Baumpieper weichen, als er sich die Sandwelle als Heimstatt erküren wollte, und nur der Heidlerche ward es gestattet, dort zu weilen, und den Hänflingen, die in dem Krüppelwacholder nisteten, und auch ein zweites Brachpieperpaar, das den Versuch machte, sich dort anzusiedeln, wurde weggebissen. In stolzer Einsamkeit halten sie sich in ihrem hungrigen Reiche, die beiden heimlichen Vögel, eilfertig hin und her huschend auf der Jagd nach Spinnen, Motten und Käfern und Fliegen, die sie mit jähem Sprunge aus der Luft haschen, oder eine Weile auf einem der bunten Kiesel rastend, die in Menge in dem reinen Sande liegen. Später als die anderen Pieper trafen sie ein, und als diese schon fütterten, brütete die Brachpieperhenne noch in dem Nest unter einer kleinen, sich mühsam am Boden hinquälenden Kiefer, und als die anderen bei der zweiten Brut waren, lehrten sie ihre Jungen erst das Fliegen und dachten nicht daran, eine zweite Brut

zu machen, sondern verschwanden, als die Wiesen- und die Baumpieper es noch sehr schön am Moore fanden, Ende des Erntemondes schon aus der Gegend, um dem Süden zuzuwandern.

Ihnen nach folgte um die Mitte des Herbstmondes der Baumpieper, und erst zu Beginn des Weinmondes zog der Wiesenpieper fort. Aber es mangelte darum doch auf längere Zeit nicht an den kleinen Vögeln, die mit dünnem Gepiepe die Stille des öden Moores leicht unterbrachen; denn nun rückten die Pieperarten vom Norden ein, trieben sich einen halben Tag an den Gräben umher, und erst als diese des Nachts überfroren, wurde es ganz stille im Moor.

Zur Systematik: Von etwa 50 Arten Piepern, die in allen Erdteilen gefunden werden, kommen in Mitteleuropa vor: 1. Wiesen-P., Anthus pratensis (L.), 2. Rotkehl-P., A. cervina (Pall.) — nur auf dem Zug, 3. Baum-P., A. trivialis L., dessen Gesang an den des Kanarienvogels erinnert, 4. Brach-P., A. campestris (L.), 5. Sporn-P., A. richardi Vieill. (seltener Gast), 6. Wasser-P., A. spinoletta spinoletta (L.) — deutsche Gebirge, 7. Skandinavischer Felsen-P., A. sp. littoralis Brehm — Durchzügler und Wintergast an der Nordseeküste.

Außerdem wurde auch noch ein nordamerikanischer Pieper: Anthus spinoletta pensylvanica (L.), auf Helgoland erbeutet.

Von den heimischen Piepern sind Wiesen- und Rotkehl-P. mit 15—16 cm Länge die kleinsten. Baum-, Strand-, Wasser-P. erreichen bis 17 cm, Sporn- und Brach-P. sind mit 18 cm die größten. Soffel.

Die Feldlerche / Von Martin Braeß

Graulichte Morgendämmerung, geheimnisvolle Stille. Am östlichen Himmel ein heller Streifen; zusehends wächst er an Länge und Breite. Da erwachen die Lerchen, die Sängerinnen des Feldes. Auf einer Erdscholle sitzen sie, auf einem Feldstein und wirbeln eifrig ihr Liedchen. Jetzt erhebt sich die erste. Mit zitternden Flügeln steigt sie fast senkrecht empor; immer lauter, immer voller schmettert die Stimme. Jetzt scheint das Vögelchen haltzumachen, rüttelnd flattert es an derselben Stelle. Plötzlich eine Schneckenlinie in die Höhe; jetzt nur noch ein dunkles Pünktchen, dann ist auch dieses verschwunden. Aber der Lobgesang, mit dem die Sängerin des Himmels dort oben die ersten Strahlen der aufgehenden Morgensonne begrüßt, bleibt dem Ohr noch immer vernehmbar. Bald ist die ganze Luft von den Jubelchören der singenden Lerchen erfüllt.

Das krause Lied in Noten zu setzen, hat schon mancher versucht; aber keinem ist es gelungen, obwohl der Gesang nur aus wenigen Tönen besteht. Nicht die einzelnen Noten, der Vortrag ist alles; er gibt dem Liede das Gepräge. Anfangs vielleicht zwei, drei Pfeiflaute, als sollte die Stimme erprobt werden, dann aber sofort die volle Gesangstour, ein lautes Schluchzen, ein lustiges Trillern und Wirbeln, ein überfrohes Jauchzen und Jubeln. Alle Veränderungen, alle pfeifenden und gezogenen Töne, alle Läufer und Triller hell und rein und so laut, daß sie weithin über das Blachfeld klingen und die ganze Luft mit einem Meer von Tönen erfüllen. Dabei keine Unterbrechung, keine Pause, kein strophischer Aufbau — in einem Atem geht's fort, zehn Minuten lang oder noch länger.

Aber das Lied ohne Ende ist nur die Hälfte der Kunst; wie Musik und Tanz zusammengehören, so vereinigt sich hier der Gesang mit dem himmelanstrebenden Flug. Wohl steigt manch anderer Vogel gleichfalls empor, wenn er sein Liebeslied singt, aber der freundlichen Lenzesbotin auf unsern Feldern tut's kein einziger gleich. Unter stetem Flattern tragen die Flügel mit den langen, breiten Spitzen das Vöglein zur Höhe; über Städte und Dörfer schwingt es sich, kehrt in weitem Bogen wieder zurück, senkt sich allmählich hernieder, noch immer mit gleichem Eifer singend, und jäh stürzt es endlich zu Boden; das Lied bricht plötzlich ab.

Aber auch der Sänger ist verschwunden. Dem Auge unsichtbar, kauert der kleine Vogel irgendwo zwischen den Ackerschollen, deren graubraune Färbung sein schlichtes Gewand in vollkommenster Weise nachahmt. Da ist kein buntes Federchen, kein leuchtender Fleck, der den Sänger des Feldes verraten könnte. Die dunkeln Tupfen auf dem hellbraunen Grunde der

Oberseite, die rostgelben Federkanten oder die bräunlichweißen Säumchen an den Schwingen, die dunklen Schaftstriche an den Seiten der lichten Brust, sogar die reinweißen Außenfahnen an den äußeren Schwanzfedern — all' das läuft, selbst aus geringer Entfernung gesehen, zu einer Mischung zusammen, die der Farbe des lehmigen Ackerbodens vollkommen gleicht. Nur bei der Bewegung hebt sich der Feldlerche Kleid von dem Erdboden ab, mit dem es in der Ruhe völlig verschmilzt. Behend läuft sie in langen Absätzen quer über die Ackerfurchen, rastet einen Augenblick auf einer Erdscholle, wobei sie die verlängerten Scheitelfedern aufrichtet, setzt sich dann auf einen Steinhügel, einen Pfahl, einen Grenzstein, flattert wieder herab und — weg ist sie. Geduckt in der Ackerfurche läuft sie ein Stückchen dahin, schwingt sich auf und wirbelt von neuem ihr Lied.

Feldlerchen und Stare sind unsre ersten gefiederten Frühlingsboten; bald sind diese, bald jene ein paar Tage früher da als die andern. Schon um Lichtmeß kehren einzelne Lerchen zurück, die Mehrzahl kaum eine oder zwei Wochen später. Unter der Unbill der Witterung haben die vertrauensseligen Vögel viel zu leiden. Dann kommen die hungernden Scharen nach den Dörfern und Vorstädten, besuchen die Gärten und Gehöfte, wo sie sich unter Spatzen, Goldammern und Haubenlerchen mischen, überall nach einem genießbaren Bissen suchend, oder sie folgen dem Bauer, der den Mist auf die verschneiten Felder verteilt. Wenn aber Kälte und Schnee wochenlang anhalten oder ein Schneesturm auch die letzte Futterquelle verweht, dann bleibt den armen Hungerleidern nichts übrig, als der höheren Gewalt zu weichen; gemeinsam treten sie den Rückzug an. Selbst im März geschieht es noch bisweilen, daß Unwetter die Heimgekehrten, die schon seit Wochen ihr frohes Lied schmetterten, nochmals vertreibt.

Sobald aber wärmere Lüfte wehen, ist alle Kameradschaft der in den Zeiten der Not so geselligen Vögel vergessen; jedes Pärchen wählt sich ein eigenes kleines Gebiet, das nun eifersüchtig verteidigt wird. Hader und Zank, selbst hartnäckige Kämpfe gegen Eindringlinge, ja gegen friedliche Nachbarn sind jetzt an der Tagesordnung. Auch später, wenn das Weibchen bereits fest auf den Eiern sitzt, duldet das Lerchenmännchen kein anderes in seinem Revier.

Das Nest steht unmittelbar auf der Erde; dabei liebt die Lerche weniger den dichten Graswuchs, das undurchdringliche, dunkle Pflanzengewirr, sondern mehr lichte Stellen. Brachäcker, kurzgrasige Raine, Kleestücke, frisch bestellte Felder, auf denen die Sommersaat eben zu keimen beginnt, sind ihr lieber als hohes Gras oder Äcker mit bereits langem Wintergetreide.

Das dürftige Gras der baumlosen Steppe, halb verdorrt unter dem wolkenlosen, strahlenden Himmel scheint die Urheimat der Lerche zu sein. Überall, wo sich Felder und Wiesen strecken, wo dürre Heide oder Bruchland den Boden bedeckt, über der fetten Marsch an der Meeresküste oder droben im Mittelgebirge, wo Roggen und Hafer nur noch spärlich gedeihen, selbst wo der Ackerbau fehlt, z. B. über manchem grünen Eiland der jütländischen Westküste, wo sogar der Allerweltsvogel Spatz nur spärlich wohnt: überall tönt der Feldlerche schmetterndes Lied. Nur dem Wald bleibt sie fern; sie schwingt

sich beim Flug wohl hoch über ihn in den Himmel, daß sie auf die Wipfel der Baumriesen hinabschaut, aber den Boden im Schatten des Waldes berührt ihr Fuß nicht; es müßte denn sein, daß große Wiesen oder Heideplätze mitten im Forst liegen. Und so gern sich die Feldlerche auch irgendein höheres Plätzchen aussucht, um zu rasten, ein Erdhügelchen, einen Stein oder Pfahl, eine Stange, sie meidet den Zweig des Gesträuches, den Wipfel des Baumes als etwas ihr Ungewohntes und Fremdes.

Trotz allem ist's schwer, selbst auf pflanzenarmem Boden das Nest einer Lerche zu finden; so ganz verschmilzt es mit seiner Umgebung. Eine kleine Vertiefung im Acker zwischen den Erdschollen, eine Furche, ein Fußtritt des Viehes im niedrigen Gras birgt es. Mit alten Getreidestoppeln und weicheren Hälmchen, mit Wurzelfasern und Tierhaaren wird die seichte Mulde notdürftig ausgepolstert, und die fünf Eier, trübweiß, mit braunen und grauen Flecken, Punkten und Linien bedeckt, stimmen, so verschieden sie auch im einzelnen gezeichnet sein mögen, gleichfalls mit der graubraunen Ackerkrume überein; nur ein Zufall kann den stillen Winkel verraten. Mit gelblichbraunen Dunen sind die Nestvögelchen anfangs bekleidet; aber das erste eigentliche Federkleid wächst ihnen sehr schnell. Sie verlassen die Nestmulde ziemlich voreilig und laufen, den wachsamen Eltern folgend, im Getreide- oder Kleefeld umher, noch ehe sie recht fliegen können. Spinnen, Insektenlarven u. dgl. aufzulesen oder ein zartes Pflanzenspitzchen zu kosten, das haben sie schon in den ersten Tagen den Eltern abgesehen; jetzt erheben sie sich bereits in die Lüfte und flattern niedrig über die Felder und Wiesen. Sobald die Kinder selbständig sind, schreiten die Eltern zu einer zweiten Brut, ausnahmsweise wohl auch noch zu einer dritten, so daß vom April an bis in den August allezeit Eier oder junge Lerchen anzutreffen sind.

Der Spätsommer kommt. Schon weht der Wind über die Stoppeln; der letzte Wagen Grummet schwankt von der Wiese herein nach dem Dorf; auch die Krautäcker werden gelichtet, und Rauchwolken steigen von den Kartoffelfeldern in die reinen Lüfte empor. Es „herbstelt", sagen die Menschen. Da beginnen die Lerchen zu streichen; sie haben ihre Heimat verloren; es ist alles so anders geworden auf Wiese und Feld. Zu größeren oder kleineren Gesellschaften schlagen sich die leichtbeschwingten Vögel zusammen. Bald sind sie hier auf dem Weizen- oder Haferfeld und halten Nachlese, die ausgefallenen Körner zwischen den Stoppeln aufpickend; bald fallen sie auf der Wiese ein und suchen eifrigst nach Larven, Heupferden, Spinnen, auch liegen Samen von Kräutern und Gräsern in Unmenge zwischen dem kurzgeschorenen Grün. Von Tag zu Tag vermehrt sich die Schar; viele Hunderte sind es. Da hält sie nichts mehr zurück; sie wenden der Heimat den Rücken. Schon Ende September beginnt manchmal der Herbstzug, meist Anfang Oktober; er währt mehrere Wochen. Bald fliegen die Scharen niedrig über Land und Wasser dahin, daß man deutlich ihre Locktöne vernimmt, bald erheben sie sich in höhere Regionen. Besonders weit geht die Reise wohl nicht; denn viele Lerchen überwintern bereits in den südlichen Kantonen der Schweiz, in der oberrheinischen Tiefebene oder im südlichen England mit seinen überaus milden Wintern.

Als Brutvogel erfreut sich die Lerche einer weiten Verbreitung. Ganz Europa ist ihre Heimat, dazu der größte Teil Asiens. Vom äußersten Südwesten Portugals an bis hin nach Kamtschatka am Stillen Ozean, überall brütet sie. Dabei schreckt sie nicht einmal vor der Polarregion zurück; denn selbst im nördlichsten Skandinavien und ebenso hoch im Norden von Rußland bis zum 70.° n. Br. hat man einzelne Pärchen angetroffen. Aber auch über den Saatgefilden der Neuen Welt steigt hier und da unsre europäische Feldlerche in den blauen Äther empor und erfreut den deutschen Bauer durch ihren Gesang — ein lieber Gruß aus der Heimat. Freilich aus eigener Kraft hat unsere Frühlingsbotin das ferne Land jenseits des großen Wassers nicht erreicht; die Einwanderer haben sie gleich manchem andern gefiederten Freund aus der Alten Welt drüben einzubürgern versucht. Das war freilich bei einem so ausgesprochenen Zugvogel keine leichte Sache, und manche Versuche schlugen fehl. Die Vögel wußten nicht recht, wo sie im Winter verweilen sollten, und Schnee und Kälte bereiteten vielen ein Ende. Immerhin ist es gelungen, die Feldlerche in New Jersey und auf Long Island wirklich einzubürgern, eine Bereicherung der nordamerikanischen Vogelwelt um eine der lieblichsten und volkstümlichsten Erscheinungen.

Aber viel Freunde — viel Feinde, das gilt in vollem Maße auch von der Lerche. Für diejenigen, die in der Nähe von Ortschaften brüten, bildet vielleicht die wildernde Hauskatze die größte Gefahr; stunden-, ja tagelang schleicht sie durch die Felder, stets gespannt lauschend, ob sie nicht den piependen Laut junger Brutvögel vernimmt. Neuerdings, wo Eisenbahnen selbst die entlegensten Gegenden durchziehen, sind die Bodenbrüter auch hier vor dem schleichenden Räuber nicht mehr sicher. Denn es gibt wenig Bahnwärterhäuschen, in denen nicht eine Katze gehalten wird, und gerade diese Bahnwärterkatzen begnügen sich nicht mit dem engen Haus und dem winzigen Gärtchen, sondern sie dehnen ihre Streifzüge weithin aus, in die Wiesen und Felder, in Heide und Bruch, nach dem Waldesrand droben am Talhang und nach dem stillen Weiher in der fruchtbaren Au. Wildernde Katzen richten unter der Kleinvogelwelt, die so gern die Nähe bewohnter Plätze aufsucht, gewiß mehr Schaden an als alles andere vierfüßige Raubzeug zusammengenommen: Fuchs, Marder und Wiesel, Igel, Ratte und Hamster. Zu diesen bepelzten Feinden der Lerchen kommt noch ein ganzes Heer gefiederter Strauchritter: Raben- und Nebelkrähe, Elster und Storch, die besonders den Eiern und der Brut nachstellen, ferner Falken, Sperber und Weihen, die auch die erwachsenen Vögel greifen. Einer der krummschnäbligen Räuber hat sogar den Namen Lerchenfalke erhalten. Er soll die ziehenden Lerchen begleiten wie ein Wolf die weidende Schafherde; selbst nach ihren Winterquartieren folgt er den wandernden Scharen und kehrt im Frühling mit ihnen wieder zurück. Zeigt sich der Wegelagerer über dem Blachfeld, so stürzen die singenden Lerchen sofort auf den Boden. Sie wissen, daß jetzt Mutter Erde die einzige Rettung ist; denn bei seinem heftigen Flug wagt es der Falke nicht, auf einen am Boden sitzenden Vogel zu stoßen. Doch oft genug packt der böse Feind, der pfeilschnell durch die Luft saust, sein Opfer, noch ehe die Lerche die rettende Erde erreicht hat.

Auch der Mensch stellt sich in die Reihe ihrer schlimmsten Feinde. Wie jetzt noch in Südeuropa, wurden früher — bis das Gesetz den Massenfang verbot — auch in Deutschland Hunderttausende von Lerchen gefangen und verspeist. Derselbe Vogel, der vor einem halben Jahre durch sein herrliches Osterlied Ohr und Herz des Naturfreundes begeistert hatte, er entzückte nun die schnalzende Zunge des Schlemmers. Es ist doch manches besser geworden in unsern Tagen.

Zur Systematik: An 225 Arten von Lerchen sind über sämtliche Erdteile — vorzüglich Afrika — verbreitet. In Mitteleuropa sind Brutvögel oder Gäste: 1. Feldlerche, Alauda arvensis L., deren Bezirk von Nordafrika, Europa durch Sibirien-Asien bis Japan reicht — Länge 18 cm, 2. Heidelerche, Lullula arborea (L.), die ebenfalls auch in Nordafrika und Asien heimisch ist — Länge 15 cm, 3. Haubenlerche, Galerida cristata (L.), die in unheimlich vielen Formen durch Europa, Asien und Afrika verbreitet ist — Länge 18 cm; ihr nahe stehen die Formen von Galerida theklae Brehm, 4. Alpenlerche, Erimophila alpestris flava (Gm.), die ebenfalls in sehr vielen Subspezies auftritt und bei uns nur Wintergast ist — Länge 18 cm, 5. Kurzzehenlerche, Calandrella brachydactyla (Leisl.), wurde auf Helgoland erlegt, ebenso 6. die südrussisch-asiatische Stummellerche Calandrella minor heinei (Hom.), 7. Kalanderlerche, Melanocorypha calandra (L.) — Länge 20 cm, 8. Steppenlerche, Melanocorypha sibirica (Gm.) — Länge 18 cm (Tafel!), 9. Mohrenlerche, Melanocorypha yeltoniensis (Forst.) — Länge 20 cm. Soffel.

Die Heidelerche / Von Else Soffel

Hinter der großen Stadt dehnt sich der Wald nach allen Seiten, stundenweit. Er ist sehr verschieden, wie der Boden, auf dem er steht, arm und reich, dunkel und licht, trocken im Unterholz oder mit hohem Moosteppich bedeckt.

Oben auf der Ebene führen tiefgeleisige Sandwege hindurch; dort ist er kümmerlich und traurig. Elende, oft kranke Föhrenbäumchen mit rostbraunen Nadeln und zwerghaften Stämmen stehen in Reih und Glied; es ist schier endlose Traurigkeit, hier durchzugehen. Den Boden bedecken krüppelige kleine Beerensträucher und blasse Erika.

So ist der Wald in der Nähe der Stadt.

Sonnenlicht kann seine Armut nicht vertragen. Wenn aber der Mond kommt in hellen Frühlingsnächten, so verwandelt er das mißhandelte Fleckchen Erde. Zieht Lichtfäden von Zweig zu Zweig, von Ast zu Ast und hüllt alles in einen milden, deckenden Schimmer.

Von einer der niederen Föhrenkronen herab singt die Lullerche ihr Lied bis tief in die Nacht hinein, sanft und schwermütig, weich und zärtlich.

Sie flötet wie eine Amsel, schluchzt wie eine Nachtigall und trillert wie eine Lerche.

Die Stunde zwischen gestern und heute ist ihr die liebste; erst wenn die Sterne anfangen blasser zu werden, hat sie ausgesungen und fliegt zurück.

Noch ein Stück weiter ist sie zu Hause, wo der Wald den Rauch und Dunst der Stadt, die Sonntagsbesuche der Städter und allen Lärm vergessen hat. Wo er nicht mehr geschändet und gekränkt auf die Nacht und den Mond warten muß, um schön zu sein.

Heidewald freilich ist es auch hier, und so ist es der Heidelerche auch recht. Sie hat noch nie den Versuch gemacht, hinüberzustreifen in den Teil des Waldes, der zu beiden Seiten des Baches schattig-feucht den Abhang hinzieht.

Sie liebt den trockenen Boden und lichte Rodungen, wo die hohen, schlanken Samenbäume einzeln stehen und der Sand in der Sonne glüht. Kleines Gesträuch ist ihr recht, Wacholder, Krüppelföhre und Birke, wie sie mit kurzem, dickem Stamm knorrig und zäh über den Grund hinkriechen.

Dort liegt sie die Nachmittage, eingebettet in die tiefe, weiche Sandwelle, Flügel und Schwanz gespreitet, daß die schwarz und weißen Abzeichen leuchten, und atmet die Sonne ein. Oder sie stößt den feinen Schnabel in den lockeren Boden, wühlt den Kopf hinein und wirft ihn zurück, daß der helle Sand ihr über Hals und Rücken rieselt. Hilft mit den Flügeln nach, rutscht und reibt sich, pluddert die Federn auf, daß der Staub herausfliegt, zupft

da und dort mit dem Schnabel ein Fläumchen aus, das träge in der Luft weiterschwimmt und bald zu Boden sinkt.

Es stört sie niemand hier. Sie bleibt ruhig liegen, auch als der Forstaufseher wenig Schritte von ihr die Schonung besichtigt, ja, als er dicht neben ihr über die Lichtung geht. Und er entdeckt auch sie nicht, die dicht an den Boden gedrückt sich von ihm kaum unterscheidet.

Als der Falke, der schon lange über dem Platz im Blauen gestanden und gerüttelt, herunterfällt, fliegt sie nicht auf, und er stößt fehl, vorüber an dem sandfarbenen Vogel und auf ein Stück alte Baumrinde los, das er für sein Opfer hält. Enttäuscht streicht er einen Schuß weit über dem Boden hin, macht einen scharfen Bogen und steigt dann jäh mit heftigen Flügelschlägen. Nach einer Weile scheint er für Augenblicke oben zu schwimmen, so ruhig steht er in der Luft.

Die Sandlerche blinzelt aus braunem Auge nach ihm; sie ist nicht sicher, ob er nicht wiederkehrt.

Erst als er seine Kreise höher und immer ferner zieht und schließlich als blasser Punkt über den Föhren am Horizont verschwindet, bewegt sie sich, hebt das Köpfchen und zieht die Flügel ein.

Rings ist's noch immer Mittag; der Sand rauscht und gleißt, ein müdes Windchen führt schweren Föhrenduft herüber, grüngoldene Funken stieben durch die Luft. Im Sandwege geht die weiße Spinne spazieren.

Die Lerche nimmt sie spielend mit spitzem Schnabel auf. Was ging sie auch eben vorüber!

Die Sonne brennt. Lullerche liegt im heißen Bett und schlummert. Struppig gebläht, mit offenem Schnabel trinkt sie den Mittag.

* * *

Später, als die Sonne weiter hinunter ist, kommt sie noch ein wenig auf. Läuft einen Schuß weit über den Boden in anmutiger Flucht, bleibt stehen und stellt die Kopffedern zur Holle, sieht aus sanft-braunem Aug' um sich und schnellt wieder einen Absatz weit, doch nicht hastig, nicht ungestüm; das liegt ihr nicht. Lockt weich und schmeichelnd, nicht wie Fink oder Meise, die so recht in den Tag hineinschmettern; sie fragt es fast, guidl? guidloi? zärtlich und heimlich, und tut es am liebsten, wenn das Tageslicht weich über allen Gegenständen liegt und die Nacht sich schon auf ihr Kommen besinnt.

Da gleitet der kleine Schatten noch hin über den Heideboden, zupft eine Federmotte, die noch nicht wach geworden, vom Wacholder und die rote Eule vom Erikastrauch, hascht den Siebenpunkt, der groß und dunkel mit weitgespannten Segeln durch die blaue Dämmerung ankommt, und schickt das schläfrige Heupferd nach, das zwischen vergoldeten Lanzenspitzen Ruhe gesucht hatte.

Auf der Heide wird es jetzt immer gespenstischer. Es ist, als wäre alles, Strauch und Baum und Gras, gewachsen; alles bedeutet mehr als am Tage. Über das dunkelsamtne Grasband, das goldumzogen groß wie ein Balken am Himmel steht, steigt der müde Schreck wie ein Fabeltier in sein Bett; aus dem dürftigen Wacholder schlagen Flammen.

Allmählich legt sich der Tumult der Farben, das Goldbraun des Heidebodens, die dunkeln Samtwogen der Sträucher.

Vom Violett zum Grau, dann geklärt zum reinen Blau strahlt der Nachthimmel, und der Abendstern, vorhin fremd wie ein Gast, wird heimatlich und sicher.

Das ist die Zeit für der Lullerche heimlich Lied. Wenn still der Mond seinen Weg geht und die Welt den Tag vergessen hat.

Wenn der Stern groß auf dem Heidhügel sitzt, den seine Strahlen leise betasten.

Der dürre Ast der alten Kiefer sieht drohend wie ein Weiser in die Luft — von dort herab singt sie alle Nacht. Dli, dli, dli, beginnt sie leise: Wie still es ist!

Lüllüllülü — es schläft die Welt.

Didl, didl, didl: Liebchen?

Guidloi, guidloi! Kommst du? O komm!

Und sie trillert und ruft: Dadidl, dadidl, dadidl, lillilli, lillily — lüllüllüllülly. —

Kommt die Liebste?

Ja, sie kommt.

* * *

Es ist noch die alte Liebste. Die Märzliebe.

Als die Heide silbergrau und nackt auf den Frühling wartete, den blassen, sinnenden Himmel über sich, hatten sie sich getraut. Damals war es still im Heidwald. Nicht das Gesumme und Geschwirr über blauen und gelben Blüten, kein Hasten und Treiben im Kraut, Gaukeln und Geflüster von junggrünen Blättchen. Höchstens lief ein blauglänzender Mistkäfer schwerfällig in einer Sandfurche, der Zaunschlüpfer hatte es eilig durch Dorn und Dickicht, und das Meisengebimmel kam den Wald entlang, heller als im Winter.

Bis draußen von dem Brachacker einmal die Feldlerche stieg.

Da sang die Lullerche auch zum erstenmal.

Mit „tüttüt" flog sie auf. Ließ die Flügel flattern, als ob's nicht Ernst wär' mit dem Fliegen. Nur probieren! Die Luft strich so frisch und weich an den Kielen entlang.

Nur probieren! Sie spielte, ließ sich nochmal niederfallen; aber dann kam sie wieder hoch und nun immer höher. Oben im Blau begann sie ihr Lied.

Sie sang der Verwandten nach. Nur weicher, zärtlicher, inniger. Zuletzt legte sie die Flügel an und schoß wie ein Stein herunter.

Von nun an sang sie jeden Tag.

Vom Baum und hoch in der Luft, des Morgens und abends und bald auch des Nachts.

Als der Frühlingsmond durch die Kiefernwipfel zog, da galt es der Liebsten.

Bald darauf hatten sie unter einem jungen Birkbusch den richtigen Nistplatz gefunden.

Bärlapp wuchs dort und trockene Heide; vom toten Wacholder wand sich das Silbergebein am Boden. Und die weiß-flaumige Birke ließ ihre zarten Wimpel darüber flattern.

Es war in der Mittagsstunde, da begann das Weibchen die Nestmulde zu scharren; heftig fegte sie den Sand hinaus mit Hilfe des langen Sporns; als glitzernder Sprühregen fiel er hinter ihr nieder. Sie zupfte ein paar dürre Halme mit dem Schnabel zu sich herüber, bog sie rund in die Vertiefung; trockenes Moos, dürres Gewurzel trug sie nach und nach zu, zierlich geschäftig mit hübsch gestellter Holle durch Kraut und Sand trippelnd. Zwei Wochen darauf schlüpften vier Junge aus den hellen, spitzen Eiern. Die wagten sich, kaum flügge, schon aus dem Nest und folgten der Mutter, die sie lehrte die Spinne finden, wo sich die schimmernden Fäden im Gesträuch spannen, den Käfer und die Raupe von der Rückseite der Blättchen lesen und ihnen zeigte, wo die verschlafenen Motten hängen. Aber auch die grünen Blättchen selbst sind gut und die junge Saat und im Herbst allerlei Samen und Korn vom Weizen und Hafer, Hirse und Knöterich. Die Kleinen merken sich das und auch, wie man den Hafer und Weizen gegen den Stein schlägt, um zu dem guten Kern zu kommen; sie puddeln auch schon tüchtig im Sand und verschlucken hin und wieder ein Körnchen; das tut die Mutter auch. Und wenn oben im Blau ein Vogel kreist, immer auf derselben Stelle, so ducken sie sich; denn der hat nichts Gutes vor.

So treiben sie's bald wie die Alten; nur das Kleid ist nicht ganz dasselbe, ein wenig heller und braunschwarz gefleckt, und das Auge sieht noch grau.

Als im Juni nochmal vier kleine Lullerchen nachkommen, da sind die ersten schon völlig klug geworden; sie brauchen die Eltern nicht mehr. Aber sie halten sich noch zu ihnen, und die jungen Männchen dichten leise nach, was der Vater ihnen vorgesungen.

Ist aber der Nachwuchs auch groß geworden und die Felder leer, die Heide wieder still, so machen sie sich miteinander auf und reisen. Sie reisen des Vormittags, oder bevor die Sonne untergeht, hoch in der Luft über weite Felder, rasten und reisen, bis sie dorthin kommen, wo über nackten Gebirgen und endlosen Ebenen die Sonne noch warm scheint und Nahrung ist für sie alle.

Zur Systematik: Die Heidelerche, Lullula arborea (L.) ist vom mittleren Skandinavien südlich bis nach Algier, vom Atlantischen Ozean bis nach Ostpersien verbreitet. Auf Sardinien und in Afrika erscheint das etwa 15 cm messende Vögelchen (das gelegentlich bei uns überwintert) in mehr rötlich-olivbraunem Gewand: L. a. familiaris Parr. Balkanvögel sind besonders hell: L. a. flavescens Ehmke. Soffel.

Die Haubenlerche / Von Else Soffel

Die Großstadt greift mit tausend Armen weit ins Land hinein. Wie eine runggliedrige Spinne saugt sie aus allen Richtungen an sich, was ehedem segensreich verteilter Besitz war, und das Land um sie herum ist arm und ausgesogen. Die tausend Arme sind tausend Straßen, die alle von ihr ausgehen, alle ihr zulaufen, dem nimmersatten Riesenkörper Nahrung zuzuführen.

Am nacktesten ist die Erde in ihrer nächsten Nähe.

Weit hinausgebaute Vorstädte mit bunter Dürftigkeit, lange ermüdende Einzelzeilen von Häusern, die der Landschaft leere Brandmauern in ihrem Rücken zeigen, hin und wieder schreiend bunt beklebt, eine Luft, die noch den unreinen Atem der Stadt ausströmt, Schuttstätten und öder, zerrissener Boden, mit hungriger Grasnarbe bedeckt, auf der blasse, traurige Kinder spielen im Schein der Sonne. Nebenan die Straße.

Wie kommt ein Vogel hierher?

Der Vogel im staubgrauen Kleid mit der schwärzlichen beweglichen Holle, nach dem der kränkliche Knabe mit den weißen Händchen greift? Er scheint sich nicht zu fürchten. Er rennt nicht weiter, fliegt nicht auf; er weicht nur aus. Kopfnickend und die Holle stellend trippelt er ruhig in anderer Richtung, nimmt ein Körnchen von dem grauen Sand, der überall die staubgraue Grasfläche unterbricht, nimmt noch eines und trippelt weiter, einer kleinen Bodenerhöhung zu. Dort hinauf stellt er sich und singt.

Nicht wirbelnd und trillernd wie die Feldlerche, nicht weich und schwermütig-sanft wie die Heidelerche. Aber angenehm flötend, fröhlich und dabei bescheiden klingt der Gesang der Haubenlerche. Nichts Außergewöhnliches ist daran bei aller Anmut, so wenig wie an der gedrungenen kleinen Gestalt, dem farblosen Kleide. Eher etwas Alltägliches, ohne Übertreibung. Aber die Pausen machen das kleine Lied eindrucksvoll, und wenn sie es des Morgens vor Tag auf einer Scholle stehend vor sich hinsingt, ist etwas Still-Zufriedenes, Freundliches und Liebliches darin. Jubelnd erklingt der Gesang, wenn ihn das Männchen im Frühling steigend singt, sich dabei in der Luft umherwirft oder im Hader mit einem zweiten, seinem Feind eine Strophe entgegenruft. Dann gibt der außergewöhnliche Affekt auch dem einfachen Lied mehr Bedeutung und Feuer.

Jeden Tag kann man ihn jetzt hören über der großen Öde am Ende der Stadt. Er leiht dem Platz einen armen Schmuck, wie die Sonne, die täglich mitleidig über all der Häßlichkeit liegt.

Von wirklicher Frühlingsfreude ist ja nichts zu merken hier.

Wohl hat die Sonne dem Boden ein paar Gänseblümchen abgelockt,

die von den mageren Händchen der Vorstadtkinder spielend gerupft werden. Aber daneben scheint sie auf Schutt und Schmutz, der besser unbeleuchtet bliebe.

Die kleine Lerche und die Sonne droben sind das einzige, was die Öde hat.

Weiter draußen beginnt freilich die Heide mit reiner Luft und Blumen und Feldern. Aber die Haubenlerche hat dort nichts zu schaffen.

Sie folgt überall dem Menschen.

Sie ist ein Vogel der Land- und Bahnstraßen, der unfruchtbaren Plätze vor den Städten, der Sänger der Bahnwärter und Straßenarbeiter, denen sie mit freundlichem quie quie vor die Füße läuft: der Vogel der trockenen Anger und Vorstadtspielplätze. In die Parks der Reichen kommt sie nicht.

Auch nicht in Wälder und Wiesen, nicht einmal zur Brutzeit. Als vermöchte sie bloß da zu leben, wo es dürftig und armselig ist. An trockenem Feldrande, in kleiner Erdmulde, im Gemüsegarten am Haus steht ihr Nest.

Über den Straßen drüben, wo hinter einigen der letzten Häuser ein paar elende kleine Gärten liegen, brütet sie auch.

Es war Mühe genug, das wenige darin zum Wachsen zu bringen; rings ist trockener, wüster Boden, zu arm, um anderes als Spekulationsobjekt für Bauzwecke zu sein. Einstweilen liegt er unbenutzt. Seine Zeit wird kommen.

Die Gemüsegärten gehen ohne Zaun und Draht in den freien Platz über. Und dort, wo beide aneinandergrenzen, hat die Haubenlerche ihr Nest. Es war kaum Material dafür in der Nähe zu finden.

Drüben, wo der einzige Zaun in der Nachbarschaft das weite Bauland eines Gärtners gegen das Ödland abschließt, sitzt die Haubenlerche auf dem niedrigen Dach eines kleinen Schuppens und sieht in den Garten hinein. Auf der dunklen Erde sieht sie ein paar Strohhälmchen liegen; die kann sie für ihr Nest gebrauchen. Auch Pferdehaare nimmt sie von da mit, — es mangelt ihr an weichem Zeug für den Ausbau.

Geschäftig fliegt sie hin und wieder, und der Gärtnerbursch, der die offenen Mistbeete für die Nacht mit Glasfenstern überdeckt — es wird früh kalt des Abends auf der Hochebene —, schaut neben seiner Arbeit zu. Es will ihm vorkommen, als sei es ein anderer Vogel als gestern, mit kürzerer Haube und kleiner im ganzen. Auch ist das Kerlchen heute so stumm, als habe es mit dem Bauen das Singen verlernt. Er legte das letzte Fenster zu, nahm vom Boden die ersten Veilchen auf, die er eben dem Mistbeet entnommen hatte und morgen ganz früh nach der Stadt bringen wollte, und ging.

Aber ein lieber kleiner Gesang machte, daß er nochmals stehenblieb und umschaute. Da saß der Vogel, den er gesucht hatte, und sang. Sang offenbar dem andern etwas vor.

Sie sahen sich beide zum Verwechseln ähnlich. Aber er hatte ganz richtig beobachtet. Der eine der beiden trug eine etwas größere Haube, war überhaupt etwas größer.

Und dann wollte dem Burschen scheinen, als trüge der Kleinere runde dunkle Flecke auf der Brust. Doch unterschied sich's nicht genau, so wie sie dasaßen.

Staubgrau waren sie alle beide, wie die Landstraße selber. Ihr paßt daher, dachte der Bursch. Daheim in seinem grünen Wald hatte er sie nie gesehn.

Jetzt flog der kleinere der beiden Vögel herab in den Garten, nahm ein Strohhälmchen auf und flog damit über den Zaun. Der größere zwitschernd und lockend ihm nach: „Quie, quie, düdidriäh!" Im Schnabel trug er jedoch nichts.

Aha! lachte der Bursch — bei euch ist das so! Für den Spatz ist das Pläsier, für die Spätzin sind die Pflichten! (Das Gedicht war ihm von der Schule her geblieben.)

Er übrigens und sein Weib machten halbpart in allem, und das war gut so. Und plötzlich erinnerte er sich, daß es spät sei, und ging.

Am nächsten Morgen früh vor Tag saß das Männchen schon auf seinem Erdbuckel und sang; der Tau lag noch auf dem wenigen kurzen Gras. Es sang nicht allein. Überall schienen heute Haubenlerchen zu singen. Oder klang es so voll, weil sie um die Wette sangen?

Seit gestern waren noch welche zugezogen. Und heute morgen war mit klingender Strophe schon mancher Kampf ausgefochten. Dann warf sich das Männchen in die Luft mit offenen Flügeln, spielend zuerst, als wollt' es sich noch in der Luft herumschlagen, warf sich's nach links und rechts und stieg dann jubelnd und singend höher und immer höher. —

* * *

Unten war unterdessen das Nest fertig geworden. Gerade am Rand des letzten Gemüsegartens lag es, vom spärlichen Gras überdeckt in einer kleinen Vertiefung. Das erste der bauchigen, gelblichen Eier lag bereits darin, und die kleine Mutter trippelte eifrig eben am Rande des Nestes hin und wieder, stellte die Haube und ließ ein leises hoid, hoid hören. Bückte sich auch und drückte mit dem harten Schnabel die widerspenstigen Hälmchen in die Vertiefung.

So sehr war sie in ihr Geschäft vertieft, daß sie die Katze übersah, die geduckt in leisen, langen Schritten näherkam. Und jetzt — ohne Laut verschied sie — so schnell und sicher gruben sich ihre Krallen ins kleine Herz.

Mit kurzer, freudiger Strophe erschien bald darauf das Männchen am leeren Nest.

Da stand es nun verlassen, und die Sonne schien auf das einzige Ei, was darin lag. Das Männchen suchte und lockte, aber das Weibchen kam nicht. Wohl aber des Nachts das Wiesel, um das Ei auszutrinken. Das Männchen zog ein Stück weit von da, und wenn des Abends der Gärtnerbursche nach dem Zaun sah, von wo die Haubenlerche ihr Liedchen sang, war es, ohne daß er es wußte, ein anderes.

Es sah aber alles aus wie vordem. Wieder trieb sich ein Pärchen da umher, wieder sang das Männchen des Morgens von der Scholle sein Lied und des Abends vom Zaun, jubelte des Mittags in der Luft und begleitete das Weibchen bei jedem Gang vom und zum Nest.

Und wieder ging die Katze mit leisen, langen Schritten ins Feld.

Aber diesmal sollt' es ihr nicht gelingen. Denn der Gärtner hatte sie bei ihrem schändlichen Handwerk entdeckt und holte sie mit der Büchse weg, gerade als sie wieder einmal mit lüsterner Nase aus dem Garten schlich. Nun konnten die Weibchen ruhig auf ihren Eiern sitzen.

Zwar wurde noch manches Nest des Nachts von den Wieseln geplündert und auch hin und wieder ein Altes weggeholt, aber manche Brut ist doch aufgekommen, und es piepte, wenn man vorüberging, von jungen Vögeln am Boden. Denen wuchs das Federkleid rasch, trotzdem die Alten hier außen hart zu suchen hatten nach Nahrung für die kleine Gesellschaft, die nur mit Lebendem aufgezogen sein wollte. Es war ein Glück, daß die kleinen Gärten in der Nähe waren und das große Land, das der Gärtner bebaute. Da gab es doch allerhand aus der Erde zu ziehen und von den Blättern der Gemüsepflanzen abzulesen, und der Gärtner ließ die Vögel ruhig gewähren, die ihm auch außerdem manchen Unkrautsamen ausfraßen und ihm traulich und lieb geworden waren.

So wuchsen die Jungen heran und fingen schon an, aus dem Nest zu laufen, ehe sie eigentlich konnten. Es war ein lustiges Bild, sie ungeschickt und stolpernd durchs dürftige Gras oder auf den Gemüsebeeten hüpfen zu sehen, den Eltern nach, alle schon behäubt, aber mit gelben Rachenwinkeln und sowohl der Farbe als dem Benehmen nach noch recht „im Jugendkleid". Doch das gab sich bald alles. Sie lernten laufen wie die Eltern: trippeln in zierlichen Schritten, wie es die Haubenlerchen tun, oder in langen Absätzen über den Boden hinschießen, und das Jugendkleid wird auch nicht mehr lange vorhalten, wenn sie erst selbständig sind. Schon wagen sie sich ohne die Eltern aus dem Nest, laufen hierhin und dorthin, lauern den wenigen Insekten auf, die sich über der knappen Grasnarbe tummeln, und suchen sich allerlei Samen, kauern sich platt auf den Boden, wenn sie einen Vogel über sich erblicken, der ihnen Angst macht, und locken einander wie die Alten, sitzen auf dem Zaun und auf dem Dach des Schuppens dahinter oder besehn sich die Umgebung von einem Stein, einer kleinen Bodenerhöhung aus. Ja, die Männchen fangen schon leise dabei an zu schwirrlen und zu dichten zur Vorübung für das kommende Jahr. Die Eltern haben mittlerweile noch eine zweite Brut ausgebracht; die machte es genau wie die erste, und im Sommer und Herbst sind sie alle miteinander auf dem weiten, öden Platz, bald links, bald rechts der Straße oder auch an der Straße selbst, wo sie den zahllosen Wagen nach, die zur Stadt fahren, Nahrung suchen.

Einstweilen hat es damit freilich noch keine Not.

Wenn sie ein Stück fliegen, bis hinaus, wo die Luft reiner und der Boden besser wird, können sie sich an Hafer und Hirse gütlich tun. Und wenn auch die Felder mager sind und der Hafer schlecht steht, für sie ist es immer genug. In den Gärten ist der Salat in Samen geschossen, und der Mohn blüht und zwischen Zaun und Garten allerlei Unkraut.

Auch ist die Haubenlerche hart und genügsam wie der Boden, auf dem



Stephainsky phot. — Jägerhaus Tillowitz (O.-Schlesien), April 1908.

Heidelerche.
Lullula arborea arborea (L.)



R. Tepe phot. — Bloemendaal b. Haarlem.

Junge Heidelerchen im Nest.
Lullula arborea arborea (L.).



Stephainsky phot. Jägerhaus Tillowitz, März 1908.
Heidelerche.
Lullula arborea arborea (L.).



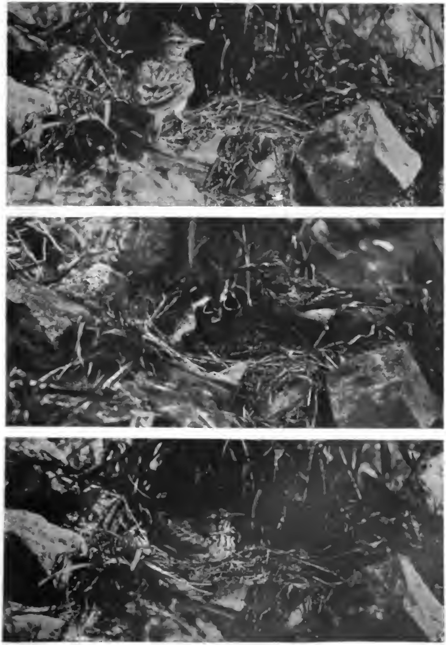
K. Soffel phot. Ascania nova (S.-Rußland), 1911.
Spiegellerche.
Melanocorypha sibirica (Gmel.).



M. Behr phot. *Cöthen, Juni 1909.*
Haubenlerche am Grabenrand.
Galerida cristata cristata (L.).



M. Behr phot. *Cöthen, September 1910.*
Haubenlerche, argwöhnisch.
Galerida cristata cristata (L.).



M. Behr phot. *Cöthen, September 1910.*

Haubenlerche, am Nest, und die Jungen bedeckend.
Galerida cristata cristata (L.).



M. Behr phot. *Pissdorf (Anholt), Mai 1908.*

Grauammer auf einem Telegraphendraht.
Emberiza calandra calandra L.



Fr. Moore phot. *Andalusien, Mai 1908.*

Grauammer am Nest.
Emberiza calandra calandra L.



K. Spengler phot. *Rothehütte, August 1909.*

Junger Goldammer im Gezweige. In unmittelbarer Nestnähe.
Emberiza citrinella citrinella L.



Atkinson phot. *Arthington (Yorkshire) August 1909.*

Brütender Goldammer.
Emberiza citrinella citrinella L.



R. B. Lodge phot. *Enfield (England), Juni 1906.*

Rohrammer bei der Futtersuche im hohen Gras.
Emberiza schoeniclus schoeniclus (L.).



M. Behr phot. *Werder (Ostsee), Mai 1911.*

Rohrammer mit Futter zum Nest kommend.
Emberiza schoeniclus schoeniclus (L.).

sie lebt, ein rechter Dauervogel, angetan, wie es für alle Jahreszeiten gut ist, und mit Bedürfnissen, die sich immer befriedigen lassen.

So lebt sie hier Winter und Sommer und kennt ihren Platz, und der Platz kennt sie. Die Menschen haben sich an sie gewöhnt, und sie geht ihnen nicht aus dem Weg; mancher freut sich an ihr und möchte sie nicht missen hier außen. Denn die kleine Lerche und die Sonne droben sind das einzige, was die Öde hat.

Zur Systematik: Die Haubenlerche tritt in großer Formenfülle als Brutvogel in fast ganz Europa, ebenso in Nord-, Nordwestafrika (südlich bis zu den Nilquellen), Klein- und Zentralasien, Nordwestindien und China auf. Die bei uns heimische Haubenlerche, Galerida cristata cristata (L.) fehlt in Großbritannien und Irland, ebenso auf Sardinien und Corsika. In Europa haben der Balkan, Spanien typische Unterarten aufzuweisen.

Dicht verwandt mit unserer Haubenlerche ist eine weitere europäische Art: Galerida theklae Brehm von Spanien (Unterarten kommen in Nordafrika, Somaliland vor), die durch kürzeren, dickeren Schnabel, stark gefleckte Brust- und Vorderhalsgegend, grauweiße (nicht rötlich-isabellfarbene) Unterflügeldecken und geringere Größe gut unterschieden ist. Soffel.

Der Goldammer / Von Else Soffel

Die Böschungen zu beiden Seiten der Geleise sind mit Gebüsch ganz überwachsen. Die Bahn kommt aus dem Walde, der sie dunkel und düster eine lange Strecke begleitet; von dorther sind auch die Brombeeren hinausgekrochen ins Freie; der wilde Hopfen und die Wegrosen haben sich unentwirrbar zur Hecke verschlungen. Die Eisenbahn scheint schneller zu laufen, wenn sie den schwarzen Wald hinter sich hat; das Geratter der Räder tönt heller als zwischen den engen Wänden, als ob sie aufatme. Es ist auch wirklich ein anderes Ding hier außen; zu beiden Seiten dehnt sich die Ebene, weit, unendlich weit; tiefliegende Wiesen, mit Buschwerk durchsetzt, laufen bis an den Horizont, den leise wellige Hügel begrenzen; breitgestellte Häuser ducken sich an den Boden; spitze Kirchtürme, ein altes Schloß erscheinen und sind verschwunden.

Das Nahen des Zuges scheucht oft einen Vogel auf, der in der Hecke gesessen oder mit gesträubter Holle von einer der Telegraphenstangen, die auf dem Damm entlang stehen, sein Liedchen vortrug. Mit kurzen, zuckenden Flügelschlägen verläßt er seinen Platz, fliegt unruhig und unregelmäßig, beinahe hüpfend, um ihn herum und nimmt ihn dann wieder ein.

Nicht leicht sieht er sich ernstlich gestört und setzt nach anfänglichem Zickzack seinen Flug in ruhigeren Bogen fort, in die Wiesen hinein, wo er dem Vorüberfahrenden bald als Punkt am Horizont verschwindet.

Den Ammern gehört das weite Land hier. Im Frühling singt des Nachts der Grauammer sein Lied von der Weide; kommt der Winter, so erscheint der Schneeammer bald hier, bald da auf der Ebene, wenn die Schneewolken tief herabhängen, und unterbricht mit vieltönigem „Zirrr, zirrr, füd“ die weiße Stille.

In der Niederung, im Grünmoor am Rande weiter Sümpfe, hat zwischen Salweidengebüsch und Schilf der Rohrammer sein verstecktes Nest. Gegen die Berge zu, wo es trocken wird, baut der stille Gartenammer in der Nähe von Kornfeldern und Äckern.

Sie alle kommen nicht viel zu Gesicht. Man muß sie kennen und suchen, wenn man hier ihrer gewahr werden will; denn sie lieben einsame, stille Plätze, das Grünmoor sieht nicht viel Spaziergänger; und die wenigen Gehöfte hinter den Kornfeldern, gegen die Berge zu, wenig Besuche. Einzig der Schneeammer verrät sich leichter durch seine Unruhe, wenn er in Scharen mit lautem Rufen sich auf die beschneiten Felder niederläßt und Frostwetter ansagt.

Der Goldammer ist allen bekannt. Er vertritt die Familie nach außen;

an ihn schließen sich die andern, Grau- und Zaunammer, ja sogar der Schneeammer an, wenn der Winter hart wird und sie aus der Stille nach den Niederlassungen treibt. Er lebt zwischen Welt und Einsamkeit, liebt diese — ohne jene zu fliehen; vorsichtig-zutraulich führt er sein Dasein gern in der Nähe der Menschen, doch ohne Zahmheit, ohne blindes Zutrauen. Er hält sich gern in Gärten, Höfen, an den Landstraßen auf, wo er den Nutzen menschlicher Arbeit mit einheimst; er baut sein Nest in Hecken und Zäunen, unter einem Reisighaufen im Grasgarten, dicht am Hause, neben dem Betrieb und Lärm der Strecke; aber er versteckt es gut und schafft sich Einsamkeit inmitten seiner Umgebung. Freilich verrät es sie auch selbst wieder in naiver Vogelweise, und der Mensch hat das Geheimnis seiner Häuslichkeit lange belauscht. Katze und Wiesel kommen dem kleinen Leben auf die Spur und stören es.

Das Nest in der Nähe des Bahnwärterhäuschens am Eisenbahndamm hat noch niemand entdeckt. Wenn Bahnwärters Katze auf ihren Feldgängen vorüberkam, so stutzte sie wohl seit dem Frühjahr bei dem feinen Piepsen, das aus der Hecke nahe dem Boden drang, langte auch mit vorsichtiger Pfote in die Dornen, um sie aber sofort ärgerlich zu schütteln und wieder zurückzuziehen.

Nachdem sie das ein paarmal gemacht, ging sie vorüber, auch als dicht neben ihr die Mutter aus dem Versteck scheuchte.

Das war im April; die Hecke war dicht zugewachsen und ließ nichts sehen von dem Nest, das sie unten zwischen den alten starken Weißdornstämmen barg. Die Mutter schlüpfte von unten, dicht an der Erde, hinein; von dort trug sie auch Strohhalme und altes Laub langsam nacheinander heran zum Nestbau. Gern blieb sie, eine vorjährige trockene Hopfenranke, einen Schilfstengel oder ein Stückchen anderes Nistmaterial im Schnabel, mit gestellter Haube ein Weilchen ganz still vor dem Zugang sitzen, abwartende Vorsicht in der Haltung, bis sie mit dem Geholten in die Hecke schlüpfte. Der Bahnwärter sah sie sitzen, wenn er mit der roten Fahne vor seinem Häuschen stand und den Zug erwartete. Sie war ihn auch bald gewöhnt und bemerkte ihn kaum mehr, wenn sie angeflogen kam. Ihre Vorsicht aber blieb dieselbe.

Als das Nest innen mit Haaren aus dem Winterpelz von Bahnwärters Katze ausgelegt war — Pferdehaare gab es nicht in der Nähe —, machte sich das Weibchen selten in der Umgebung; nur des Mittags trieb sich's ein wenig umher, hüpfte in dem kleinen Garten vor dem roten Häuschen in kleinen ungeschickten Schrittchen, durchsuchte die frische Erde nach den Raupen vom Weißling, nahm ein Körnchen Sand auf oder eine Larve und saß ein Weilchen nachdenklich auf dem Zaun, bis es beim Vorüberrattern der Wagen mit lautem „Zitz zürrr“ plötzlich aufflog und in seine Hecke verschwand. Dem Bahnwärter war bis dorthin gewesen, als habe er immer nur einen Vogel gesehen; es saß wenigstens immer nur einer an derselben Stelle mit schön zitronengelbem Kopf und Brust und rotem Bürzel. Seit kurzem aber kannte er auch das Weibchen und wußte, daß ihm das Lied galt, was „er“ ihr von einer der Telegraphenstangen herunter sang. Es

war ein kleines Lied und nichts Besonderes; aber der Bahnwärter hörte es gern, und nach und nach kam es ihm vor, als paßte es recht in die Umgebung. Zu seiner Einsamkeit, zu der Eintönigkeit der langen Strecke, die sich in der Ferne verlor, deren blanken Gleisen er so oft mit den Augen und Gedanken folgte. „Zyssssysssysssitz" sang der Goldammer herunter, wenn der Mann mit seinem Spekulieren bis an den düstern Wald hinten gekommen war oder sich in der weiten Ebene drüben verlor.

Dann schaute er zu dem Vogel hinauf, der mit gestellter Holle und den Schwanz schlagend oben saß, und bei dem bescheidenen Lied nahmen seine Gedanken eine andere Richtung an.

Der Goldammer wußte nicht, daß er Gutes stiftete mit seinem mißachteten kleinen Lied. Er schnurrte von der Telegraphenstange herunter in Bahnwärters Garten, wo er einen halben Engerling unter einer Scholle fand. Den brachte er seiner brütenden Gattin. Die deckte mit ihren Flügeln fünf stumpfe, glänzende Eier, trotzdem sie hübsch anzusehen waren mit ihrer feinen schwarzrötlichen Zeichnung auf graugespritztem Grund. Es kam ihr nur darauf an, sie warm zu halten. Bis eines Tags ein ungeduldiger kleiner Schnabel das buntbemalte Gefängnis sprengte und ein nasses ungeheuerliches Etwas ihr unter die Flügel kroch. Das wiederholte sich denselben Tag und den nächsten noch zweimal. Die hübschen bunten Schalen flogen über den Nestrand; die häßlichen kleinen Dinger aber machten sich's warm und bequem und fingen an, durch Geschrei zu diktieren, was zu geschehen habe. Und die Eltern gaben dem nach. Brachten ihnen Maden und Käferlarven, Raupen vom Weißling und stückweise die ersten Maikäfer. Bis sie sie so weit hatten, um sie das Fliegen zu lehren, erst oben auf die Hecke, dann weiter auf die nächsten Büsche, schließlich auf die Telegraphendrähte, wo die Sprößlinge frech und weltunsicher zugleich dicht aneinandergedrängt saßen und viel schrien und verlangten, weil sie noch wenig wußten und konnten.

Bahnwärters Katze aber spürte, daß ihre Zeit gekommen war, und paßte scharf auf. Und eines Morgens, als sie, wie oft, unhörbar und scheinbar achtlos an der Hecke entlang strich, nahm sie den Nestling, der eben als letzter den andern nachfliegen wollte, mit einem Satz vom Weißdorn herunter trug ihn ein Stückchen weit, bis sie sich sicher wußte, und verzehrte ihn, knurrend vor Befriedigung.

Nicht lange darauf saß der Goldammer wieder auf den Eiern, und die Jungen der ersten Brut waren in der Umgebung zerstreut. Es war manches anders geworden rundherum, alles Grün dunkler und dichter, die Mittage heißer und stiller. Der Weißdorn hatte längst abgeblüht; schon lösten sich leise die Blätter der Wegrosen und sanken zu Boden, des Morgens stand der Tau in ihren duftenden Schalen, die überall auf der Erde lagen und von der Hecke herabrieselten. Im Garten vor dem roten, kleinen Haus flogen die Weißlinge, standen die Pfingstrosen weit offen. Die Ebene flimmert; hin und wieder kam der Grauammer herüber, saß still wie ein Fremdling einen Augenblick auf den Telegraphenstangen und flog lautlos wieder ab,

wenn der Bahnwärter aus seinem Häuschen trat. Der Wald sandte oft eine Woge schweren Harzduftes herüber oder ein einsames Drossellied.

Der Goldammer flog jetzt gern hinüber zu den grünen Wiesen, in denen das Gras hoch stand und allerlei Nahrung auf ihn wartete. Da ging er gebückt zwischen den langen Halmen, las kleine Käfer ab, die daran saßen, und weiche Raupen, zauste ein grünes Heupferd zu Tode oder holte sich die Samen vom Knöterich und harte, kleine Grassamen, indem er, darauf sitzend, die Ähren zur Erde bog und ausklaubte. Hatte er genügend Körner gespelzt, so ging's noch weiter hinein in die Wiesen bis zum Wasser. Dort nahm er ein Bad und setzte sich zum Abtrocknen auf eine der Weiden. Da lag er halb auf einem Zweige, das Häubchen gesträubt, den Schnabel offen und den Schwanz auseinandergefaltet, pluddete das Gefieder auf, daß die nackte Haut zwischen den nassen Federbüscheln frei lag, und sonnte sich.

Als auch die zweite Brut ausgeflogen war, zog das Pärchen ganz in die Wiesen hinüber, und das Bahnwärterhäuschen sah sie von nun an nur noch als Gäste, wenn sie des Abends herüberkamen, um in der gewohnten Hecke zu übernachten, und des Morgens früh wieder abzogen. Der Wärter war zu der Zeit schon auf und begrüßte seine Vögel, wenn er den ersten Zug erwartete oder seine paar Sommerblumen goß.

Bald aber kamen sie gar nicht mehr. Sie waren von den Wiesen weitergezogen, nach den Hügeln zu, wo auf den Feldern das erste Getreide reif wurde. Dort hielten sie sich jetzt am liebsten auf. Als der Weizen geschnitten war, kamen sie im Zuge der Verwandten auf die leeren Felder und folgten den Spuren der ausgefallenen Körner, später den Dreschern in die Tennen. Dort balgten sie sich mit Sperlingen und ihresgleichen um Bettlerbrot und wurden fett dabei. Sie blieben auch in der Nähe, auf den Feldern, als mit dem Frühherbst die Mauser kam und sie faul zum Fliegen machte. Da sah man oft ein Goldhäubchen über einer braunen Furche auftauchen, wo sie träge saßen oder ihrer Nahrung nachgingen, bis der Morgen wieder zum Abend wurde und sie sich aufmachten in die Hecken und Zäune der Umgegend, in Kornfeimen, oder wo sie sonst einen Unterschlupf fanden, der den Herbstwind abhielt.

Es war spät im Jahr geworden. Die Ebene brannte in heißen, dunkeln Tönen, braun und gelbrot, wo das Gras trocken gestanden hatte; die Wolken hingen graurot darüber, als bärgen sie noch ein letztes Sommergewitter. Violett schimmerte die nackte Ackerkrume; selbst das Grün im Moor sah fahl und alt. Der Sturm pfiff über das Flachland und orgelte dunkel im Walde.

So trieb er's mehrere Wochen und verschlug die Vögel nach den Gehöften zu. Der Goldammer ließ sich's aber nicht nehmen, dazwischen eine Stunde auf einem freien Plätzchen zu dichten, wenn der Regen nachgelassen hatte und der Wind ihm den Atem dazu ließ. Der ließ ihn freilich oft nur ansetzen; dann wehte er das Liedchen samt dem Vogel von der Höhe herunter und trug beide ein Stück weit fort.

Eines Morgens nach einer wüsten Nacht war der Sturm still geworden. Über den Feldern lag es weiß, in unregelmäßigen Streifen hingepeitscht.

Es war Ruhe geworden, aber die Ruhe der Erschöpfung, die neuen Sturm in sich trug. Die ganze Natur lag nachdenklich still; sie wartete auf etwas.

Mittags fing es leise an zu schneien. Leise, erst in kleinen Flocken. Den ganzen Nachmittag schneite es fort, als wollte der Himmel die Erde einspinnen; doch die schweren Schneewolken hingen immer tiefer herab, sie fingen erst an, sich zu entladen.

Allmählich wurden die Flocken größer; eine legte sich zur andern, weich und leise, unermüdlich. Sie hatten noch viel zu tun diese Nacht. Eine dicke Decke über die Felder, Bäume und Büsche einkleiden, Gräben füllen und Hütten verbauen. Sie dichteten, während sie fielen, sie wandelten die Welt. Aber es eilte. Rasch und rascher kamen sie, größer und größer. Und schließlich fingen sie an zu tanzen. Sie mußten gehorchen; der Wind nahm sie mit. Und der Wind wurde zum Sturm, trieb sie heulend vor sich her, jagte sie im Wirbel, warf sie klatschend an Häusermauern, einseitig an die Stämme im Walde, verwehte Weg und Straßen und legte die Richtbäume um.

Es war kein Raum mehr zwischen Himmel und Erde, nur Schnee und Sturm. Dabei wurde es dunkel. Mensch und Tier hielt sich versteckt; keiner mochte in dem Unwetter draußen sein.

Keiner?

Der Sturm heulte und sang. Da klingt's an der Straße „Zitz, zitz" und leiser „Schürr" im Brausen des Windes, fern und unsicher, wie zufällig in sein Lied gekommen. Doch es kehrt wieder: „Zitz, zitz," ein Stückchen weiter an der Straße. Dann verschlingt es der Sturm und die Nacht.

Der Morgen treibt die Verschlagenen halb ohnmächtig in die Nähe der Menschen.

Als der Februar wiederkam, flogen zwei Ammern über den Bahndamm und machten sich drüben an den Büschen zu schaffen. Es ging Tauwind, der Schnee war weg, überall rieselte und sang es. Der Bahnwärter trat aus seinem Häuschen und sah sich um; die Luft ging ihm lau ums Gesicht. Da sah er den Ammer auf einer Telegraphenstange sitzen, den gelben Schopf gezaust vom Winde, die Federn verblasen. Aber er sang. Er sang zum ersten Male wieder.

Der Frühling kommt!

Zur Systematik: Der typische Vertreter der Gattung Ammer (70 Arten) ist der 17 cm messende Goldammer, Emberiza citrinella L., der über fast ganz Europa und Westsibirien verbreitet ist. Größer (19 cm) wird der spatzenfarbene plumpe Grauammer, E. calandra L. (Tafel!), ein Brutvogel Europas, Nordafrikas, Klein- und Vorderasiens. Soffel.

Der Rohrammer / Von Else Soffel

Im Herbst war das Moor rot, soweit man sah.

Nur die fernen, sanften Hügelketten zogen blau am Horizont, wenn das Wetter gut war. Meist aber war es trüb und nebelig, und man sah nichts von ihnen. Nichts sah man dann als die weite Fläche rotverwaschenen Grases und grau verhängte Birken da und dort zerstreut. So still, so unheimlich war das Moor.

Wenn der seltene Wind einmal bei den Birken anklopfte oder das Schilf aufschreckte, war es wie schauerliche Kunde. Man sah sich um, als sei Unerhörtes geschehen, und starrte den unbekannten Vogel im Gesträuch an wie eine Erscheinung.

Bis er stumm abflog und sich den sonderbaren Eindringling vom nächsten Strauch aus betrachtete, immer noch ohne Laut.

Wer an stillen Herbsttagen seinen Weg durch das Moor nimmt, dem begegnet der Rohrspatz. Er begleitet den Fremden; stumm — neugierig taucht er vor ihm auf, ohne Laut ist er verschwunden; der Fremde sieht ihn nicht wieder, denn in seiner Heimat, bei Wiese und Wald kommt er nicht vor. Und so wohnt der Vogel in seiner Erinnerung als ein Bild wie der Gang durch das Moor im Herbst, wo er wie ein böser Gast auf seinem Strauche saß.

Wem aber das Moor Heimat ist, ist auch der Rohrspatz traut, weil er sie beide kennt, und er mag den Vogel nicht missen, besonders im Herbste nicht, wo Rohrdrossel und Schilfsänger, Bachstelze und Kiebitz fort sind und das Moor so weit und leer und so totenstill ist.

Am Rande des eigentlichen Moors liegt Wald.

Richtiger Moorwald auf schwerem, schwarzem Boden. Er ist alt wie das Moor selbst, seine Birken sind alt, und einzelne Kiefern stehen seit Jahrhunderten. Unregelmäßig und phantastisch ist er, seine Bäume stehen nicht in Reih' und Glied, sie durften wachsen und fallen, wie sie wollten. Mit dem Moorwald war nichts anzufangen.

So hatte er sein eigenes Gesicht behalten, und die Bäume standen, lagen und hingen, wie es eben Not und Augenblick gegeben hatten.

Es waren dämmerige Erlensümpfe da, von schlanken, halbhohen Bäumchen, unter deren niedriger grüner Decke im August Millionen von Gelsen sangen, Birken, steinalt, verwittert, die wie Greise immer mehr zu schrumpfen schienen. Manche lagen als Brücken über dunkelspiegelnden, stillen Wassern, andere hingen ihre Herbstblätter wie Goldmosaik auf den schwarzen Moorboden nieder. Hohes Rohrgras rauschte und reichte den Birken bis dicht unter die Kronen; denn kaum im Hochsommer wurde der Boden einmal trocken, und im Frühling standen die Stämme im Wasser.

Am jenseitigen Waldrand, der trockeneren Ebene zugekehrt, standen unter den halbwüchsigen Birken auch junge Eichbäumchen, deren Laub einzig noch aushielt.

Sonst war es Herbst geworden auch hier. Herbst und Stille.

Von dem welken Rohr- und Seggengras, was bis vor den Wald hinaus stand, klang es wie langgedehnte Klage: „Zieh, zieh". Etwas tiefer schien eine Antwort zu kommen: „Tschüh". „Zieh", „tschüh" ging es, abwechselnd hoch und tief. Und dann rauschte es in der Luft und knisterte in dem trockenen Zeug wie von Vögeln.

Ist das Moor denn nicht tot?

Wie Steine stürzen sie plötzlich aus der Luft, fallen in den Rohrwald, locken einander mit gedehntem Ammerruf. Auf den Köpfen der Seggen sitzen sie, auf dem niedrigen Birkengesträuch ringsum bläht es den schwarzen Kopf, legt den breiten Schwanz auf und zu, struppige, sperlingsartig-unruhige Gestalten.

Ihr ewig wiederholtes zieh—zieh füllt den stillen Wald.

Wenn der Wind die scharfkantigen Schilfbänder aneinanderreibt, gibt es ähnliche Musik.

Dem heimischen Rohrammer ist das Moor zu still geworden, er zog weg. Vielleicht blieb ein einzelner hier, den nimmt die Gesellschaft auf, und er führt sie hinüber nach den Äckern, die bald hinter dem Wald beginnen, wo fruchtbares Land ist und der Gold- und Gartenammer wohnen. Dort sind sie des Tags auf den Hirseäckern mit allerhand anderem Volk der eigenen Sippe, mit Haubenlerchen und Sperlingen, die vom Dorf herüberfliegen. Auch die stille Braunelle ist dabei.

Doch dann sind sie wieder im Moor, klauben den Samen aus den dunkelzausigen Köpfen der Seggen und aus den Rispen vom Rohrgras, hüpfen ihm nach auf den Boden und suchen dort, wo stilles Wasser steht, auf Stümpfen und zwischen dem Röhricht und Weidenwurzeln nach kleinem Getier, gefräßigen Larven und kleinen Wasserkäfern, Spinnen, Läufern, die angeschwemmt sind, und nehmen auf der trockenen Heide vor dem Walde Distelsamen auf, die der Wind überall hingetragen hat. Kehren dann wieder beim Dorfe ein — doch nicht zu nah, mehr auf den Feldern, und holen sich so aus der ganzen Umgegend ihr Herbstfutter.

Am schönsten aber ist es doch im Moor, beim Wasser und in den Rohrfeldern, zwischen altem Genist umherzusuchen und auf den Halmen zu sitzen, wenn der Wind sie schaukelt, vom Birkstrauch oder der Weide Umschau zu halten, im Rohr in Gesellschaft zu nächtigen und zu erwachen und sich da umherzutreiben, wo es einsam und sicher ist.

* * *

Im Frühling will es der Rohrspatz noch einsamer als im Herbst.

Wenn der erste laue Wind im Rohr wühlt, der Huflattich an den Gräben blüht und im Sumpf der Sonnentau aufwacht, treibt es den zurück in die Heimat, der sie winters verlassen hatte. Aber er kommt einzeln; im Früh-

ling paßt ihm die Gesellschaft nicht. Dann ist er überall im Moor, wo es Rohr gibt und Weiden, am Rande gegen den Wald zu, nur nicht dort, wo es weder Baum noch Strauch hat.

Es ist März, und ihn treibt die Unruhe nach Weib und Nest.

Ganz umgeben von Salweiden und Jung-Erlen liegt ein kleiner Teich tief im Moor. Im Sommer schießen die Libellen drüber hin, die duftige Agrion, die leichte Lestes und die prächtige cyanea. Er ist dann ganz von Grün eingeschlossen, und die Hitze sammelt sich über dem kleinen Becken. Hin und wieder ruhen die Libellen auf einem alten abgebrochenen und bemoosten Pfahl, der aus dem Wasser ragt, und bewegen zuckend den glänzenden Leib. Jetzt im Frühling ist es noch leer hier, wenigstens an Blumen und Grün. Nur am Ufer, aus den gelben Stoppeln, sehen ein paar blaue Blümchen.

Aber die Tierwelt ist wach, der Taumelkäfer saust, und der Gelbrand rudert, der zierliche Bergmolch steigt in die Höhe. Der Pfahl ist auch schon okkupiert. Dort sitzt heute der Rohrammer und probiert sein Lied, wenn man das so nennen will, was er seit Tagen mit so viel Mühe herauswürgt. Eine Folge von scharfen, dabei unklaren Tönen, die klingen, als seien sie nicht das eigentliche Lied, sondern nur das Vorstudium zu dem, was kommen soll. Aber es kommt nichts weiter nach als immer dasselbe „tjai" und „zisss" und „zrie", und soviel Mühe sich auch der Rohrspatz gibt, sich deutlich zu machen —denn er trägt sich selbst mit vielem Eifer vor —, man kommt nicht auf das, was er sagen will, und gibt endlich das Warten auf. Er selbst braucht freilich keinen anderen Zuhörer als sein Weibchen, das verborgen das alte Ufer absucht nach Wassermotten und dabei auch die Nistgelegenheiten inspiziert. Ihr paßt er samt seinem komischen Lied, und sie findet ihn schmuck, wenn er von seinem Pfahl zu ihr herunter singt im Frühlings- und Freiergewand mit glänzend schwarzem Kopf und Kehle, weißem Halsring und Unterseite, und so nimmt sie ihn, und sie bauen ungestört ihr kunstloses Nest in alten Grasstoppeln am Fuße der Weide. Es war freilich dabei nicht vorgesehen, daß der April Regen bringen sollte im Moor, tagaus, tagein. Und Regen wie Sommergewitter so stark, nur anhaltender. Der Teich, der vom Schneewasser noch voll genug stand, konnte den Überfluß nicht mehr halten und lief über. Es blieb den beiden nichts übrig, als wegzuziehen, und sie versuchten es im Moorwald bei Rohrgras und Birken, wo es gelang. Von dem Pfahl im Teich sang auch bald darauf die Schafstelze ihr Liebesliedchen, und dort, wo das Rohrammernest gestanden hatte, baute sie das ihrige.

Aus bräunlichen Eiern am Waldrand aber schlüpften nicht viel später sechs Ammerjunge aus, und sechs zirpende Stimmchen verlangten nach Nahrung; die brachten ihnen die Eltern aus den Erlensümpfen und von den dunklen, stillen Wassern im Walde, wo es genug Weiches und Lebendes gab; denn für harte Sämereien war es noch zu früh. Soweit wäre alles recht gewesen. Aber die Weihe strich gern auf der Wiese vor dem Wald am frühen Morgen, und als die Jungen sich zum erstenmal vor das Nest hinausgewagt hatten in Abwesenheit der Eltern, holten sie sich zwei von ihnen.

Trotzdem war das Moor nicht arm an ihnen. Es wohnten noch viele Pärchen da zwischen Rohr und Weiden, und nicht alle Jungen holten die Weihen weg.

Auch am Teich wuchsen welche auf mit denen der Schafstelze und der Binsenrohrsänger, und ein zweites Mal im Juni legte das Weibchen vier rötliche Eier in das schlecht zusammengeflickte Nest. Anders als dasjenige, das im hohen Gras auf der Wiese gebaut ward. Es fanden sich immer nur graue Eier bei ihr mit feinen schwarzen Haarzügen und Brandflecken. So sagte der Oologe, ein Herr mit wirrem Haar und Bart, der in diesen Tagen das Moor absuchte nach Nestern und aus jedem Rohrammernest ein Ei mit sich nahm. Die Jungen jedoch waren dieselben aus allen Nestern. Anfangs häßlich und gefräßig im Dunengewand, doch schon bald der Mutter ähnlich in ihrem sperlingsbunten Kleid. Die Jungen der ersten Brut stehen schon vor der Mauser; denn der Juli geht ins Land, und die Sonne drückt auf das Moor und brütet überm kleinen Teich. Auf bemoostem Pfahl ruhen wie vorigen Sommer die Libellen im Flug, das Bild ist dasselbe wie damals. Der Rohrspatz hat das Singen noch nicht verlernt. Des Morgens und des Abends gehört der Sitz auf dem Pfahl ihm; er singt an keinem anderen Ort. Freilich hat er nichts dazu gelernt seit dem Frühling: es ist und bleibt ein „eifriges Bemühn". Aber sein Lied gehört nun einmal ins Moor zu Rohr und Binsen, an die seine scharfen Silben erinnern wie das Wetzen der Rohrsänger, deren Aufenthalt der gleiche ist wie seiner.

Ohnehin wird die Zeit bald kommen, wo das Moor wieder verstummt, der Brachvogel nicht mehr flötet, der Kiebitz nicht mehr in den Wiesen schreitet. Im August schon kommen Tage, plötzlich still und trüb, an denen kein Vogel mehr singt. Als besännen sie sich auf den Herbst. Tage, an denen etwas Fremdes in der Luft ist, besonders des Morgens, was nicht in den Sommer gehört.

Tage, an denen man plötzlich gewahr wird, daß das Laub nicht mehr dunkel ist von gestern auf heute, an denen man nach Vergangenem sucht.

Der Rohrammer hat seinen stillen Platz verlassen; er fliegt wieder hinaus vor das Moor und den Wald und die Jungen mit ihm.

Auf der Heide lesen sie den Distelsamen auf und fliegen dann hinüber zu den Äckern wie voriges Jahr und zu den Kohlfeldern, wo noch manche Raupe sitzt. Die Jungen der zweiten Brut sind es, die noch angelernt werden wollen; die andern haben längst ihren Weg gefunden. Sie wissen, was für ihren Gaumen wächst, und wo es zu finden ist; sie kennen das lebende Futter im Sommer und das tote im Herbst, jedes in seiner Zeit, die schönsten Schlupfwinkel im ganzen Moor und die gefährlichen Blößen, über denen die Weihe schwebt.

Sie tragen sich schon fast wie die Alten; denn das alte Männchen hat sein Hochzeitskleid nicht mehr und sieht rostgelb und braun wie der welkende Sommer, und die Jungen sind ähnlich.

Und wenn sie am schwankenden Rohr sitzen, die Kopffedern blähen und den Schwanz fächern, wenn sie schräg aufwärts in die Luft steigen und plötz-

lich wie Steine wieder herabstürzen, muß man scharf sehen, um zu wissen, daß es junge Vögel sind von diesem Jahr und nicht die Alten.

Und dann kommt der Tag, wo sie alle zusammen, Alte und Junge, sich aufmachen früh in der Dämmerung oder des Nachts und dorthin ziehen, wo es wärmer ist.

Denn nur wenige von ihnen bleiben bei uns im harten Winter, wo die Stürme eisig über das Moor fahren und das welke Rohr zerdrücken, wo kein Schutz mehr zu finden ist dort und nirgends. Denn im dicken Wald mag der Ammer nicht wohnen, und an seinem Rande, bei den Jungbirken, ist's nicht viel besser als draußen. Das halten nur die Vögel aus, die härteren Wintern entfliehen, die Rohrammern, die von Norden kommen, ins Rohr einfallen zur Abendzeit oder am toten Morgen und einander locken mit lang gedehntem Ruf.

Der aber einzeln im Moor überwintert, sitzt wie ein Fremdling auf seinem Strauch und fliegt ab wie ein Gespenst, wenn der Moorgänger ihn auf seinem Wege trifft.

Zur Systematik: Der Rohrammer, Emberiza schoeniclus (L.) erreicht eine Länge von 15 cm. Er ist Brutvogel in Europa, Sibirien, Japan. Der ähnliche dickschnäblige Gimpel-A. E. pyrrhuloides Pall. des östlichsten Europas, angrenzenden Asiens wurde auf Helgoland erlegt.

Außer Gold- und Rohrammer sind folgende Ammern in Mitteleuropa heimisch: Grau-A., E. calandra L.; Ortolan, E. hortulana L.; Zaun-A., E. cirlus L. — Südwestdeutschland; Zipp-A., E. cia L. — Südwestdeutschland. Als seltene Gäste kommen zu uns (und wurden auf Helgoland erbeutet) aus dem Süden: Graukopf-A., E. caesia Cretsch.; Kappen-A., E. melanocephala Scop.; aus Rußland-Sibirien die Zwerg-A., E. pusilla Pall.; Wald-A., E. rustica Pall.; Braunkehl-A., E. luteola Sparrm.; Weiden-A., E. aureola Pall.; Fichten-A., E. leucocephalos Gm.; Aschkopf-A., E. spodocephala Pall. Vom hohen Norden kommen im Winter zu uns die Sporn-A., Calcarius lapponica (L.); Schnee-A., Passerina nivalis (L.). Soffel.

Der Kreuzschnabel / Von Else Soffel

Tief im dunkeln Tannicht steht das Häusl des Tiroler Waldbauern; der ganze Berg ist schwarz überzogen. Man steigt hart herauf: der Boden ist von den braunen Nadeln glatt, und nur hin und wieder schaut ein Stein durch. Im Wald ist's, wie wenn immer Betzeit wäre, so still, und wenn man zu dem einsamen Haus heraufkommt, ist's nicht anders, es taucht ganz plötzlich vor einem auf wie ein Bild.

Und schaut man dann von da, wo der Wald einen Ausblick läßt, hinein in die Gegend, so wird's erst recht still: schwarze Berge nebenan und schwarzer Wald gegenüber, das Tal ist eng, und weit hinten, wo es verläuft, sperrt es ein Klotz, der schneeweiß auf den schwarzen Bergen sitzt.

Wenn es Winter ist, wie jetzt, und der Schnee auch noch zubauen hilft, dann ist's, als wär' man hier ganz aus der Welt und in eine Geschichte hineingeraten, in die Verbannung oder in einen Traum.

Es hat aber noch einen besonderen Grund, warum es um das Waldbauernhaus so totstill ist, daß man kein Kind, nicht einen Hund hört, der dem Fremden entgegenbellt: Der Waldbauer ist krank. Um Martini haben sie ihn für tot ins Haus getragen, und seitdem liegt er und faßt an seinen Kopf, wenn er ein lautes Wort hört. Der Franzel, der Älteste, hat sich nit zu helfen gewüßt und hat den Bub'n, den Sepp, zur Godel hinunter ins Tal auf eine Zeit getan. Denn die Bäuerin ist lange tot, und die drei Manner hausen allein da herob'n.

So steht's im Waldbauernhaus. Ein paarmal ist der Doktor heraufgestiegen; aber der konnt auch nichts ausrichten dagegen, und transportieren wollt' er den Bauern nicht lassen, weil er sagt, er hätt' eine Gehirnerschütterung. Er war beim Holzfällen von einem Baum gestreift.

Ob er glaubt, daß die Krumperlen nit helfen kunnten? fragt der Franzel treuherzig den Doktor. Aber der lacht nur laut auf. Ruhe, sagt er, Ruhe und wieder Ruhe, das wär' das einzige. Und fleißig Kompressen auflegen von Eiswasser; Eis wär' ja vor der Tür. —

Aber der Franzel ließ sich das mit den Krumperlen nicht ausreden — in der Stadt wußten sie's alle, daß der Doktor ein unheilig's Leut war, der in keine Kirchen ging und nichts glaubte, als was sie in Innsbruck lernen. Glaubt's der Herr vielleicht auch nicht, daß die Krummschnäbel heilige Vögel seind? Die einzigen, die eine Barmherzigkeit gehabt, als unser Heiland am Kreuz hing? Die ihm die Nagelen aus dem Holz ziach'n wollten? Wovon sie heutigentags noch Zeichen ablegen an ihrem krummen Schnabel?

Nein, der Doktor mag ein g'studierter Herr sein, söll isch recht, aber von die Krumperlen versteht er niachts nit!

Und der Franzel besorgt sich eines, ein Mandel, dem der Oberschnabel nach rechts gebogen war, und hängt es in ei'm ganz kleinen Bauer dem stöhnenden Vater über's Bett, köpflings. Und das Wasser vom Vogel schütt' er nit weg, das muaß der Vatta trinken, bal er g'sund werd'n soll!

So sitzt denn der Vogel in seinem engen Haus über dem Kranken, frißt seinen Hanf, klaubt die Samen aus dem Fichtenzapfen, den ihm der Franzel zusteckt, und turnt aus Langeweile und wie unklug an den Stäben herum, indem er zuerst mit dem Krummschnabel zufaßt und sich dann nachzieht. Es sieht halb gewandt aus, halb unbehilflich, was es aber gar nicht ist, sondern nur Bedächtigkeit, trotz Unruhe. Dabei schiebt er immer eine Seite der andern stark nach, turnt abwärts ebensogut wie aufwärts, greift auch in die Stäbe über sich und geht so an der Decke entlang wie ein Papagei. Findet er seinen Napf leer, so wirft er ihn um und versucht seinen Schnabel daran. Hat er keinen Zapfen mehr im Haus, so benagt er das Haus selbst und ruft immer heftiger gip, gip, gip, als könnte er durch vermehrte Unruhe seinen Hunger stillen oder veranlassen, daß ihm etwas gebracht wird. Der Franzel kommt dann auch bei seinem unaufhörlichen Schreien; denn der Kranke, den der Vogel martert, stöhnt und wird unruhig.

Schien gar einmal eine milde Wintersonne durch die niedrigen Fenster, so ließ der Vogel einen eigentümlich hastigen und sonderbaren Gesang hören, der klang wie :„hi zärizäri, ziis, döng, döng, histhist hehi," in den flocht er auch sein geliebtes gip, gip, gip mit ein und wandte sich dabei eifrig von einer Seite zur andern. Es war einmal bei solcher Gelegenheit — der Bauer und der Vogel waren ganz allein im Zimmer —, daß plötzlich etwas wie ein leichter Seufzer von der Bettseite kam, wo der Kranke lag, und zwei matte Augen hingen mit halbem Bewußtsein an dem blassen Sonnenstreifen oben an der Decke. Dihoija, dihoija, gaga! lockte der Kreuzschnabel gerade. Da sank der Kranke zum erstenmal in träumelosen, sanften Schlummer.

Von da an ging es aufwärts mit der Sonne, die jeden Tag ein Stück höher an der Wand hinaufrückte, und aufwärts mit dem Bauern.

Wie es freilich zuging, daß der Krummschnabel dabei gesund blieb, ging dem Franzel nicht recht in den Verstand. Hatte er denn nicht die Krankheit vom Vattern auf sich zog'n? Wie kam's aber alsdann, daß der Vogel so lebig war und so alert und singen tat alle Täg, heunt wie morgen? Daß das die Fichtenzapfen waren, die er gutherzig dem Vogel in den Käfig steckte, zur Abwechslung, weil's ihrer so viele gab ums Haus, und das klare Wasser, was er bekam, darauf kam der Franzele nicht; denn wie man auf die einfachsten Wahrheiten am spätesten kommt, so kommt der Tiroler auf das Natürliche zuletzt. Bei ihm hängt alles mit irgendeinem „Glauben" zusammen. Sie waren's aber zufrieden, so wie es war, alle drei, der Bauer, der Franzel und das Krumperle.

Das turnte nach wie vor in seinem Käfig umher, dessen Holzstäbe längst nicht mehr ganz waren, zerbiß die Fichtennadeln und zernagte den Zweig, den er mit dem Zapfen hereinbekam, bis er als Gerippe auf dem Boden seines Käfigs lag, und machte sich dann unter beständigem „gip, gip" und

Wetzen des harzigen Schnabels an den Zapfen selbst. Trug ihn ins obere Stockwerk seines kleinen Hauses, setzte sich auf dem Stängelchen zurecht, stellte einen Fuß darauf, um ihn zu halten, und fuhr mit seinem Krummschnabel unter die Deckelchen, daß der Boden bald davon bedeckt war.

Wurde ihm das Geschäft zu langweilig, so ließ er den Zapfen halb ausgefressen fallen, hüpfte herunter an sein Freßgeschirr, um einige Hanfkörner zu zerschroten, und dann zum Wasser, was er in durstigen Zügen trank, wobei er, wenn er den Kopf hob, aus den schwarzbraunen Augen gern zutraulich und beobachtend seitwärts schaute. Weil er nun, so oft er ohne Nahrung war, sein gip gip immer häufiger und heftiger rief, so sagte der Franzele zum Bauern, der jetzt wieder ganz vernünftig sprach: „Looset, Datta, das Krumperle bitt!" Und der bestätigte: „San g'scheidte Viecha dös, und", fügte er dazu, „und singend so liab!" Denn in der langen Zeit, die er noch liegen mußte seit jenem ersten Genesungsschlummer, war ihm der Gesang seine einzigste Freude gewesen. Einmal aber hatte das Krumperle ganz anders gerufen als sonst. Das war, als an einem hellen Nachmittag ein grüngrauer Krummschnabel ans Fenster klopfte. Da rief es im Käfig „zock zock" und noch einmal „zock". Ganz still vor Freude und Überraschung saß der Vogel im Augenblick. Aber dann stürmte er, wie er's nie getan hatte, in seinem Käfig. Von da an war er unruhiger als sonst — und eines Tages war er fort. Es hatte wohl doch einer — seltsam genug — einmal ein Fenster geöffnet, und der Vogel hatte seinen Weg gefunden.

Er saß draußen auf einer der noch immer tief beschneiten Tannen und sang allein im Winter sein Lied. Seitdem die lang andauernde Mauser, die Löcher in sein Kleid gerissen und seinen Kopf kahl gemacht hatte, endlich vorbei, war er prachtvoll im Zeug. Kopf- und Wangenseiten glänzten tief rot, heller mit einem Schimmer von Orange an den Seiten die Brust, Unterrücken und Bürzel. Eigentlich war es nirgend ein reines Rot; es war mit andern, zarteren Farbtönen von Grau und Gelb unterlegt und durchzogen, und das ganze Kleid irisierte, vornehm gedämpft und zusammengehalten von der dunkeln Flügelfarbe, dem Schwarzbraun des Schwanzes. Doch auch an diesen beiden kehrte die Hauptfarbe nochmals wieder, in lichtroten Säumchen, die sie umzogen, so daß das Rot Parole blieb.

Man sah, es war ein altes Männchen in der ganzen Pracht seines Hochzeitsschmucks, was da zu seltsamer Zeit im Jahr sein Liebeslied sang.

Ja, seltsame Hochzeit! Der Schnee stob in weißem Blust von den bärtigen Tannen, als der Rote sich mit der Grüngrauen verband. Es blitzte rings von Frost und Winterkälte. Aber die Sonne hatte einen blauen Tag angesagt, und das war Fest genug. Dihoija, dihöija, gaga!

Es focht die kleine Vogelmutter auch absolut nicht an, die Zehen im Schnee, sich von oben beschütten zu lassen, während sie nach Art des Gatten im Tannendickicht auf und nieder stieg, um nach dem passenden Nistort zu suchen. Ihr blieb das Bauen und Eierlegen — mochte der Rote singen. So flatterte sie von Baum zu Baum, verfolgt und umworben von dem ein-

ladenden zock, zock und dem beteuernden Singsang seiner Liebe. Er ließ sich's nicht nehmen, sie zu begleiten.

Bald hatte sie dürre Fichtenreiser zusammengetragen und drehrund zusammengebogen in die tiefe Gabel zweier Fichtenäste gesetzt, grünes Laubmoos und weiße Bartflechten dick verwoben auf die korbartige Unterlage gearbeitet. Dichtes Nadelgezweige hing darüber; so war es wohl eingebaut. So weit ins Innere des Baumes, dicht an den Stamm, drang weder Schnee noch Regen. Das Dach schützte zudem von oben. Die grünen Büschel hingen dem Weibchen über Kopf und Rücken. Es saß wohlig-warm zwischen dem Grün und verließ das Nest nicht, seitdem das erste der sperlingsgroßen Eier da war, ließ sich vom Gatten füttern und lauschte aus seinem Versteck dem Liebeslied, das er ihr von der Spitze des Baumes sang.

So blieben die Eier unter ihr warm, und es keimte und wuchs in dem abgeschlossenen kleinen Raum, umgeben von Wintertod und Eiseskälte, wie im Weltenraum vom Feuer einer Sonne. Und brachte vier Lebewesen an den Tag, dicht mit schwarzgrauen Dunen bekleidet, die sich unter der Mutter dehnten und schreiend nach Nahrung tasteten, die dicht um sie herumwuchs, wie im Schlaraffenland. Die Alten brauchten nur zuzulangen.

Der Weg vom eingeflößten Samenbrei bis zum selbstgeöffneten Zapfen ist freilich kein kurzer, und die Winterkälte hält die Jungen lang im Nest. Aber was lang währt, wird gut. Und als die Märzsonne in das Fichtenasyl hineinsieht, sitzen die Insassen auf dem Ast daneben und schreien wie junge Hänflinge den Zapfen entgegen, mit denen die Alten eben angeflogen kommen.

Dann gibt es bald neue Junge im alten Nest und eine bunte Gesellschaft von Kreuzschnäbeln im Wald: rote, orangefarbene, grüngraue und dunkelgraue, frisch vermauserte und abgetragene, je nach Alter und Geburtszeit, Geschlecht und Individualität. Die schlugen sich zusammen, als der Sommer kam, hingen und turnten in den Fichten und trugen die Zapfen von einem Baum zum andern durch die blaue Luft, waren träge am Boden und Meister in den Zweigen oben und zogen Junge auf zu jeder Jahreszeit, am liebsten bei blitzender Wintersonne und stiebendem Schnee.

Zur Systematik: Außer vorstehend behandeltem Fichten-Kreuzschnabel, Loxia curvirostra L., von 17 cm Länge, der über Europa, Nord- und Mittelasien, Japan verbreitet ist, kommt in Mitteleuropa — selten in Ostdeutschland brütend — der größere, kräftiger geschnäbelte Kiefern-Kreuzschnabel, L. pytyopsittacus Borkh. Skandinaviens und Nordrußlands vor. Als seltener Gast des nördlichsten Europas und Nordsibiriens kommt der Bindenkreuzschnabel, L. leucoptera bifasciata (Brehm), zu uns, dessen typische Form den Norden Nordamerikas bewohnt. Soffel.

Der Gimpel / Von Else Soffel

Wo der Laubwald sanft zum Tal herabsteigt, sitzt ein Vogel und pfeift, Er sitzt hoch oben in der Buchenkrone; man hat nicht lange nach ihm zu suchen: denn das Rot der Brust leuchtet wie eine Flagge, dazu glänzt die stahlschwarze Kappe, und wenn er mit den Flügeln zuckt und den Schwanz auf und nieder schlägt, blitzt es weiß auf. Er selbst hat auch nicht groß acht, sich zu verbergen, ruft nur immer „diü, diü", wobei er sanft und nachdrücklich auf dem zweiten Ton verweilt. Die Bäume und die Wiese darunter sind still wie des Morgens immer, kaum daß ein Wind hin und wieder dem Roten die weichen Federn aufplustert. Der setzt jetzt seinem ersten Pfeifen noch was zu, das lautet wie „büt, büt" und klingt beinahe noch zärtlicher, fast wie eine Frage. Als aber auch das nicht hilft, fällt er vom Ast, öffnet weit die Flügel, legt sich hinein und läßt sich hinübertragen bis zu der kleinen Wolke, die noch immer unbewegt am Himmel steht seit heute morgen. Die Baumkronen wiegen sich leise, das kleine Wasser unten in der schmalen Rinne murmelt verschlafen: sie wird schon kommen, sie wird schon kommen.

Und plötzlich ist sie auch wirklich da, und man merkt's, daß es zwei sind; denn das „diü-büt, büt" ist nun bald oben, bald unten, der Wald fängt an aufzuhorchen, so leise es ist. Aber das Weibchen trägt sich wohl dunkler als das Männchen? Man entdeckt es gar nicht. Und doch hat's schon eine Weile vor einem gesessen und heruntergeäugt aus braunem, zutunlichem Auge unter der schwarzen Kappe, es ist auch nicht weiter scheu.

Und vornehm-einfach trägt es sich —, was bei dem Gemahl rot, wird bei ihr ein sanftes Rötlichgrau, bräunlich der Rücken und die Schultern, doch schwarz der Kopfputz, Flügel und Schwanz, wie bei ihm, durch sparsames Weiß gehoben.

Die beiden sieht man immer zusammen; lang hält's das eine ohne das andere nicht aus, und gar jetzt im Frühling.

Es ist noch nicht lange, daß sie da sind. Der Winter war kalt und hatte sie südwärts getrieben, eine gute Zeit hatte die Sonne gebraucht, bis sie den Schnee im Wald weggeräumt hatte und den Boden frei gemacht. Seitdem zogen sie langsam wieder nach Norden. In den frühen Morgenstunden flogen sie; jeder hielt sich zu seinem Geschlecht, in kleineren Scharen die Männchen, in größeren die Weibchen; manchmal flog auch ein Roter oder mehrere in den Reihen der Grauen mit oder umgekehrt. Von einem Wald zogen sie zum andern; wo es ihnen gefiel, da blieben sie auch einen Tag. Galt es ein Ziel zu erreichen, so flogen sie hoch in großen Bogen über freies Feld, — verweilten sie, so trieben sie sich von einem Baum zum andern am



A. Radclyffe Dugmore phot. 1904.
Weißbindige Kreuzschnäbel auf beschneiter Tanne.
Loxia leucoptera bifasciata (Brehm).



W. Köhler phot. Helgoland Juli 1909.
Fichtenkreuzschnabel auf Bärenklau Läuse ablesend.
(Seltenes Exempl. mit hellen Binden — nicht Bindenkreuzschn.)
Loxia curvirostra curvirostra L.



W. Köhler phot. Junger Fichtenkreuzschnabel. Helgoland. Juli 1909.
Loxia curvirostra curvirostra L.



A. Cerny phot. Winterberg (Böhmer Wald), August 1908.

Gimpel-Weibchen beim Füttern der Jungen.
Pyrrhula pyrrhula germanica Brehm.



K. Soffel phot. Dachauer Moos b. München, Januar 1909.

Gimpelmännchen im Tannengestrüpp.
Pyrrhula pyrrhula germanica Brehm.

Rand der Gehölze, saßen hoch in den Spitzen der Buchen, riefen und lockten einander, besuchten die Birken an der Landstraße drüben und die Erlen am Bach und übernachteten in den Hecken am Wegrande.

Seitdem aber die Sonne höher gekommen war und kräftiger schien, trat eine neue Ordnung in ihr Recht. Die Paare taten sich zusammen, so wie sie sich gefielen, immer ein Rotes und ein Graues, und sonderten sich von den andern ab.

Was nicht heißen soll, daß die Graue dem Roten immer gleich zu Willen war. Oft genug lockte sie ihn vergeblich und ließ ihn im Stich im Augenblick, wo er sich am Ziele glaubte.

Heute aber hatte der Wald, der verschwiegene, morgenstille, eine Verlobung mit angesehn. Und hatte auch nichts dagegen gesprochen, obwohl seine Bäume genug von Nahrungssorgen und Plackerei, Kindergezeter und dergleichen wußten. Man muß den Dingen ihren Lauf lassen.

So saß denn da oben das Pärchen und sonnte sich in der Frühlingswärme und in seinem Glück. Denn die Sonne war unterdessen hochgestiegen, und die kleine Wolke, die den ganzen Morgen am Himmel gestanden, war still zerflossen. Der Wald glühte, und die braune Erde leuchtete, beide wie in Gold getaucht. Das Männchen hoch oben auf den letzten Zweigen der Buche wußte, was sich schickt. Alle Kräfte wandte er auf, um sich der Liebsten angenehm zu zeigen. Bald saß er wagerecht, nach vorn geduckt, und faltete den glänzenden Schwanz auseinander, wobei er den Kopf, glatt wie Seide und schwarz wie Kohle, hin und her wiegte und aus ganzer Seele sang. Dann zuckte er einmal um das andere mit den Flügeln und drehte den Hinterleib bald nach der, bald nach jener Seite; dazwischen flog er ab, um sich auf einen andern Zweig zu setzen; dann machte er sich schlank und saß aufrecht, um doch bald wieder in seine Liebesprahlerei zu verfallen und in einer Kette von leisen, flötenden und knarrenden Tönen unter Zucken des ganzen kleinen Körpers seinem ungestümen Drängen Ausdruck zu verleihen.

So ging es zwischen ihnen hin und her den ganzen Morgen; denn auch das Weibchen war nicht still, und des Flatterns, Lockens und Kosens, der immer neuen Verlobungen war kein Ende. Bis die zwei endlich Hunger bekamen und mit Rufen und Kirren durch die Äste flatterten bis an den Waldrand und hinunter zu den Erlen, die Futter boten. Dort hingen sie sich an die Zweige und pickten den Samen aus den dunkeln Zäpfchen. Später flogen sie noch weiter, bis an den Obstgarten hinter der Hecke, saßen auf den Birnbäumen und zermahlten langsam die jungen Hüllblättchen der Knospen und die weißen Knospen selbst. Ein Stückchen von einem grünen Blatt, von einer Blüte immer vor dem schwarzen Schnabel, das sie in langsamer Arbeit hin und her schoben, saßen sie da stundenlang zufrieden und zärtlich, stießen ihr leises „büt, büt" noch während des Fressens aus und ließen das braune Auge ruhig umhergehen, ohne Furcht und ohne Neugier, bis der Hunger wieder der Liebe wich.

So verging ihnen eine Reihe von Tagen. Die Obstblüte ging schon zu Ende, an den Zäunen der Häuser und Gärten fing der erste Flieder an zu

blauen und zu duften, am Waldrande schob die Eiche ihre rötlichbraunen Blätter heraus. Da wurde es auch den beiden ernst mit dem Nestbau.

Es führte ein alter Fahrweg im Wald, der endete dort, wo die hohen Buchen um die kleine Wiese standen. Dort würde das Nest geschützt im Dunkel des Waldes stehen, wo kein Sperber und kein Habicht niederstieß; auch war's nicht weit von hier zu den lichten Baumspitzen, in denen das Pärchen gern saß und hinüber von da zu den Äckern und freien Wiesen, zu Hecken und Gärten streifte. Es war ein liebes Plätzchen hier, voll von heimlichem Walddduft. Der alte braune, tiefgefurchte Fahrweg fing leise an zu überwachsen; er verlor sich weit hinten im stillen Grün, wo die Wipfel der Bäume einander unter dem blauen Himmel berührten. Er wußte um hundert alte Geschichten, er und der dunkle Waldboden, auf dem die Blätter so vieler Jahre moderten, Blätter, die auch einst jung und lustig-grün aus dem Boden bis hinauf an die lichten Zweigenden gestiegen waren, um doch schließlich still und golden wieder zu Boden zu sinken, wenn ihre Zeit gekommen war.

Von alldem war ein so schweigsames Reden im Wald und an dem Plätzchen am alten Fahrweg. Das machte die jungen Buchen so heiter-ernst, die kleinen Birken so scheu wie furchtsame Mädchen, die sich dicht aneinanderdrängen. Und darum hielten sich die Föhren so einsam unter den andern. Hier, auf einer von den jungen Föhren, baute der Gimpel sein Nest, dicht an den Stamm, in eine Astgabel. Er brachte erst Leben und Hoffnung herein; wie Sonne auf dunkeln Fichtenzweigen liegt, so tönte sein zärtlich-fröhliches „büt-büt" über der Stille des Waldes. „Diü, diü, büt-büt": Komm, komm, das Leben ist doch schön!

War das ein Gefliege und Geflatter, zärtliche Sorge und Geschäftigkeit! Erst kleine dürre Reiser, einzeln im Schnabel hergetragen, dann Hälmchen von welkem Gras, eine Flechte vom Baum geholt, starke Würzelchen, zäh zusammengewirkt und verbunden — bis es nur stimmte, bis es saß. Denn die beiden waren langsame Baumeister, und vieles Hin- und Hergeplauder mußte bei der wichtigen Sache sein; auch ging's nicht ohne ein zärtliches Schwätzchen dazwischen, mit Stillesitzen, Küssen und Kosen. Und dann und wann ein Liebeslied von der Baumspitze, und — der Hunger war auch noch da und die Ausflüge in die Umgegend.

So vergingen noch mal ein paar Tage.

Schließlich aber lagen doch fünf kleine, glänzende, blaßgrünliche Eier, mit violett-braunen Punkten und Flecken übersät, in dem runden Napf, der mit Pferdehaaren ausgepolstert und mit weichem Wildpelz ausgelegt war. Davon gab es ja genug im Walde; denn die Rehe wechselten über den alten Fahrweg zur Äsung, und die Hasen verloren ihn überall im Frühjahr. Das Weibchen saß allein auf den Eiern und brütete; der Gatte hielt es für genug getan, wenn er in der Nähe saß und dem Weibchen vorsang oder ihm Futter zutrug.

Als aber die schwarzgrau gekleideten Jungen ausgekrochen waren, gab's auch für ihn zu tun. Nahrung war zu suchen für die kleinen Schreihälse, wo es eben welche gab, im Wald, an Feldrändern, in den Gärten, Samen von allerlei Kraut, Löwenzahn und Wegerich, Leinblatt und anderen, wie sie

nacheinander reif wurden. Die waren, erst sorgfältig im eigenen Kropf aufgeweicht, den Jungen zu reichen.

Die erste Brut brachten sie denn auch glücklich hoch. Die Jungen, noch gelb geschnäbelt, mit weißbräunlichem Kopf und rötlichgelber Brust, saßen eines Tages auf dem Nestrand, schrien mörderlich und wollten ausfliegen.

Als aber die zweite Brut nahezu ebenso weit war, da langte eines Tages in Abwesenheit der Eltern eine Hand in das Nest und holte sie sich heraus.

Denn: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr", sagte sich der brave Harzer und nahm sie mit.

Als die Eltern von der Nahrungssuche zurückkehrten, fanden sie das Nest leer. Sie suchten noch eine Weile unter Rufen und Locken die Umgegend ab; dann, als sie nichts fanden, gaben sie Nest und Brüten für dies Jahr auf. So wurde es wieder still am alten Fahrweg, so still wie es vorher gewesen war, und die Gegenwart des lustigen, zärtlichen Pärchens, seiner Spiele und Lieder war Vergangenheit und gehörte zu den vielen Geschichten, von denen der alte Fahrweg wußte.

Weit waren sie übrigens nicht weggezogen, die beiden.

Nicht weiter als bis zum nächsten Wald, der dort anfing, wo die Straße, die jenseits lief, einen Bogen machte und sachte anzusteigen begann. Dort gab es laubige Buchenkronen, wie hier, in denen abends die Sonne hing und morgens erwachte, Waldwiesen und Blößen, auf denen in der Wärme die trockenen Samenkapseln sprangen und ihre Körner ins lichte Gras säten, Dickungen, die Schutz und Nachtquartier boten, auch Wasser. Dort sah man die beiden in schiefem Gang auf der Erde hüpfen, wo es etwas zu picken gab, oder man sah ein verräterisches Rot von einer der Stauden herüberleuchten, auf der die beiden in träger Freßlust seit Stunden verweilen.

Die Jungen wuchsen unterdessen im dunkeln kleinen Handwerkerzimmer auf bei Hanf und Rübsamen und hörten täglich „Ach wie ist's möglich dann" vor ihrem Glockenbauer pfeifen, des Morgens, Mittags und Abends. So daß sie schließlich selber daran glaubten und nachpfiffen: „Ach wie ist's möglich dann". Was anderes war ihnen ja nicht zu Gehör gekommen. Es war übrigens einer unter ihnen, der, seinen Brüdern unähnlich und gänzlich aus der Art geschlagen, ein völlig schwarzes Kleid trug, das nur an den Flügeln und dem Schwanz mit Weiß untermischt war. Er war schon so aus dem Nest gehoben, und sein Besitzer hielt große Stücke auf ihn. Denn er hatte schon manchen jungen Gimpel erzogen, Rotgimpel und weiße, auch solche, bei denen das ursprüngliche Federgewand durch das fremde weiße Überkleid schien, ein schwarzer aber war noch nicht durch seine Hand gegangen.

Der Schwarzgimpel war darum zuerst in aller Nachbarn Munde, dann als man angefangen hatte, sich an ihn zu gewöhnen, gab ihn sein Pfleger ab, daß er nicht im Preise sinke. Und zog aus der Abnormität seinen Nutzen.

* * *

Es ist ein herber, ungewisser Herbstmorgen. Beim Heraustreten aus dem Hause steigt es einem kalt und beizend in die Nase; die Luft ist voll von schwerem

Erd- und Nebelruch. Man weiß noch gar nicht recht, was heute aus Welt und Wetter wird; es ist noch unsicher zwischen Himmel und Erde, unsicher und dunkel.

Da kommen sie schon. Verschleiert und spärlich dringt es durch die graue Wand um dich, so ein paar aufgelesene Tönchen, die man erst gar nicht hört: „Diü, diü" — wie das die Stille nur noch stiller macht! —

Nun aber geht die Sonne ans Werk. Aus dem dunkeln Schleier wird ein heller, grau in Gold gewirkt. Wo er an einer Stelle dünn ist zum Zerreißen, wächst ungewiß eine Baumgestalt auf, langen Äste, Zweige in die Luft. In einiger Entfernung noch eine, dann wieder: stumme Baumwesen, die Straße entlang stehen sie, wie trübe Wanderer am Wege.

Von dorther kommen die Laute; schon scheinen die kleinen Vogelbälle, winterlich dick aufgeplustert, durch das feine Nebeltuch. „Diü-büt, büt" klingt es lauter.

Am Ebereschenbaum hingen die Beeren tauig-kalt, mit feinen Silberperlchen besetzt.

Aber nur dran — es sind die letzten!

Hagebutte, Hartriegel, Weißdorn — sie sind längst dahin. Bleibt nur noch der Wacholder. Da sind die Vogelbeeren doch weit besser.

Eine halbe Stunde später ist die Sonne durch, der Tag ist auf. Als dicke, weiße Bänke liegen die Nebel um den Fuß der Hügel gelagert. Klar und rein, voll Duft und Schimmer ist die Welt. Herbstduft, ohne Dunst, goldne Fäden über die offene Scholle gespannt, Nachklang vom Frühling — doch voller und reiner als er.

Nun sind auch die kleinen Gesellen an der Straße zu sehn; denn sie haben ihren Baum noch nicht verlassen.

Sie werden auch wohl nicht weggehn, ehe er leer ist.

Zu zehn sitzen sie droben, lauter Rotgimpel, der Boden unter ihnen verrät ihre Arbeit.

Sie fassen Futter für die Winterreise.

Von woher mögen sie kommen? Denn weit gereist sind sie; aus der Gegend sind sie nicht. Es sind solche aus dem Norden, wo sie größer gedeihen als bei uns. Vielleicht aus Norwegen, Schweden. Sie ziehen jetzt alle südwärts, auch die aus Schottland, Sibirien und Kamtschatka.

Nur die Algerier, und die sonst um die blaue Adria wohnen, haben es nicht nötig.

Bei uns versucht es hin und wieder einer und hält durch trotz Kälte und Hunger. Treibt sich piepsig und dick in Parks umher, sitzt auf verschneiten Hecken. Und ist dankbar für ein Almosen am Fenster.

Wollen wir ihm nicht durch den Winter helfen?

Zur Systematik: Von Gimpeln kommen bei uns vor: Gem. Gimpel, Pyrrhula pyrrhula germanica Brehm, und der nur in Ostpreußen brütende, sonst als Wintergast vorkommende Große G., P. p. pyrrhula (L.), Nordeuropas, Sibiriens (16,5 und 18 cm). Weiters Karmin-G., Carpodacus erythrina (Pall.), der in Ostpreußen brütet, und nordischer Haken-G., Pinicola enucleator (L.), der gelegentlich ostpreußischer Wintergast ist. Soffel.

Der Girlitz / Von Martin Braeß

Einer der Kleinsten ist's von den Kleinen. Hoch, hoch sitzt er auf dem obersten trockenen Zacken des alten Nußbaumes vor dem Hoftor, und gar eifrig zwitschert er sein schnurriges Liedchen hinaus in den sonnigen Tag. Eigenartig klingt's, ganz anders als die Stimmen der übrigen Sänger. Schön ist es nicht, keine Klangfülle, kein zierlicher Strophenbau; aber es paßt gut in die zitternde, heiße Luft des Mittags, es paßt zu dem strahlenden Blau des Himmels und zu Wiese und Feld, die sehnsüchtig auf Regen warten. Fast wie der Grille eintönig Liedchen klingt es, unermüdlich, nur ab und zu ganz kurz von einer Pause unterbrochen. „Hirngrille" nennt man deshalb den Girlitz in manchen Gegenden Deutschlands.

Eigentlich sind's nur zwei Töne, über die des Vögleins Kehle verfügt, eine Sekunde auseinanderliegend oder nicht ganz so weit. Klirrend zittert erst der höhere Ton durch die Luft, dann unvermittelt der tiefere, jetzt schließt sich wieder der höhere an — lang wird er ausgehalten — nun wieder der andere; so geht es fort in einem Zuge, lückenlos, langweilig, einschläfernd. Erst nach einer Weile folgt eine Pause; dann beginnt das seltsame Liedchen von neuem. Unrein sind die beiden Töne, gepreßt wie des Hausrötels Stimme, doch nicht ganz so metallisch; auch an Grauammers „Schnirrrps" erinnern sie in der Klangfarbe, nur etwas feiner und reiner sind sie als die unmusikalischen Laute jenes plumpen Gesellen. Aber horch! etwas hat er doch noch gelernt: eine Reihe perlender Töne, klangvoll, metallisch wie das Klingeln einer kleinen elektrischen Glocke. Er schaltet sie zwischen die beiden Laute seines Gesangs ein, jetzt wieder und jetzt noch einmal; aber dann geht's langweilig leiernd weiter.

Und so drollig benimmt sich der kleine Kerl, während er singt. Bei jedem Wechsel der Stimmlage wendet er das runde Köpfchen; jetzt schaut er nach rechts und jetzt nach links: rechts perlen und schnurren die hohen Töne hinaus in die Landschaft, links dann die tieferen oder umgekehrt, je nachdem er das Liedchen begonnen hat. Den Takt hält er immer wie ein Konzertmeister —schaut mich nur an, was ich kann! — mit einem Ruck fliegt das Köpfchen nach links, mit einem Ruck dann nach rechts. Und er hat recht, der kleine unmusikalische Sänger, daß er's so macht; die Stärke der beiden Töne erscheint dem Zuhörer dadurch verschieden, das bescheidene Liedchen gewinnt etwas wenigstens an Reiz.

Jetzt fliegt das Vöglein ab in sehr schnellem, leichtem, wogendem Flug; seine perlende Tour klingt dabei mehrmals klar durch die Luft. Auf dem höchsten Baum des Feldgehölzes läßt es sich nieder und singt von neuem sein

zweitönig Liedchen. Aber nicht lange gefällt's ihm; schon kommt es zurück und setzt sich auf den Dachfirst des Hauses. Deutlich hebt sich hier der kleine Vogel von dem strahlenden Blau des Himmels ab. Wunderschön gelb ist das Köpfchen gefärbt, der Hals und die Brust; an den Seiten braunschwarze Flecken, der Rücken dunkel gestreift und gefleckt. An Goldammers Kleid erinnert die Verteilung der Farben. Wieder einige Strophen, dann ist der Kleine hinter dem Hause verschwunden; er wird wohl im Garten zwischen den Beeten allerlei Samen von Küchengewächsen oder Unkraut auflesen.

Unsre Großväter kannten den Girlitz noch nicht; denn ins mittlere Deutschland kam er vor fünfzig oder sechzig Jahren nur selten, und weiter nach Norden zu fehlte er völlig. „Ein südlicher Vogel" — so heißt es bei Naumann — „man findet ihn im mittäglichen Europa." Das ist nun anders geworden; der Girlitz ist einer der Vögel, die ihr Verbreitungsgebiet in den letzten Jahrzehnten nach Norden beträchtlich erweitert haben, und auch in der Gegenwart sucht er noch immer an Boden zu gewinnen, indem er seine Brutplätze weiter nach Norden und Osten verlegt. In Sachsen und Thüringen, in Schlesien, Brandenburg, Hannover war der Girlitz noch vor dreißig oder vierzig Jahren ein seltener Brutvogel; jetzt ist er hier überall häufig, wo er geeignete Plätze findet, Obstgärten, die er besonders liebt, Alleen, Ufer an Bächen und Flüssen, mit Weiden und hohen Erlen bestanden, Waldränder oder Gehölze mit hohen Bäumen zwischen den Feldern. Die Nähe menschlicher Wohnungen sucht er mit Vorliebe auf; er nistet in den Anlagen der Städte, auf alten Friedhöfen, wenn sie von hochstämmigen Bäumen beschattet werden, in größeren Gärten und Parks. Ausgedehnte Waldungen aber, namentlich Nadelholzwälder, meidet er, ebenso rauhere Höhenlagen. Dörfer, in lauschigem Grün versteckt, oder kleinere Laubholzbestände inmitten bebauten Landes sind dem munteren Vogel am liebsten. Auch in Pommern, West- und Ostpreußen kennt man den Girlitz schon; ja in der gartenreichen Umgebung von Danzig ist er geradezu häufig und gemein. Selbst in Dänemark wurde der kleine Einwanderer schon beobachtet; dagegen beherbergt ihn England nur als seltenen Gast. Schritt für Schritt hat der Girlitz an Boden gewonnen, nicht sprungweise, sondern ganz allmählich; man kann es deutlich verfolgen. Vor 1845 war er in Böhmen noch ein seltener Vogel, um 1849 erschien er zuerst in Galizien, in Preußisch-Schlesien Anfang der 60er Jahre; erst seit 1877 ist er als Brutvogel in Polen nachgewiesen. Um dieselbe Zeit begann er im Erzgebirge einzuwandern, wo er schon nach wenig Jahren ein recht häufiger Vogel ward. Anfang der 80er Jahre eroberte er sich die Provinz Sachsen, und so ging es weiter; von Jahr zu Jahr verlegte er seine Brutplätze immer mehr nach Norden. Der Naturfreund darf sich dieser Bereicherung der heimatlichen Vogelwelt freuen — ein fleißiger Sänger mehr, wenn auch sein Lied nur bescheiden ist — und von irgendwelchem Schaden kann man nicht reden; denn frißt das Vögelchen auch manch Samenkörnchen weg, das der Gärtner im Küchengarten ausgestreut hat, Salat, Mohn, Hanf u. dgl., so vertilgt es daneben doch auch wieder Sämereien von Unkraut, das den Nutzgewächsen hinderlich ist.

Für Deutschland ist der Girlitz ein Zugvogel, wenn auch in besonders

milden Wintern hier und da ein einzelner oder eine kleine Gesellschaft den Kampf mit den Nahrungssorgen aufnehmen mag, den die rauhe Jahreszeit mit sich bringt. Vereint mit Zeisigen oder Hänflingen streifen dann die Allzukühnen im Lande umher, von Erlen- und Birkensamen sich nährend, oder sie suchen am Rande des Waldes, an unbebauten Ödländereien die Kräuter und Stauden auf, die über dem Schnee hervorragen, Wegerich, Ampfer, Nachtkerzen, Disteln, Zichorie u. a. Aber das sind Ausnahmen; die Mehrzahl der Girlitze sucht im Oktober die südlichen Länder unseres Erdteiles auf, viele zu ihrem Verderben; denn der lüsterne Südeuropäer scheut sich nicht, selbst das kleinste Vögelchen für die Küche zu fangen — ein winziger Bissen!

Die Vögel kehren bisweilen schon Ende März, meist aber erst im April zurück, paarweise, höchstens in kleineren Trupps; der erste Sonnenstrahl schon reizt sie, ihr eigentümliches Liedchen zum besten zu geben. Noch entbehren die Bäume des grünen Schmuckes, und so ist es leicht, das verliebte Pärchen zu beobachten. Unaufhörlich lockt eins das andere, sobald sie sich nur ein Stückchen entfernt haben, bis beide wieder auf demselben Zweige sitzen, wo sie sich schnäbeln und liebkosen und sich gegenseitig aus dem Kropfe füttern. Dann fliegt das Männchen auf den Wipfel und schnurrt und leiert sein Liedchen herunter; doch bald flattert es auf den nächsten Baum, singt ein paar Strophen von dort und kehrt wieder zurück, oder es steigt wohl auch wie der Baumpieper trillernd schräg in die Luft, um sich auf seinem Lieblingsplatz wieder niederzulassen. Das viel unscheinbarer gefärbte Weibchen sieht diesem Liebesspiel nicht gleichgültig zu. Aufgeregt hüpft es, keine Sekunde in Ruhe, von einem Ästchen zum andern, bis es plötzlich abstreicht; der Gatte mit hellklingendem Ruf hinter ihm her.

Im Nestbau sind die Vögel wahre Künstler; sie verstehen es, trotz ihres winzigen Kegelschnabels, der nur ein wenig aus dem kleinen Köpfchen herausschaut, ein sehr hübsch geflochtenes Nest herzustellen, etwa nach der Art des Buchfinken, nur merklich kleiner. In den obersten Gabelzweigen höherer Bäume legen sie es an, aber ebenso gern auf niedrigem Seitenaste, nur zwei oder drei Meter über dem Boden; dabei bevorzugen sie das Blattwerk von Laubbäumen, wie Linden, Roßkastanien, Buchen, Eichen, Ahornbäume, Erlen, Apfel-, Birnbäume u. a.; doch trägt bisweilen auch eine Fichte oder Weimutskiefer den zierlichen Bau. In manchen Gegenden erleichtern sich die Girlitze das Aufsuchen der Niststoffe dadurch, daß sie diese einem vorjährigen Finkennest entnehmen, welches sie vollständig zerzausen.

Anfang Mai ist das Gelege vollzählig, meist vier oder fünf, bisweilen auch sechs winzige, zartschalige Eier; mit ihren dunkeln, blutroten oder braunrötlichen Punkten, die sich meist am stumpfen Ende kranzartig anordnen, sehen sie sehr niedlich aus und sind den Eiern des Erlenzeisigs zum Verwechseln ähnlich. Das Brutgeschäft scheint das Weibchen allein zu besorgen, während das zärtliche Männchen oft hinzufliegt, sich an den Nestrand klammert und aus dem Kropfe die Gattin füttert. Sind die Jungen den Eiern entschlüpft, so werden sie von den Alten zunächst mit Insektenlarven, Blattläusen u. dgl. gefüttert, wie es ja auch Zeisige und Buchfinken machen; bald

aber gewöhnen sich die Kleinen an die derberen Pflanzensamen, zumal ihnen diese sorgfältig enthülst und im Kropfe aufgeweicht von den Alten gereicht werden.

Hat die Jugend das Nest verlassen, so führen die Eltern sie auf die Gemüsebeete im Garten, auf Schuttabladeplätze, Komposthaufen oder hinaus auf den Acker, in die Erdbeeranlagen und in die Weinberge. Hier gibt es Unkrautsamen in Menge, vom Gänsefuß und vom Kreuzkraut, von Vogelmiere, Melden, Löwenzahn, von Wegbreit, Habichtskraut usw. Am liebsten freilich ist ihnen Hanf- und Mohnsamen, Rübsen, Lein, Salatsamen. Freundschaften werden mit den Kindern anderer Familien geschlossen, und nach einer Woche finden sich die Jungvögel auch ohne Begleitung der Eltern an solchen bevorzugten Orten ein, Gesellschaften von zwanzig Köpfen und mehr, während die Mutter bereits wieder das erste Ei ins Nestchen legt und der Vater die sorgenfreie Zeit benutzt, sein geschwätziges Liedchen vorzutragen, schwirrend und hell. Seinen Gesang vernimmt man auch noch im Hochsommer, nachdem bereits die zweite Brut, meist aus nur vier Köpfen bestehend, flügge und selbständig geworden ist. Später, wenn die Tage merklich kürzer werden, wenn es zu „herbsteln" beginnt, da schlagen sich die Girlitze zu Gesellschaften zusammen und streichen, bisweilen in Gemeinschaft mit Zeisigen, im Lande umher, bald auf einem Krautacker sich niederlassend, bald im Geäst von Birken oder Erlen, um den reifenden Samen zu probieren. Im Oktober aber ist gewöhnlich die ganze Sippschaft verschwunden. Sechs Monate später sind sie schon wieder da, und nicht mehr als zufällig verschlagene Gäste kommen sie in ein fremdes, unbekanntes Land, wie noch vor einem halben Jahrhundert vereinzelt ihre Väter, nein, die Heimat ist es, die ihnen nach langer Fahrt winkt, die traute Heimat, wo sie ihr Nest schon Jahr um Jahr in der ehrwürdigen Linde oder in dem Nußbaum am Tor des Gehöftes bauten, wo sie jedes Plätzchen kennen, jeden Winkel, der ihnen Nahrung verspricht.

Zur Systematik: Unser deutscher Girlitz, Serinus canaria germanicus Laubm. gilt heute mit seinen südlichen Unterarten als Form des Kanarienvogels von den „glücklichen Inseln". Das 12 cm messende Vögelchen ist grünlicher gefärbt als der südlicher lebende gelbere, ebenfalls in Deutschland vorkommende S. c. serinus (L.). Im Kaukasus, in Höhen bis zu 3000 m, Kleinasien, Persien, südöstlich bis zum Himalaya brütet Serinus pusillus (Pall.) mit orangeroter Stirn. Soffel.

Der Erlenzeisig / Von Else Soffel

Von einem Tag zum andern war es Herbst geworden.

Man hatte ja gar nicht daran gedacht, solange die Sonne schien.

Und sie schien täglich; ein Morgen war wie der andere und die Abende immer dieselben. Das Laub wurde farblos, und man merkte es nicht einmal.

Und nun blieb von heute auf morgen die Sonne aus. Der Herbst kam mit einem Schlag; er veränderte alles, und man lief draußen umher und konnte sich nicht zurechtfinden. Man hatte keine Zeit gehabt, sich an ihn zu gewöhnen.

Und er blieb.

Als die Sonne nach Wochen wiederkam, war das letzte Laub bunt und die Felder leer, das Bild von vorher war nicht mehr herzustellen. Aber sie kam erst nach Wochen. Einstweilen folgten graue Tage, einer auf den andern, Herbststille und Kühle, rauhe, fremde Luft.

Da war es gut, daß die Wanderer und Herumstreicher unter den Vögeln den Wald wenigstens vorüberziehend noch mit lustigem Leben erfüllten, — er wäre sonst gar zu traurig gewesen, nachdem er alles hatte hergeben müssen, was der Frühling gebracht, das junge Laub und die Lichter in seinem Grunde, die heimlichen Blumen und den Vogelsang.

So aber bekam er heute den und morgen jenen Besuch, einmal die Jungspechte, die unterwegs waren, dann Meisen, die ihre Musik mitführten, und nun die Zeisige.

Es mußte wohl da oben ein harter Winter eingesetzt haben, da sie heuer so bald zu sehen waren. Denn brüten tat keiner in der ganzen Umgegend, man kannte sie hier nur im Spätherbst und Winter; im Frühling zogen sie wieder fort.

Wenn aber die Baumsamen reif wurden im Herbst, die Tannen-, Erlen- und Birkensamen, waren sie gerne da und hielten sich auf, solange es etwas zu fressen gab. Dann zog die muntere Gesellschaft hoch oben in den Baumkronen am Waldrand gegen die Wiese zu oder trieb sich hinter dem Gutshof auf den wenigen Erlen am Graben herum oder ein Stückchen weiter in dem kleinen Erlensumpf an der Landstraße. Man wußte es bald, wenn sie da waren; denn es waren immer sehr viele, und sie betrieben ihre Geschäfte laut und lustig und wichtig wie die Kinder, und keiner war gern allein. Immer gab es zu locken und zu rufen oder auch zu beißen, wenn einer das hatte, was dem andern gerade gefiel; denn auch darin waren sie wie die Kinder.

Lang dauerte aber der Streit nie; der Klügere von beiden ersah sich

bald einen andern Zapfen oder ein anderes Zäpfchen und machte sich daran, die Samen auszuklauben. Dabei ging es von der Birke auf die Kiefer, dann auf den Boden, wo die Samen ausgestreut lagen, von hier zum Wasser in der Nähe und dann wieder hinauf in die Zweige, an denen sie so geschickt turnten wie die Meisen. Und so den ganzen Tag, kaum daß um Mittag die harmlose Fröhlichkeit auf ein Weilchen verstummte. Zuweilen fiel es einem von ihnen ein, eine Strophe zu singen, obwohl das Wetter nicht eben dazu verlockte. Das war dann eine muntere Folge von lauter schwätzenden, zwitschernden Tönen, an die er ein breites, behäbiges „dä ä" jedesmal anhing, um dann wieder von vorn anzufangen, ähnlich wie die Rauchschwalben, die ihrem plaudernden Singsang auch am Schluß jeder Strophe ein Gewicht anhängen, oder wie der Goldammer, der stets den Akzent auf den letzten Ton legt. In Thüringen und im Harz, wo einmal das Handwerk blühte, nennen sie das Zeisel deshalb den Strumpfwirker. Auch soll es einen Edelstein besitzen, der ihm das Nest unsichtbar macht, und wer einmal nach einem Zeisignest gesucht, möcht' es schier glauben, so versteckt und unkenntlich hängt es im dichten Fichtengewirr, an Goldhähnchenplätzen, wo kein Menschenauge durch kann, oder wo es dran vorübersieht, weil das kleine Ding mit seiner Außenwand aus grünem Moos und Bartflechten sich nicht von seiner Umgebung trennt.

So bleibt es an manchem Ort eine heimliche Sache, ob der Zeisig da brütet oder nicht; es ist zu schwer, ihn dabei zu beobachten, und die man im Winter in Scharen sah, vielleicht auch noch im Frühling, zeigen sich im Sommer einzeln und wie versprengt.

Die jetzt hier auf der Hochebene von Wald zu Wald zogen, bald im Nadelholz, bald auf den Birken oder im Erlensumpf waren, blieben sicher nicht hier, obwohl es manche Leute nicht wahr haben wollten, daß welche von ihnen im gemischten Jungwald hinter dem großen Gutshof ihre Nester hätten. Es ging aber nur so von Mund zu Mund; bestimmte Beobachtungen, die man hätte festlegen können, hatte keiner gemacht. Die Erwachsenen, die ihn im Sommer hier gesehen haben wollten, hatten gar keine Zeit zu so etwas; sie gingen durch den Wald zu oder von ihrer Arbeit und freuten sich, wenn sie glaubten ein Zeisel gehört oder gesehen zu haben. Genauer sahen sie nicht hin. Und die Jungen, die sicher mehr von Alten und Jungen und besonders von den Nestern wußten, schwiegen natürlich.

Selten waren sie sicherlich im Sommer. Die meisten von ihnen zogen wohl nordwärts; denn der Zeisig ist ein Nordländer und geht so weit nach dem Süden, als ihn der Hunger treibt und der Tisch am reichlichsten für ihn gedeckt ist.

Vielleicht waren sie aus den Alpen herabgekommen ins mildere Vorland und gingen wieder dahin zurück, vielleicht zogen sie im März oder April hinauf nach den ernsten Wäldern Thüringens, nach dem Schwarzwald oder Harz.

Irgendwo in solcher Gegend, wo es Wälder gibt, mehr im Norden als im Süd, werden zur Osterzeit um den Frühlingsmond die Pärchen ihr sauber

ausgerundetes heimliches Nest bauen und es weich auslegen für die kommende Brut. Die meisten tief in den Fichten, wo niemand oder nur ganz wenige den Liebesflug des schwarzköpfigen Männchens, das Gezeter der hungrigen Jungen belauschen, manch einer vielleicht im lichten Laubwald.

Die Jungen werden die zarten bläulichgrünen Schalen der winzigen Eier sprengen, und die Eltern werden ihnen nach altvererbter Tradition den weichen Insektenbrei in die hungrigen Schnäbel füllen, bis sie zum Körnerbrei fortgeschritten sind und schließlich selber kleine Insekten suchen und die ersten Ausflüge in die umliegende Welt, d. h. in die Nachbarzweige, machen.

Und wenn der August da ist, werden sie mit den Alten auf den Strich gehen und auch wieder in das Alpenvorland kommen, wo sie ihre Nahrung auf Birken und Erlen und im dunkeln Nadelwald finden, und die Leute werden sich aufs neue streiten, ob die Zeisel im Sommer bei uns bleiben oder nicht.

Zur Systematik: Außer unserm Erlenzeisig, Acanthis (Carduelis) spinus (L.), der 12 cm Länge erreicht und Europa bewohnt, soweit die Nadelwälder reichen, ebenso in Sibirien bis Japan zu Hause ist, ist noch der Zitron-Z., Acanthis (Carduelis) citrinella (L.), von 13 cm Länge zu nennen, der Zentral- und Südeuropa bewohnt. Bei uns ist das grün, grau und grüngelb gefärbte Vögelchen in Südwestdeutschland zu finden: im Schwarzwald, Allgäu; gelegentlich auch in Mitteldeutschland. Soffel.

Der Hänfling / Von Martin Braeß

„Thüringer Waldkonzert!" Der alte Flickschuster des kleinen Gebirgsdorfes möchte es nie und nimmer entbehren; von Jugend auf ist er daran gewöhnt, jahraus jahrein Gesang bei der Arbeit zu haben. Drei kleine Drahtbauer sind es, welche die Sänger beherbergen; an der Wand der Werkstatt hängen sie, unweit vom Fenster. Der erste Strahl der aufgehenden Sonne streift im Frühling und Sommer die kleinen Gefängnisse, daß ihre Insassen gar fröhlich zwitschern und singen und es kaum erwarten können, bis ihr Pfleger zu ihnen tritt, sie mit Futter und Wasser versorgt und dann die Bauer vor das Fenster hinaushängt. Das ist ein froher Gesang, vom Morgen bis Abend fast ohne Pause. Oft legt der Alte den Hammer beiseite, stützt das Kinn auf die Hand und lauscht jedem einzelnen Vogel. „Didlit" lockt mehrmals der bunte Stieglitz, dann schlägt er seine kleine, perlende Strophe mit den rasch sich folgenden Tönen „pickelnick pickelneia"; auch andere Touren schaltet er ein und hübsche pfeifende Laute. Dazwischen schwatzt der grüne Zeisig sein „didiblidlidеidääh", den breiten, kreischenden Schlußton so drollig in die Länge ziehend, als sei's der angenehmste Laut von der Welt. Und der dritte im fröhlichen Bunde, das ist der Hänfling, der beste Sänger unter den heimischen Finkenvögeln, der über einen Reichtum ansprechender Melodien und über flötende Töne verfügt.

Der Hänfling ist der Liebling des Alten; im vorigen Jahr erst hat er ihn im Sprenkel gefangen, das er zwischen den samentragenden Hanfstauden im Garten angebracht hatte. Anfangs war der Wildfang recht unbändig, selbst im verdunkelten Käfig; aber nach ein paar Wochen schon hatte er sich mit seinem Schicksal ausgesöhnt, und lohnt nun durch unermüdliches Singen den täglich gespendeten Rübsamen und Mohn, dem von Zeit zu Zeit noch ein paar Hanfkörner beigemischt werden. Der vorige Hänfling war im letzten Frühjahr gestorben — gesund und tot — noch eben hatte er gesungen, dann war er niedergefallen und war verendet. Zehn Jahre lang war er der Stubengenosse des alten Schusters gewesen; nun galt's einen Ersatz. Statt des Stieglitzes, der so selbstbewußt sein prächtig geschmücktes Kleid trägt, genügt auch ein Buchfink, statt des Zeisigs wohl auch ein Kreuzschnabel; aber ein Hänfling kann durch keinen andern Sänger ersetzt werden. Er ist die Hauptkraft im lustigen „Waldkonzert", und so mußte es wieder ein Hänfling sein. Es streifen ja im Frühling und im Herbst so viele umher. Die Natur wird nicht ärmer, wenn sie einen hergibt, und das Herz des einsamen Mannes wird reicher an Freude.

Ein prächtiger Vogel war der Hänfling, als er im Spätsommer gefangen ward, ein richtiger „Bluthänfling", mit schönstem Karminrot auf Scheitel

und Brust. Bald aber verblaßte das herrliche Rot, es ward gelblich, unscheinbar; dann mauserte der Vogel im Herbst, und heute ist keine Spur mehr von dem früheren Schmuck zu erkennen. Wie bei dem Kreuzschnabel ist's, da verschwindet auch das rote Gewand in der Stubenluft und bei der veränderten Nahrung, während der Stieglitz den roten Tupfen am Vorderkopf in der Gefangenschaft selbst lange Jahre hindurch frisch erhält. So ist der Hänfling der am schlichtesten gekleidete Musikant des lustigen Trios; aber der leidenschaftlichste, der genialste Sänger ist er trotz des einfachen Kittels. Das ganze Jahr singt er, bis auf den Monat, in welchem er mausert.

Ein eigentlicher Zugvogel ist der Hänfling nicht, wenigstens nicht in unsern Breiten; wohl vermißt man ihn hie und da selbst in gelinderen Wintern, aber an geschützten Orten, die auch während der rauhen Jahreszeit einige Nahrung bieten, begegnet man ihm öfters in ganzen Scharen. Starker Schneefall vertreibt die Vögel dann wohl plötzlich; sie streichen weiter, suchen nach schneefreien Stellen, wo sie rasten, bis ein neuer Schneesturm sie forttreibt — wohin? . . . Schnell fördert der Flug, und hie und da finden sich doch Orte, wo der Schnee nicht alles verweht hat und noch einige abgestorbene Kräuter und Stauden mit ihren Köpfchen und Rispen voll Samen aus der weißen Decke herausragen. Am schlimmsten freilich werden für die Vögel Rauhreif und Glatteis; denn bei solchem Wetter sind die Ritzen und Fugen an Stamm und Astwerk verschlossen, und auf dem lockeren Schnee hat sich eine feste Kruste gebildet, die dem kleinen Schnabel und den schwachen Füßen Widerstand leistet. Da geht so manches Vöglein ein, und die abgewetzten Federchen am Grunde des Schnabels legen trauriges Zeugnis von dem vergeblichen Kampf ab, den es mit der harten Eiskruste geführt hat.

Im März paaren sich die Hänflinge und suchen ihre alten Brutplätze auf. Die Kameradschaft mit den vielen Genossen geht dann in die Brüche.

Am Nestbau beteiligen sich beide Gatten. Auf die gröberen Stoffe der Außenwand folgt innen ein dichtes Geflecht aus feinen Würzelchen, mit Fäden und dünnen Halmen durchwoben; dann wird der halbkugelige Napf sorgfältig mit tierischer oder pflanzlicher Wolle ausgepolstert, auch einige Pferdehaare und Schweinsborsten werden hineingedrückt, und fertig ist die niedliche Wiege, ein weicher Bau, bei dem an wärmender Wolle nicht gespart ist. In der Wahl des Nistplatzes zeigen die Hänflingspärchen einen recht verschiedenen Geschmack. Bald steht das Nestchen in einem niedrigen Wacholder-, Tannen-, Fichten- oder Taxusgebüsch, in den Beerensträuchern der Gärten, in den Ranken von Weinstöcken, auf Zweigen von Obstbäumen am Spalier, in Reisighaufen und Holzklaftern; bald ist es mannshoch in einer Weißdorn- oder Buchenhecke errichtet, in den Schlinggewächsen, welche die Laube umgeben, in einem Holunderbusch; bald aber thront es auch höher, oben in einer alten Linde oder Kastanie, in der Blätterkrone von Ahorn und Buche. Jeder Örtlichkeit weiß sich der Hänfling auf das geschickteste anzupassen, und wo Bäume fehlen, wie auf den friesischen Inseln, da baut er sein Nest in den üppig wuchernden Sanddorn, selbst in Carexbüscheln hat man's gefunden. Auf heidebewachsenen Flächen bauen die Hänflinge fast am Boden im Schutze des niederen Ge-

strüppes. Doch das sind Ausnahmen; der liebste Aufenthalt sind dem Hänfling Waldränder mit jungem Nadelholz, Hecken und Dornengesträuch an Wiese und Acker, Gebüsch in Garten und Park; dabei ist es ihm gleich, ob bergige Gegend, ob Hügel-, ob Flachland. Überall in Deutschland und den angrenzenden Gebieten ist der muntere Sänger bekannt. Im Norden geht er hinauf bis Drontheim; an jeder geeigneten Örtlichkeit trifft man ihn in der südlichen Hälfte von Schweden und Finnland; auch Rußlands Kälte fürchtet er nicht; in der Breite von Petersburg brütet er noch an vielen Orten.

Anfang April ist das Nestchen fertig, und bald liegen fünf, selten sechs Eier darin, die denen des Stieglitzes außerordentlich gleichen. Auf mattem blaugrünlichen Grunde zeigen sie feine Pünktchen und Flecken von blut- oder rostroter, teils schwärzlicher Farbe, namentlich am stumpfen Ende, das sie undeutlich kranzförmig umgeben. Dreizehn oder vierzehn Tage lang brütet das Weibchen. Das ist die einzige Zeit im Jahre, wo man das Männchen allein sieht; stets wird es sonst von der Gattin begleitet; stets fliegen sie zusammen aus, nach den Futterstellen unter die Erlen am Bach, um den ausgefallenen Samen aufzulesen, nach der Wiese, wo es manches zu picken gibt, Samen von Löwenzahn, Hühnerdarm, von Ehrenpreis, Hirtentäschelkraut usw., nach dem Feld oder Garten, wo die grünen Spitzchen der aufgehenden Pflanzen gekostet werden, nach dem Quell oder Bach, wo ein frischer Trunk winkt, oder nach dem Rande des Waldes, wo zarte Halme und Würzelchen, nach den Pappeln und Weiden, wo weiche Wollflöckchen in Menge für den Nestbau zu haben sind. Jetzt aber fühlt sich das schmucke Männchen, dessen Stirn und Brust von Woche zu Woche in immer schönerem Karmin prangen, frei, und mit andern seines Geschlechts macht es bisweilen größere Ausflüge, selbst nach fernliegenden Feldern und Gärten. Das ist ein fröhliches, wogendes Fliegen, ein geschicktes Schwenken, ein rasches Herabschießen aus der Höhe, ein gewandtes Umkreisen der Stelle, wo sie sich rasch niederlassen und nun in hastigen Sprüngen am Boden dahinhüpfen oder auf den Stauden umherklettern. Dann schwingen sie sich auch gemeinsam ins Geäst empor, immer einander mit kräftigem „gäckgäckgäck" lockend; sie setzen sich gern hoch hinauf in die Spitzen des Busches, auf den Wipfel des Baumes oder sonst auf ein freies Ästchen, und nun zeigen sie, was sie können: Flöten, Schmettern und Jodeln. Dann besinnt sich der eine wohl seiner Pflicht als Eheherr und streicht ab; im Nu folgen die andern seinem beständigen Locken. Ein paar Augenblicke wird auf den Fichten am Waldesrand gerastet; dann geht es weiter. Aber o weh, den Sperber hatten sie nicht gesehen, der im Dunkel des Geästes auf einem Fuß hockte. In stürmischer Jagd hat er die abfliegende Schar erreicht, mit einem der langen Fänge faßt er zu. Dann macht er eine Schwenkung zurück in den Wald, wo der kleine Vogel gekröpft wird. Eifriges Locken führt die zersprengte Schar bald wieder zusammen, und nach ein paar Augenblicken sitzt jeder im Busch, im Baum, in der Hecke, wo das Weibchen brütet. Nur im Lebensbaum vor dem Hause, da wartet und wartet die Gattin, das Unglück nicht ahnend, das sie betroffen hat. Wird sie allein die Jungen aufziehen, die den Eiern schon in den nächsten Tagen

entschlüpfen? Wird ein ehelos gebliebenes Männchen sich zu ihr gesellen in den Tagen der Not?

Wenn der Wonnemond einzieht, ist das große Ereignis geschehen: die Jungen sind da! Geschäftig streifen die Alten nun wieder paarweise umher, nach Futter für die Kleinen zu suchen. Reich ist der Tisch gedeckt; es gilt nur, die zartesten Samen auszuwählen, wie die vom Löwenzahn, Habichts- und Täschelkraut, von Hühnerdarm und anderen Unkräutern. Mit den Schnabelrändern werden die Früchtchen zerquetscht und dann im Kropfe erweicht; ausnahmsweise erhalten die Jungen wohl auch einmal ein kleines Insekt. Ist Gefahr in der Nähe, schleicht eine Katze umher, so warten die Eltern lange, ehe sie das Nest selbst aufsuchen; erst wenn der Lärm der Amseln wieder verstummt ist, lassen sie einen sanften Flötenruf hören, den die Jungen mit leisem Zwitschern beantworten; die Gefahr ist vorbei, alles wieder in Ordnung.

In ein paar Tagen sprossen den fast nackten Kleinen die ersten Kiele; nach einer Woche beginnen sie sich schon kräftiger zu bewegen, hin und her zu rücken, soweit es der winzige Raum erlaubt. Jetzt reckt eins das Flügelchen über die Geschwister, dehnt sich und streckt sich, und zehn oder zwölf Tage alt, flattert die kleine Gesellschaft aus dem Nestchen von Zweig zu Zweig bis hinauf in die Krone des Baumes, wo sie nun unaufhörlich mit bittendem Tone nach Futter ruft. Es dauert nicht lange, so folgen sie den Eltern nach den Beeten im Garten, an den Feldrain, zur Wiese und lernen es, vom Boden die kleinen Sämereien zu picken zwischen Melden, Lichtnelken und Labkraut, Stellarien und Potentillen, oder sie setzen sich wohl auch schon auf eine Doldenpflanze, eine Komposite und untersuchen die Blüten nach den saftigen Körnchen. So werden die Kleinen anderhalb oder zwei Wochen lang von den Eltern geführt; sie lernen die ganze Gegend kennen, freunden sich an mit den Jungen anderer Hänflingsfamilien, mit jungen Finkenvögeln jeder Art, sind bald hier und bald da und verschwinden schließlich aus der Gegend, wo ihr Nestchen stand. Mit Vorliebe suchen sie jetzt die Felder auf, wo der Sommerrübsen reift, auch Kartoffel- und Rübenstücke, wo viel samentragendes Unkraut wächst; flatternd lassen sie sich aus gleichem Grunde wohl auch im hohen Getreide nieder. Die Eltern aber sind noch nicht frei; sie schreiten zur zweiten Brut, die gewöhnlich um die Mitte Juli flügge wird. Anfang August sind sie von allen Elternsorgen erlöst.

Nun kommt der Herbst mit seinen Freuden. Nahrung ist im Überfluß vorhanden, und golden scheint die Sonne vom tiefblauen Himmel. Da geht dem kleinen Sänger noch einmal das Herz auf. Er sitzt auf dem Lebensbaum oder der Zypresse des Friedhofes, in der Schonung auf einer der Fichtenspitzen und singt und flötet sein Liedchen aus voller Brust, selbst noch spät im Herbste. Dann fliegt er der Schar seiner Genossen nach, mit denen er sich vereinigt hat, von einer Feldmark zur andern, vom Waldrand zu den hohen Erlen am Bach, vom Stoppelfeld nach dem Krautacker. Jetzt mischen sie sich mit Zeisigen, dann wieder mit Grünfinken; eine Strecke weit ziehen Feldsperlinge mit, und nun sind's Stieglitze oder Buchfinken, denen sie sich ein Weilchen anschließen. So geht es hin und her, bald hier und bald da: ein

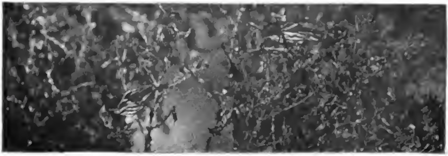
sorgenlos Völkchen. Naht dann der Winter mit Schnee und Eis, so werden von vielen mildere Striche aufgesucht, aber eine große Anzahl hält doch tapfer auf ihrem Posten aus, so daß wir in der kargen Zeit das liebe Vögelchen auch nicht in unserer Landschaft vermissen.

Zur Systematik: Den zwei europ. Hänflingen begegnen wir auch in Mitteleuropa: dem Bluthänfling, Acanthis (Carduelis) cannabina (L.), dessen Männchen rote Kopfplatte, Kropf und Brustseiten zeigt. Das 14 cm messende Vögelchen brütet in Europa mit Ausnahme des Nordens. Sonst kommt es in unterschiedenen Unterarten noch in Nordwestafrika, auf Madeira, den Canaren, in Kleinasien, Persien, Turkestan bis Kaschmir vor. Als Wintergast kommt zu uns der im hohen Norden Westeuropas brütende Berghänfling, Acanthis (Carduelis) flavirostris (L.), dessen Männchen das leuchtende Rot fehlt. In der Größe ist es dem vorigen gleich. Unterarten des Berghänflings bewohnen den Kaukasus, Kleinasien und die asiatischen Gebirge bis nach Tibet, Kaschmir und die Mandschurei hinein. Soffel.



R. Poul phot. Glogau, Juli 1907.

Girlitz am Nest mit Jungen.
Serinus canaria germanicus Laubm.



M. Behr phot. Cöthen, September 1910.

Erlenzeisige, Salatsamen ausklaubend.
Acanthis spinus (L.).



M. Behr phot. — Cöthen, September 1910.

Erlenzeisig, Salatsamen ausklaubend.
Acanthis spinus (L.).



R. Paul phot. — Glogau, Mai 1906.

Bluthänfling am Nest mit Jungen.
Acanthis cannabina cannabina (L.).

Der Birkenzeisig / Von Else Soffel

Gäste aus dem hohen Norden sind eingefallen. Sie tragen rote Flämmchen auf dem Scheitel und teils einen roten Brustlatz; sonst ist viel Weiß und Lichtbraun und Grau zu einem hellgestreiften und gezeichneten Kleid verwoben, ähnlich wie an jungen Birkstämmen. Sie kommen auch von Birken her, die ihr Baum ist, von deren Samen sie sich nähren, auf deren Ästen in Mannshöhe sie bauen, für die ihr Kleid gemustert ist, und deren Namen sie tragen. Recht der Gegensatz zu stumpfer Seidenschwanzbeharrlichkeit. Leichtes Turnervolk. Wie sie an den Haarzweigen der Hängebirken schaukeln, nur wenig mit den Zehen um die Fäden greifend, dabei noch ihre Arbeit verrichten und den Kameraden locken, den schwingenden Halt plötzlich fahren lassen und auf dem Erdboden erscheinen, im nächsten Augenblick hoch oben auf der Spitze mit der braunen geflügelten Birknuß! Tschett, tschett! Und all das Durcheinander von Stimmen, sich breitenden und schließenden Flügeln, aufwärts und abwärts, Wenden und Drehen, Klettern, Schnellen und Flattern, Hüpfen und Schweben und Schwingen im Zweiggewoge! Ohne Schwere und Last, mit emsiger Hast in Geselligkeit und Schnelligkeit; ganz Leben und Bewegung.

Drunten auf dem Wacholder pflegt ein Seidenschwanz seine aufdringliche Gefräßigkeit. Und über ihm turnen die roten Flämmchen, erdbefreit, recht der Gedanke des Vogels. Nicht, als ob sie sich nicht auch nähren würden. Man sieht ihnen aber die Vielesser nicht an, Herr Seidenschwanz.

Mit einer Birke ist die Schar bald fertig. Dann geht es in kurzen Wogen nach einer andern oder weiter fort im Chorus nach dem Erlenbruch, wohin auch die gelben Vettern kommen. Dort ist auch was zu holen.

Aufs neue beginnt das spielerische Tun, bunter als vorher. Die beiden sind sich gut. Im Herbst, als die ersten der Birkenzeisige kamen, einsame, schüchterne Vorposten, die ängstlich nach Gesellschaft suchten, waren sie dem Locton der Vettern gefolgt. Und noch jetzt hält sie Freundschaft zusammen. Auch unter andere Angehörige der Finkensippe mischen sie sich, unter Feldsperlinge und Hänflinge, wenn sie zuweilen das Gehölz verlassen und unter die Wintergesellschaft geraten, die sich in harter Zeit auf freiem Feld und auf den Straßen durchficht.

Wohl dem, der jetzt zu fressen hat!

Der Nordoststurm bläst, als wollt' er einem jeden von ihnen das Lebenslicht austun; er trägt die kleinen Federbälle in alle Richtungen auseinander, verschlägt sie dahin und dorthin, treibt dem Spaziergänger Schneestaub ins Gesicht und liegt ihm so auf den Ohren, daß er nichts hört. Und doch — waren da nicht noch eben Vögel und Vogelstimmen?

Birken- und Erlenzeisige, das leichte Volk kam wie von selbst in das Gehölz zurückgeweht, so war der Wind hinter ihnen her. Feldsperling, Hänfling und Ammer wehrten sich mit zausigem Gefieder; schräg trieben sie auf die Straße herunter. Nur die großen nordischen Gimpel ließen ihn sich noch ein Weilchen im Gefieder wühlen und mahlten fort an den letzten Vogelbeeren, die der Baum noch hielt. Torkelnd suchte der sonst so gesetzte Grauammer unter ihnen fortzukommen; der Sturm drückte ihn zurück, immer aufs neue. Bis er beim Dorf, die Gimpel schließlich im nahen Wald Schutz suchten und die Straße leer blieb.

Neujahrssturm! Die Nacht wurde eisig und dunkel; der Morgen brachte Neuschnee und Sonne und bunten, zwitschernden Vogellärm. Alle waren sie wieder da, Goldammer und Feldsperling aus der Dornhecke am Feldweg, der Hänfling aus der dichten Fichte im Friedhof, die Gimpel vom Waldrand und die Birkenzeisige aus den Jungbirken. Von überall her kamen sie; die gelben Zeisige sangen, und die roten turnten, und nur der Seidenschwanz war dageblieben, wo er eingeschlafen und wieder aufgewacht war und auch bleiben wollte, bis es keine Beeren mehr für seinen Schnabel gab.

Zur Systematik: Von den vielerlei Birkenzeisigen (Leinfinken) kommen vor in Mitteleuropa: 1. Kleiner Birkenzeisig, Acanthis (Carduelis) linaria cabaret (P. L. S. Müll.), der Brutvogel in West- und Mitteleuropa (Alpen!) ist. Er besitzt rotbräunlichere Färbung der Oberseite und ist kleiner als 2. der Nordische B., A. (C.) l. linaria (L.), der im Winter zu uns kommt aus den Nordländern Europas (brütet auch im hohen Norden Asiens und Amerikas) und bis 13,5 cm Länge erreicht. Vielleicht im nördlichsten Ostpreußen Brutvogel. 3. Blasser B., A. (C.) hornemanni exilipes (Coues) ist seltener Wintergast in Ostpreußen, aus Lappland, Nordsibirien. Seine Heimat sind die Polländer der Erde. 4. Großer B., A. (C.) linaria holboelli (Brehm), der durch seine Größe, längeren Schnabel, grauere Oberseite sich vom „Nordischen" unterscheidet, im alleräußersten Norden beider Erdhälften brütet und unregelmäßiger Wintergast bei uns ist. Soffel.

Der Stieglitz / Von Martin Braeß

Kein Wunder, daß der schmucke Stieglitz ein besonderer Liebling des Vogelfreundes geworden ist; überall sieht man vor den Fenstern und in den Stuben der Gebirgsbewohner die kleinen Drahtbauerchen mit dem buntfarbigen Vöglein. Die prächtigen Farben, mit denen Mutter Natur den Stieglitz ausgezeichnet hat, bleiben ihm auch in der Gefangenschaft. Besonders das Karmin, das Stirn, Wangen und den obersten Rand der Kehle bedeckt, ist eine leuchtende Farbe, die mit dem brennendroten Scheitel der Spechte wetteifert; sie wird noch gehoben durch den schwarzen Saum an der Ansatzstelle des Schnabels, durch das schwarze Käppchen, das von der Mitte des Scheitels bis an den Nacken herabgezogen ist, und durch die reinweißen Schläfen. Ein gelbliches Braun bedeckt Nacken, Rücken und Schultern; Kropf und Brustseiten erscheinen mehr fleischfarben, weiß sind Bauch, Bürzel und Unterschwanzdecken. Auf den schwarzen Flügeln nimmt sich der hochgelbe Fleck der Deckfedern, der sich an den Außenfahnen der Handschwingen in langen Streifen noch fortsetzt, besonders hübsch aus. Die Schwanzfedern, tiefschwarz gefärbt, tragen nette Abzeichen im reinsten Weiß. Und diese mannigfaltigen Farben weist, fast in gleicher Schönheit, auch der weibliche Vogel auf; die Geschlechter sind an ihrem Kleid kaum zu erkennen.

Mit Rübsamen, Mohn, Glanz und etwas Hanf nimmt der gefangene Vogel vorlieb; daneben reicht man ihm zur Erfrischung noch etwas Grünes. Stets ist er lebhaft und munter, immer beschäftigt, denn alles interessiert ihn, und durch seinen fleißigen Gesang regt er auch trägere Stubengenossen zu fröhlichem Mitsingen an. Zwar mit der klangvollen Stimme des Hänflings kann sich die bescheidene Kunst des Stieglitzes nicht messen, aber abwechslungsreich ist sein kleines Lied doch, laut und lustig, so recht der Ausdruck eines frohen Gemütes. „Pickelnick" oder etwas länger „pickelnickleia", das sind die Töne, die immer wiederkehren, und dem Lockruf „didlit", „ziflit" oder „stichlit" verdankt der Vogel den Namen; „Stieglitz" ist ein getreues Klangbild dieser Tonsilben. Mehrere solcher „Didlit" aneinandergereiht geben ein gemütliches Plaudern, das die Lücken zwischen den eigentlichen Gesangsstrophen ganz niedlich ausfüllt. In diesen fehlt selten ein rauher, heiserer Ton, etwas langgezogen, doch nicht so scharf und aufdringlich wie der quätschende Schluß der Zeisigstrophe; dazu höhere oder tiefere Schläge und Triller, auch angenehme Pfeiflaute, an den Hänfling erinnernd — kurz, das Lied, so klein und anspruchslos es auch ist, bietet Abwechslung genug, daß es den Vogelfreund immer von neuem erfreut.

Der Stieglitz oder Distelfink ist einer der wenigen Vögel, die jedermann kennt, und doch, nicht überall ist er in Deutschland zu Hause. Auch abgesehen von den höchsten Teilen der Mittelgebirge oder von den wasserreichen und

sumpfigen Niederungen des Tieflandes, die ihm nicht zusagen, fehlt er doch mancher deutschen Landschaft als Brutvogel völlig, und auch dort, wo er gern sein Heim aufschlägt, in hügliger Gegend mit Wäldern und Baumgärten, mit Alleen und Feldern, mit freundlichen Triften und erlenbestandenen Bachufern, tritt er niemals so zahlreich auf wie z. B. sein Vetter, der Buchfink. Am häufigsten sieht man den hübschen Vogel im Herbst, wenn er in Herden umherschwärmt. Den Straßen und Wegen, den Feldrainen, Hecken und Zäunen folgt die buntbeschwingte Schar und sucht an Disteln und Kletten oder droben auf Birken und Erlen nach dem Gesäme. Mit schnellem, zuckendem Flug geht es von einer Staude zur andern, von einem Alleebaum zum andern, dann in wogender Linie über das Feld, und immer rufen sie lockend: „ziflit, ziflit!" Wie die Meisen hängen sie an den schwanken Reisern, flattern von einem Ästchen zum andern, bald höher, bald tiefer. Einen Augenblick nur hält eins mal Umschau; aufgerichtet sitzt's da, knapp liegt das Gefieder dem Körperchen an; aber im nächsten Augenblick pickt es schon wieder gar geschäftig mit seinem scharfspitzigen Schnabel Samen um Samen, oder es wirft sich ein Stückchen hinaus in die Luft und kehrt wieder zurück, da keins der andern ihm folgt. Plötzlich wie auf Kommando schießt die bunte Gesellschaft mit angezogenen Flügeln schräg hinab nach dem Klettengebüsch am Rande des Feldes und hängt nun eifrigst klaubend in dem Gewirr von Ranken und Ruten. So geht es den ganzen sonnigen Herbsttag, vom Feldrain zum Waldrand, von den Erlen am Bach in den Obstgarten, von der Hecke zum Schutthaufen hinter der Scheune, von dem Distelbusch am Straßengraben hinüber ins Gesträuch auf der zerfallenen Mauer, immer munter, immer vergnügt. Nur wenn der Sperber blitzartig aus seinem Hinterhalt vorschießt, da stiebt die arglose Schar erschreckt auseinander.

Gegen den Winter zu löst sich die große Gesellschaft in immer kleinere Verbände auf, die gewöhnlich nicht mehr als zwölf bis zwanzig Köpfe zählen; dann streifen sie weiter im Lande umher. Deckt später Schnee Feld und Wiese, so sieht man nur selten noch einen kleinen Trupp, der die Stauden durchsucht, die mit ihren samentragenden Spitzen aus der weißen Fläche hervorschauen; nach milderen Strichen sind fast alle gezogen, und nur einzelne bleiben als Standvögel ihrer Heimat treu. Anfang März kehren sie wieder zurück. Auf Espen, Pappeln, Ulmen fallen sie ein, wo sie in Gesellschaft von Meisen, besonders kleinen Blau- und Schwanzmeisen, bisweilen auch im Verein von Zeisigschwärmen nach Nahrung suchen, die ihnen die Blütenstände dieser Bäume zu bieten scheinen. Erst später, wenn lauere Lüfte wehen und die Liebe im Vogelherzen erwacht, lösen sich die Verbände. Die Gatten vereinigen sich, und nun treiben sich die einzelnen Pärchen wochenlang in der Gegend umher, wo sie ihr Heim aufzuschlagen gedenken. Doch selten beginnen sie vor Anfang Mai mit dem Bau des Nestes; die Belaubung der Bäume, denen sie ihr Heim anvertrauen wollen, warten sie ab.

Am Rande lichter Laubwälder, in Obst- und Parkanlagen, oft ganz in der Nähe von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, aber auch mitten im einsamen Wald, besonders gern an freundlichen Talhängen suchen sie nach einem passenden Plätzchen. Hier ist's eine Buche oder Eiche, dort eine Fichte

oder Kastanie, im Garten irgend ein Obstbaum, der ihnen zusagt, und nach emsiger Arbeit ist das künstliche Nestchen fertig, ein halbkugelförmiger Bau, dicht gefilzt und bewundernswert mit dem Zweig verflochten, der ihn trägt. Bald steht es haushoch im Wipfel des Baumes, wie die Wohnung des Erlenzeisigs, bald tiefer, doch nur selten unter 3—4 Meter vom Boden entfernt; es ist recht schwer zu finden. Die fünf oder sechs Eier des vollen Geleges ähneln denen des Hänflings; die Schale ist so dünn, daß der rotgelbe Dotter hindurchschimmert. Mit Insektenlarven wird die Brut anfangs gefüttert, später mit feinem Gesäme, das die Alten enthülst und im Kropfe erweicht haben. Wenn die Jungen ausfliegen, tragen die Distelköpfe schon Samen, der liebste Leckerbissen, den die Stieglitze kennen. Auf Wiesen und Äckern, an Wegrändern und Feldrainen bekommen deshalb die Ackerdisteln fleißig Besuch. Die Kleinen betteln mit piepender Stimme; denn auf den schwanken Kopf der Disteln zu fliegen, getrauen sie sich anfangs nicht recht; es ist bequemer, sich füttern zu lassen. Sie sehen ganz anders aus als ihre Eltern im schmucken Gefieder; der flüchtige Beschauer würde sie vielleicht für Buchfinkenkinder halten, wenn nicht das gelbe Abzeichen am Flügel es verriete, daß sie in einem Stieglitznest flügge geworden sind. Erst nach der Mauser bekommen sie die Zeichnungen der Alten, nur alle Farben viel matter, so daß man sie als Jungvolk auf den ersten Blick erkennt. Als gesellige Vögel bleiben sie beieinander, alte wie junge. Wenn sie einander manchmal auch mutwillig necken und jagen, so vertragen sie sich doch mit ihresgleichen allezeit gut. Vögel recht verschiedenen Alters sind oft in solchen Verbänden vereinigt, ausgefiederte Junge und Gelbschnäbel im ersten Jugendgefieder, die verspäteten Bruten entstammen. Vielleicht sind es auch Kinder einer zweiten Hecke; denn bisweilen mag's vorkommen, daß ältere Paare noch einmal zur Brut schreiten. Später im Herbst sieht man meist nur erwachsene Vögel; die jüngeren scheinen, noch ehe die rauhe Witterung zur unumschränkten Herrschaft gelangt, nach milderen Strichen zu flüchten.

Vom mittleren Schweden an ist ganz Europa die Heimat des bunten Vogels; aber auch in Nordafrika und auf den Kanarischen Inseln lebt er als Brutvogel, und selbst in Westsibirien, Persien und Turkestan kennt man den Stieglitz. Auch in Amerika ist unser deutscher Distelfink mit Erfolg eingeführt worden. Nach Neuseeland hat man ihn ebenfalls gebracht.

Zur Systematik: In seinem weiten Verbreitungsgebiet kommt der Stieglitz, Acanthis (Carduelis) carduelis (L.) — unser heimischer erreicht eine Länge von etwa 13,5 cm — in einer größeren Anzahl wohl unterschiedener Unterarten vor. Im Osten seiner Heimat trifft er zusammen mit einem andern Stieglitz, dessen Rot heller und weniger umfangreich ist, und dem die schwarze Kopfzeichnung fehlt, mit A. (Carduelis) caniceps (Vig.), der ebenfalls in verschiedenen Unterarten auftritt, deren typische den westlichen Himalaya bewohnt.
Soffel.

Der Grünfink / Von Martin Braeß

Die meisten Grünfinken (oder Grünlinge), die sich im strengen Winter bei uns umhertreiben, sind von Norden oder Osten her zugezogen, während die im nördlichen und mittleren Deutschland Heimatberechtigten schon längst gegen Süden aufbrachen. Bereits im Spätherbst sah man sie wandern; große Gesellschaften trafen ein, andere verließen die Gegend, ein unstetes Kommen und Gehen. In gelinden Wintern aber harren auch manche Grünlinge, die ihr Nest in unsern Gärten erbauten, tapfer bei uns aus. Man sieht es an ihrem ganzen Gebaren, daß sie in der Gegend bekannt sind; sie schlafen in demselben Busch, wo sie brüteten, in den Ranken des Pfeifenstrauchs an der Laube, der noch jetzt das dicht geflochtene Nestchen festhält, so sehr auch der Wintersturm rüttelt; sie wissen genau, wo ein Trunk Wasser winkt, und jeder samenspendende Baum ist ihnen ein alter Bekannter. Nur wenn ein strenger Winter seine rauhe Hand über das Land ausbreitet, wenden auch die Tapfersten der Heimat den Rücken.

Aber schon im Februar, wenn die ersten linden Lüfte wehen, wenn die Sonne endlich wieder das Grau des Himmels durchbricht, da wird es auch den plumpen Gesellen warm ums Herz, und freudig ertönt ihr metallisches Locken.

Sie suchen alle so zeitig wie möglich im Jahre die alte Heimat wieder auf, und schon in den ersten Tagen des März sind die Pärchen eifrig beschäftigt, geeignete Nistplätze zu wählen und sie zu verteidigen, wenn andre es versuchen, sich auch dort niederzulassen. Erst wird gezankt und gehadert, dann aber packt der erboste Ehemann den Eindringling mit seinem derben Schnabel am goldgrünen Kragen, wirbelt mit ihm zum Boden herab, beutelt ihn ab — das Wiederkommen wird dem frechen Gesellen vergehen! Dieser tröstet sich bald; denn er findet ein lediges Weibchen, jung zwar und dumm noch; aber so gescheit ist das kleine graugrünliche Fräulein doch, daß es versteht, was das Locken des verliebten Ritters bedeutet.

Nach dem Obstgarten geht es zuerst; hier im dichten Gebüsch der Hecke wäre manch beschauliches Plätzchen; aber vielleicht ist's dort an der efeuumsponnenen Mauer, die den Gemüsegarten umgibt, noch lauschiger und wärmer. Also hurtig dorthin! Aber hier schreckt der Sperlinge Kreischen, daß unser Pärchen eiligst davonschwirrt über die Gärten und über das Brachfeld, über die Wiesen bis zu den Weidenbäumen am Wasser, die aus den mißfarbenen Köpfen rotgoldene Ruten treiben. Hier ist's, was das Pärchen gesucht hat. Der alte Knorren gibt eine prächtige Unterlage fürs Nestchen, und die saftstrotzenden Triebe sind wie geschaffen, es gegen Wetter und Sturm zu schützen. Wenn dann das Blattwerk zu sprossen beginnt, entzieht

es die Wiege dem Blick der gefiederten Räuber und der sengenden Juniglut. Alles bietet die Gegend, was ein Grünfinkenherz sich nur wünscht: Wasser im Graben, angrenzende Wiesen und Äcker, Feldgehölze dazwischen und in der Nähe den Rand eines freundlichen Wäldchens; aber die Hauptsache bleibt doch die lange Reihe der Kopfweiden, wo man so schön auf den Ruten Umschau halten kann. Und richtig, sie sind nicht die einzigen, die sich die fruchtbare Au zur Wohnung ausgesucht haben; drei oder vier andere Grünfinkenpärchen bauen schon eifrig auf den Nachbarbäumen ihr Nest. Raum ist für alle, und so läßt man die Ankömmlinge friedlich gewähren.

Fest sitzt das Weibchen auf seinem Gelege, fünf weißlich-blaugrünen, zart rötlich und tiefbraun gezeichneten Eiern, kaum daß es zweimal am Tage für kurze Zeit den trauten Winkel verläßt, um die Glieder zu dehnen, einen Schluck Wasser zu nehmen oder ein paar Samenkörner zu suchen. Mit sanftem Ruf lockt es dann das Männchen herbei; doch dieses ist kein Freund von dem stillen Geschäft: nur selten nimmt es die Eier ein Stündchen unter die Flügel. Auf seinen klingelnden Ruf eilt das Weibchen wieder zurück und harrt geduldig von neuem in dem Nestchen aus, zumal es anfängt zu regnen.

Hell bricht die Sonne am Abendhimmel unter den Wolken hervor. Jetzt erst verläßt der Vogel das Nest, schüttelt das nasse Gefieder, ordnet es mit dem Dickschnabel, putzt es und glättet's, setzt sich dann an die sonnigste Stelle und läßt sich durchwärmen, immer von neuem die Federn durch kräftiges Schütteln auflockernd. Das Männchen sitzt oben auf dem Wipfel der Erle und singt sein kleines, bescheidenes Liedchen. Mit hellem Klingeln beginnt es, klangvoll, bald höher, bald tiefer, erst locker, dann zu einem einzigen perlenden Ton verdichtet: „Kling, kling, kling, kling, klirrrrrrr ...“, nun angenehme weiche, fast pfeifende Laute: „Djoi djoi djoi djoi ...“, endlich zum Schluß ein kreischendes „Schüäh“. Dann fliegt der kleine Sänger auf die benachbarte Erle und wiederholt im Fluge sein Liedchen, steigt schief in die sonnige Luft, gickernd und pfeifend und einen Kreis beschreibend, setzt er sich wieder auf den Zweig, den er eben verlassen hat. Besonders zur Zeit der ersten Minne treibt das Männchen gern solch lustiges Spiel.

Bald gibt's Sorge und Mühe für ihn, und mit dem Singen hat es ein Ende; wenn fünf Junge nach Futter verlangen, wird die Mutter allein nicht fertig. So wenig er ihr auch beim Brüten geholfen hat, jetzt beim Atzen der Kinder tut er's ihr gleich. Er fliegt auf die Wiese und sammelt Samen um Samen; die kleinsten sind immer die besten und den Kindern bekömmlich. Auch die Mutter sucht in den Gärten auf den Beeten nach den Samen von Kohl und Rüben, von Salat und Möhren, raubt wohl auch den jungen Erbsen den Keim und später auf dem grellgelben Feldstück dem blühenden Winterrübsen die eben erst reifenden Samen. Auch die Ulmen zwischen den Äckern werden besucht; im Überfluß bieten sie Speise.

Mitte Mai ist vorüber, schön geschmückt steht die Welt und reich mit Gaben gesegnet, bereit, die kleine Gesellschaft willkommen zu heißen. Das ist ein Locken der Alten — die unerfahrenen Dinger verstehen so gar nichts.

Ungeschickt flattern sie mit den kleinen gelbgerandeten Flügeln von einem Ästchen zum andern, fallen auch mal in das Gras und können kaum wieder auf den niedrigen Zweig empor, von wo Vater und Mutter gar ängstlich rufen und mit zuckendem Schwanze umhertrippeln. Und sich selber Nahrung suchen, das haben die Kleinen auch noch zu lernen; mit zitternden Flügeln, mit winselndem „Djul djul" bitten sie die Eltern um Atzung und sperren immer von neuem die Schnäbel nach dem enthülsten und im Kropf erweichten Gesäme. Aber bald folgen sie den lockenden Eltern aufs Feld, auf die Wiese, schauen auch zu, was am Gemüsebeet schon reif ist, oder was als Saat umherliegt. Am Ende des Wonnemonds sind die Kleinen so weit gediehen, daß sie der Eltern nicht mehr bedürfen und nun auf eigne Gefahr in Feld und Garten umherfliegen, bisweilen in Gesellschaft von Jungvögeln anderer Häuser. Die Alten aber brüten nochmals in dem gleichen Nest, das sich so trefflich bewährt hat. Vier Eier sind es diesmal, doch kommen nur drei Junge aus, die Ende Juni die Kinderstube verlassen. Die Brüder und Schwestern der ersten Hecke schließen sich an, wenn Vater und Mutter auch diese Kleinen in die Welt einführen, und spaßig ist es zu sehen, wie die älteren Geschwister sich gleichfalls mühen, die jüngeren mit Futter zu versorgen.

Es dauert nicht lange, so sind zwei, drei Familien zusammen, die nun in Flügen zu mehreren Dutzend die Gegend durchziehen und sich immer weiter von ihrem Brutplatz entfernen. Sommer und Herbst spenden reichliche Nahrung, im Felde die Samen von Kohl, von Rübsen und Hanf, im Garten von Spinat, Rettich und andern Küchengewächsen; am Waldrand beginnen bereits die Vogelbeeren zu reifen. Wird es dann rauher, so ziehen die jüngeren Vögel weiter; sie wissen kein Ziel, sie bleiben sorglos, wo's ihnen gefällt. Die Alten aber weichen erst der härteren Kälte, dem Sturm und dem Schnee.

Zur Systematik: Die Gattung Grünfink mit etwa zehn europäisch-asiatischen Arten kennzeichnet das grünliche Gefieder und der klobige Schnabel, der kürzer als der Kopf ist. Unsere Art: Chloris chloris (L.) — sie erreicht eine Länge von 16 cm — bewohnt fast ganz Europa und Südwestasien. In Südfrankreich, Spanien, Südwestafrika, den Azoren tritt der Grünling in besonders schöner Form mit goldgelbem Stirnrand, grüngoldgelbem Gefieder, dessen Unterseite oft reines Goldgelb zeigt, auf: Chloris chloris aurantiiventris (Cab.). Soffel.



A. Radeclyffe Dugmore phot. *1904.*

Nordischer Leinzeisig im Schnee.
Carduelis linaria linaria (L.).



W. Farren phot. *Mildenhall (Suffolk), Mai 1904.*

Englischer Leinzeisig, brütend.
Carduelis linaria cabaret (P. L. S. Müll.).



G. Wolff phot. *Bentorf, September 1908.*

Stieglitz, Klettensamen ausklaubend.
Carduelis carduelis carduelis (L.).



K. Soffel phot. *Kaltern (Südtirol), Juli 1909.*

Stieglitz in der Nähe seines Nestes.
Carduelis carduelis carduelis (L.).



Auerbach phot. *Karlsruhe, Juni 1908.*

Junge Grünfinken.
Chloris chloris chloris (L.).



K. Soffel phot. *Ammersee (O.-Bayern), Januar 1908.*

Grünfink im Gezweige.
Chloris chloris chloris (L.).



M. Steckel phot. Königshütte, April 1909.

Singendes Buchfink-Männchen.



O. Pfaff phot. Leipzig, Juli 1909.

Junger, eben ausgeflogener Buchfink.

Fringilla coelebs coelebs L.

Der Buchfink / Von Else Soffel

Es ist heute vor etwa sechzig Jahren. Die Eisenbahn umzieht noch nicht alle großen und kleinen Orte mit ihrem engen Netz. Die Menschen sitzen noch nicht ganz so dicht aufeinander. Man kann sich immer noch ein Stückchen allein fühlen draußen, wenn man es gerade nötig hat.

Und fühlt man sich so recht allein, zwischen Berg und Tal, den Weg entlang, von der bunten Wiese zum Wald hinauf, so getrauen sich sogar die alten Berggeister und -geistlein noch einmal zu erscheinen, umgaukelt vom bunten Traum der Waldblöße, und ein Wort zu reden aus ihrer Verschollenheit heraus.

Und sind's nicht gerade sie, so ist's doch sicher irgendein sonderbares Menschenkind, was dir begegnet, verwittert und geschrumpft, daß du's kaum vom Strunk wegkennst, auf dem es eben die schwere Last ein wenig abgesetzt. Und angezogen von dem Waldduft, der solchem Wesen anhängt, bist du ihm vielleicht in die dürftige, kleine Stube gefolgt und hast dir die Welt einmal im Rahmen der kleinen Fenster eines Thüringer Waldbauernhauses angesehen.

Groß und schön ist die Welt aber überall, wenn auch der Rahmen, durch den sie gesehen wird, einmal weiter und dann wieder enger ist; die Wiesen senken sich hier so schön gebreitet den Hang herunter zum Tal, durch das der kleine Bach sein Wasser führt, den Bergrücken hinauf ist manche Schlucht verborgen, manche Lichtung birgt eigenartiges Tier- und Pflanzenleben. Und den ganzen Tag klingt der helle Ruf des Finken vom nächsten Baum ins Zimmer hinein.

Aber nicht nur hinein, sondern auch hinaus. Denn ist's auch das ärmliche Stübchen der alten Beerenlies, in das du gerade eingekehrt, das Holzbauer mit dem Finken fehlt nicht, und der schmettert hell sein Lied, und der andere von draußen antwortet ihm, vielleicht auch noch ein dritter, so daß die Alte auf diese Weise zu einem Gratiskonzert kommt.

Und wo du auch sonst im Wald anklopfen magst, überall ist der Finke, und der buckelige Schneider auf seinem Antritt am Fenster freut sich ebenso daran wie der Pfarrer, der Wirt oder die Beerenlies und zieht seinen Zwirn flinker durchs Tuch beim Gesang seines Lieblings. Und alle zusammen reden sie vom Bier- und Weinschlag, Würz- und Schwarzgebühr, vom Reitherzu und Tollen Gutjahr, und der Herr Pfarrer hat sich gar so sechs, sieben Bauer nebeneinandergestellt, damit die Freude, d. h. das Schlagen kein Ende nimmt. Wenn du aber an einem Samstag zum Markt ins kleine Städtchen hinuntergehst, so steht zwischen den Eier- und Beerenkörbchen, den Ständen

der Obstverkäufer und den Spielbuden auch wieder das Holzbauer mit dem Finken, und von allen Seiten ruft's und schmettert's: „Fritz, willst ein Bierrr?" „Zi—zizizizizi—zizigall". Das alte Bäuerlein im langen blauen Tuchrock und Schnallenschuhen schmunzelt: Ein guter Sänger, der gar etwas Neues bringt und die Jungen zu der neuen Weis' erzieht, ist hoch im Preis, und der Markt ist heute flott in Vögeln.

* * *

Die Zeiten ändern sich, und der Buchfink ist nicht mehr in Mode. Nur in Westfalen behauptet er noch einen Teil seines alten Ruhms. Im allgemeinen wird er nicht mehr gezüchtet. Er singt wieder, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und hat seine frühere Stellung vergessen. Ein Gutes hat ihm die Abnahme der Liebhaberei gebracht: Er wird nicht mehr gedämpft, d. h. in den finstern Kasten gebracht und geblendet, wie man es ehedem häufig tat, um ihn zu eifrigem Singen zu reizen. Nur in Belgien existiert die rohe Sitte noch immer, im Land der Hahnenkämpfe und anderer Tierquälereien.

Der Buchfink singt überall. Von der blühenden Weißdornhecke herunter, von der Buche am Waldrand, im Tannenforst und im Apfelgarten, aus dem Buschwerk am Bach und im Laubgehölz. Ihm ist überall wohl, wo sich ein Baum findet.

Und das Nest will er schon so verkleiden, daß ihm's nicht jeder gleich ansieht, was es ist. In Italien ist ihm dazu der Ölbaum recht, die Korkeiche in der Sierra Nevada und in Sibirien die Zirbelkiefer. Der Tentilhaao, der Buchfink auf Madeira, zieht Laubwälder und Gärten mit Eiche und Lorbeer vor und meidet die dunkleren Fichtenbestände.

Ein wahres Kunstwerk ist das Nest des Buchfinken; es macht's ihm so rasch keiner nach. Hier eine Flechte vom Bart einer Fichte, dort ein Stückchen vom dicken Polster der alten Linde, dann solches vom Waldboden mitsamt den welken Hälmchen, die darin hängengeblieben, sorglich alles verbunden mit angefeuchteten Spinnfäden und Insektengespinst. Feine Würzelchen durchgeflochten geben noch mehr Halt. Aber die Arbeit ist noch nicht beendet. Nach innen braucht's noch mehr Weichheit, mehr Schutz nach außen. Der Löwenzahn streut schon da und dort ein Flöckchen: der Buchfink hascht es und trägt's zu Nest. In der Bodenkammer hat die Hausfrau Betten umgefüllt. Ein paar Fläumchen wollte der Frühlingswind haben, um sie im Blauen segeln zu lassen. Da hat der Buchfink sie ihm abgenommen. Zwei Tage später ist das Nest fertig, innen weich gepolstert, außen ganz mit Flechten überklebt. Die blütenschweren Zweige des Nistbaums hängen über die blendende Gartenmauer hinab; der tiefblaue Himmel schaut stückweise zwischen dem Grünen durch. Dort geht in nettem, trippelndem Gang köpfchenrückend der Buchfink entlang, und die Pracht seines Kleides schimmert: aschgrau das Köpfchen, weinrot die Weste, weißgebändert die Flügel, bronzegrün der Bürzel. Auf einmal ist ein eigenes Feuer in ihm. Er stellt das Häubchen und sieht zur Gartenmauer hinab, wo das unscheinbare, graue

Weibchen die glitzernden Sandkörnchen pickt. Er wendet sich hin und wendet sich her, verdreht die Augen und zuckt mit dem Schwänzchen. —

Es ist Frühling, Hochzeit im Jahr. Die Luft ist voll Vogelsang, das Laub dunkelt, Düfte schwirren. Und der Schlag des Buchfinken tönt in den allgemeinen Jubel. Einmal, noch einmal und wieder. Unaufhörlich.

Aber mit dem Glück sind auch die Neider da. Ein zweites Männchen in der nächsten Umgebung ist bis heute unbeweibt geblieben und kann die Freuden der beiden nicht ruhigen Bluts mit ansehen. Täglich treibt es sich in der Nähe des Nests umher und reizt dadurch die Eifersucht des Gatten, der ihn natürlich in seinem Bereich nicht duldet. Sobald sie sich erblicken, geht die Balgerei los. Mit herausforderndem „Fink, fink" stürzt sich der Besitzer auf den Eindringling. Als wirbelnder Federknäuel tanzen sie in der Luft, die Federchen stieben, die Flügel beschreiben einen zitternden, hellen Kreis, ruckweise fahren die Schnäbel aufeinander los, immer aufs neue. Endlich kommen sie kämpfend zur Erde, kämpfen dort weiter, wutverbissen, daß die Sandkörnchen fliegen. Keiner läßt los; alle Vorsicht, alles Mißtrauen ist vergessen. Dem Weibchen ist der Sieg des Gatten wohl gewiß? Jedenfalls kümmert es sich nicht groß um die Kämpfenden und verrät keinerlei Aufregung. Es bostelt und zupft mit dem Schnabel noch ein wenig am Nest umher, drückt ihn gegen ein widerspenstiges Hälmchen und streicht es glatt und probiert mit dem kleinen Körper die Nesthöhlung aus, indem es sich bald von der, bald von der andern Seite hineinsetzt.

Schließlich kommt auch der Gatte wieder. Der andere hat doch endlich das Weite gesucht. Was Recht ist, muß Recht bleiben. Die zwei können nun ruhig die kommende Brut erwarten. Es wird bald so weit sein; das Weibchen ist ein wenig träge. Das Singen und Haschen und mit leisem Liebeslocken „Zirr, zirr" im Blattwerk Umherspielen hat aufgehört. Vom Männchen mit allerlei Kleingetier, Räupchen und Schmetterlingen, Mücken, Spinnen, geatzt, unterhalten und angesungen, sitzt es meist ruhig im Nest und zupft nur mit dem Schnäbelchen an den weichen, grünen Blättchen über sich. In den nächsten Tagen legte es je ein Ei, bis es sechs an der Zahl waren. Sie waren nicht alle gleich, die einen blaugrau, die andern rötlich oder blaßgrünlich am Grund, aber alle mit feinen, dunkeln Zügen und Flecken. Von den sechs Jungen, die es geben sollte, sind jedoch nur vier ausgeschlüpft.

Es kam eine böse Zeit, eigentlich für beide Teile. Für die Jungen, weil sie nie genug kriegen konnten, für die Eltern, weil sie alles beschaffen mußten. Zum Singen und kleinen Paradespaziergängen auf der Gartenmauer kam das Männchen gar nicht mehr. Endlich hatten sich aber die Kleinen doch groß geschrien, und eines Tags da sitzen sie alle vier weit außen auf dem Nestrand, drücken und stoßen einander und schauen so recht gelbschnäbelig frech in den Sonnenschein. Morgen werden sie wohl ausfliegen.

Es ist Hochsommer geworden. Nochmals sind drei Junge in dem Nest groß geworden und ausgeflogen. Den muntern Schlag des Buchfinken hört man auch jetzt selten. Mit leisem „Jüp, jüp" treibt er sich ungesehen in der Nähe des Nests umher. Man hört das leise Locken manchmal gar nicht, so

sehr paßt der Ton in die Hochsommerstille. Oder es glaubt wohl einer an eine Goldammer, wenn an Regentagen ein sanftes, trübes „Trief" in der Nähe des Nests ertönt.

Der Buchfink und sein Weibchen halten noch treu zusammen; sie suchen allerlei Sämereien im Garten und auf dem Feld, Unkraut und Getreidesamen, Hanfnessel, Kohl-, Distel- und Klettensamen, auch Kiefern-, Fichten- und Tannensamen, den sie im Wald vom Boden auflesen. Das kleine, graue Weibchen, noch stiller und bescheidener als sonst, zeigt sich schier bloß im Verschwinden.

Mit dem Herbst kommen dann Buchenkerne und Vogelbeeren. Und schließlich die Zugzeit. In kleineren und größeren Gesellschaften streifen sie dann, die sonst ungesellige, zänkische Vögel sind, in der Gegend umher, bis der eigentliche Wanderzug sie weiterführt, bis nach Afrika.

Viele aber, besonders Männchen in den südlichen und südwestlichen Teilen der Heimat, halten durch und nehmen unsern bösen Winter auf sich. Da sieht man dann den Buchfink die stillgewordenen Plätze aufsuchen, wo ihm im Sommer wohl gewesen war: winterlich öde Wirtsgärten, wo er still und emsig unter den Tischen nach den Krumen schaut, die sonst für ihn fielen. An sonnigen Maitagen schallte dort sein unermüdlicher Gesang von den jungen, blühenden Kastanien. Oder er treibt sich in den Anlagen umher, wo ihn sonst täppische, kleine Kinderhand gefüttert, und spekuliert auf die Gutherzigkeit der wenigen, einsamen Spaziergänger, die etwas für ihre hungrigen Lieblinge in der Tasche haben und Buch- und Bergfinken, Meisen und Ammern, die ganze hungrige Wintergesellschaft, um sich sammeln. Wird's aber zu schlimm mit Schnee und Kälte, liegen die Parks verödet und verschneit, so kommt er zu den Futterplätzen und auf die großen Straßen, wo er den Wagen und Schlitten nach die dampfenden Pferdespuren aufsucht.

Kaum aber sind im Februar die ersten unbeständigen Sonnentage da, und die Ausreißer wiedergekehrt — voran die Männchen —, so fängt er schon an, der Buchfink, „Zizi, zizizi —" weiter kommt er noch nicht. Die Sonne ist ja auch noch nicht weiter. Sie „dichten" alle beide.

Zur Systematik: Der Urtyp der Finken (12 Arten in Europa, Afrika, Asien) ist unser Buchfink, Fringilla coelebs L. (16 cm Länge), der ganz Europa und das westliche Asien bewohnt. Etwas verändert in der Tracht (Unterarten bildend) sind die Finken der Azoren, Canaren, von Madeira, Marokko, Algier, Tunis. Soffel.

Der Bergfink / Von Else Soffel

Dunkel und zahllos geteilt in Ästchen und Zweige standen die Spitzen der Buchen in das Grau der Wolken gezeichnet, soweit kein Schnee sie belastete. Es war Weihnacht und der Wald feierlich in seiner Stille, das Tal verhüllten weithin lichtgraue Schleier, aus denen fern ein Kirchturm, ein Dach, eine Baumform tauchte, in winterlichen Duft gehüllt. Oben auf der Waldstraße fuhren mit hellem Geklingel die Schlitten der Dörfler, die Kasten bunt bemalt, die braunen, zottigen Bauernpferde im festlichen Kummet mit musterbestochenen roten Tüchern behängt, auf denen Messingplättchen glänzten. Ihnen nach: Goldammern und Feldsperlinge, Hänflinge und Buchfinken; denn der hartgefrorene körnige Schnee deckte alles zu, auch hier auf der Hochebene, wo die Stoppelfelder bis tief in den Spätherbst Nahrung geboten hatten.

Wieder saust ein überfüllter Kirchschlitten zu Tal; denn es ist zweiter Weihnachtstag. Die Vögel stieben auseinander und sammeln sich wieder: der Goldammer trippelt, der Feldsperling fliegt, zwei Finken hüpfen herzu. Der eine mit aschblauem, der andere mit schwärzlichem Kopf, orangegelber Unterseite und orangegelben Flügelbinden und einem, wie es scheint, ganz kräftigen Schnabel; denn er teilt Hiebe aus nach rechts und links, beißt und kneipt, hüpft hoch mit kurzem Ausbreiten der Flügel den andern entgegen, schreit und will jedes Korn allein haben. Ist er gerade Herr der Situation, so bückt er sich eilig, daß der weiße Bürzel leuchtet, um glatten Tisch zu machen; naht sich einer der andern wieder, so fängt er aufs neue an, seine Freundschaftsbeweise auszuteilen ohne Ansehen der Person, dem Bruder, den er vorhin noch mit freundlichem „quäck“ eingeladen, ebensogut wie dem liebenswürdigeren Vetter oder dem schüchternen Hänfling. Einzig der Feldsperling hält ihm stand; doch muß auch der schließlich dem größeren Schnabel weichen, und die Bergfinken bleiben allein, immer noch schreiend, gegeneinander anfliegend und einander jedes Korn mißgönnend. Sind sie an einer Stelle fertig, so fliegen sie in bald kurzen, bald längeren Bogen, den Vettern auch im Fluge ähnlich, den andern nach bis vor die Scheunen und in die Höfe des nächsten Dorfes, freche Gäste, die das Gastrecht mißbrauchen und am liebsten den Herrn vom Hofe trieben, d. h. die Kinder des Hauses vom Tisch.

Und doch mußten sie froh sein, überhaupt satt zu werden; denn droben in den nordischen Birkenwäldern ist das Brot jetzt teuer geworden. Seit August waren sie unterwegs — von Lappland erst durch das südliche Schweden und Norwegen, dann nach Deutschland herein, überall dem Wald und seiner Nahrung nach, wie und wo das Jahr sie gegeben hatte. Manche von ihnen

blieben nördlicher und zogen später nach; andere hielten sich kurz auf und kamen bis nach Frankreich und weiter; viele endlich hielten zusammen in Schwärmen zu Tausenden, kamen mit Bräusen über die Wälder Süddeutschlands und blieben da. So waren sie auch hierher gekommen; ein starker Schneefall mußte sie südlicher getrieben haben, und der reiche Buchensegen hielt sie fest.

Von da ab waren sie selten noch einzeln unter andern Vögeln zu sehen. Die Vorposten gewesen waren, verschwanden unter dem Schwarm, waren den Tag im Walde, bei den Bucheln am Boden und selten auf den Stoppelfeldern davor, wenn hin und wieder ein schneefreier Tag sie bloßlegte, schliefen in dichten Reihen in den höchsten Baumwipfeln, denn Nadelwald war keiner in der Nähe, jedoch lieber dort, wo sie untertags nicht hinkamen.

Seitdem sie so viele waren, hatte auch das Zanken aufgehört; sie stritten ebenso selten jetzt, als sie es erst gern und oft getan hatten, und lärmten nur, wenn sie mit „jäck" und „quäck" einander lockten, oder im Eifer mit heiserem „schrüik".

Die Bauern wunderten sich, daß die „Schneefinken" da waren — denn es hieß, sie kämen nur alle sieben Jahre — sie mußten sie aber gelten lassen und ärgerten sich nur, daß sie die reiche Buchenmast verdarben.

Und eines Tags im März waren die Bergfinken plötzlich verschwunden, wie sie plötzlich erschienen waren; die ersten Buchfinken waren eben wieder da. Sie standen als Rauchwolke im Osten, wie damals im West, zogen bei Nacht und in Eile, als ob das Frühjahr sie drängte, und waren im Mai wieder dort, wo kein Turmfalke mehr rüttelt und keine Lerche mehr trillert, wo sie ihr sauberes Finkennest dicht an den Stamm der Fichte oder Birke bauen und um das winterliche „schrüik" einen leisen Gesang herumweben, wie ihn der nordische Frühling dichtet.

Zur Systematik: Der zweite deutsche echte Fink, der Bergfink, Fringilia montifringilla L. ist nur als Seltenheit brütend nachgewiesen worden bei uns (Sachsen, Rheinland). Er ist Brutvogel im Norden der Alten Welt, kommt winters in Scharen südwärts (vereinzelt bis Nordafrika, Nordwestindien, China und Japan). Im Elsaß, in der Rheinpfalz (in Bergzabern „Böhämmer" genannt) werden die oft zu ungezählten Tausenden einfallenden Vögel nachts bei Fackelschein mit dem Blasrohr erlegt. Vom Buchfink unterscheidet sich der B. vor allem durch die beim Männchen schwarze Farbe des Kopfes, Nackens, Rückens und das schöne Rostrot von Kehle, Brust und kleinen Flügeldecken. Das Weibchen ist matter gefärbt. Erwähnt sei noch der schwarzkehlige, weißflügelige Schneefink, Montifringilla nivalis L., der hohen Alpen, Pyrenäen, Apenninen. In Deutschland seltener Gast, an der Zugspitze brütend.

Soffel.

Der Haussperling / Von Martin Braeß

Vor Jahren waren es nur ein paar Hütten, die an den Talhängen standen. Ärmlich gekleidete Kinder tummelten sich zwischen angepflöckten Ziegen auf der Wiese, die man dem Walde abgerungen hatte, während die Männer und Frauen mit schwerer Holzarbeit beschäftigt waren. Der Hieb der Äxte hallte wider von einer Wand des Gebirgstals zur andern, daß er selbst das schnurrende Trommeln des Schwarzspechts übertönte.

Der Bau einer Schneidemühle war dann das erste große Ereignis, das die Gemüter der Waldbewohner bewegte. Bald folgte der Straßenbau durch das Tal; eine Holzschleiffabrik entstand, feste Arbeiterhäuschen schossen an dem Rand der Straße hervor, ein Wirtshaus und weiter oben am Saum der Fichten und Tannen ein gastliches Wohnhaus für die Sommerfrischler.

Verkehr talauf und talab. Die alte Tanne, deren Wurzelgeflecht das schäumende Wasser netzt, schüttelt den hohen Wipfel. Die Welt ist anders geworden; wo der Fuchs durch den Tann schnürte, wo der stattliche Sechzehnender durchs Geäst brach, wo man im Frühling dem Balzen des Auerhahns lauschte, da knallt heute die Peitsche des Fuhrknechts, der die Bretter talab führt. Flinke Rosse bringen auf der mählich steigenden Straße bunte Gesellschaft herauf, die Stille des Waldes zu stören, und selbst die Wiese muß grauem Ackerland weichen.

Auf den untersten Ast der Überhälter-Tanne hat sich ein Vogel gesetzt, ein kleiner, plumper Gesell, dickschnäblig, mit düster aschgrauem Scheitel, weißlichen Wangen und tiefschwarzer Kehle, sonst bräunlich und grau — der Baum sah ihn noch niemals. Mit schnurrendem Flug flattert er nieder zur Straße, wo sein Weibchen sitzt und im Miste der Pferde mit dem Schnabel herumhackt. Jetzt schwirren sie vor das Wirtshaus und kosten den Hafer, den die Braunen in der Krippe zurückließen. „Dieb, Dieb," schilt der eine Vogel den andern; „Schelm, Schelm, der du bist," erhält er zur freundlichen Antwort; dann lassen beide sich's schmecken. Da tritt der Wirt in die Tür. „Sieh, Spatzen! Wer hätt' es gedacht; die ersten, die ich hier sehe! Die haben den Weg gefunden vom Städtchen herauf bis zu uns?"

's war schon ein älteres Pärchen. Im letzten Gut vor dem Städtchen drunten im Tal hatten sie seit Jahren gebrütet, hinter der Wasserrinne am Wohnhaus, in einem Gerüstloch der Mauer, auf einem Balkenkopf unter dem schützenden Dach, einmal auch in den Taubenverschlägen und einmal drinnen im Reisig des Storchennests auf der Scheune; aber heuer im Monat April, als sie schon Heu, Halme, Federn und Werg hinter den Holzverschlag zusammengetragen, erschien eine Stange und zerrte alles heraus. Ein zweiter

Versuch ward gleichfalls vereitelt — warum hatten die Genossen im vorigen Jahre den Frieden der Schwalben gestört, die nun einmal des Gutsherrn Lieblinge sind! Hätten sie nicht so liederlich die Lappen und Fäden und ganze Büschel von Halmen aus dem eroberten Neste vorschauen lassen, wer weiß, ob's der Hausherr gemerkt! So hatte er sich geschworen: „Ich wehre nun jedem Spatzen, wo ich's nur kann; sie vertreiben mir Schwalben und Stare, das Hausrotschwänzchen, Bachstelze und manchen andern Vogel!"

Natürlich glückt' es nur halb. Hier brütete nach wie vor eine Spatzenfrau in einem versteckten Winkel an der Hinterseite des Stalls, dort saß ein Männchen ungestört weiter über den Eiern hoch oben in der runden Öffnung am Giebel, bis wohin die grausame Stange nicht reichte, und ein drittes und viertes Ehepaar hatte den Holunderbaum sich gewählt, auf dem Schutthaufen, von keinem beachtet. Doch unser Pärchen zog aus, als auch der dritte Versuch, ein Heim zu gründen, mißlang, und einige andere mit ihm, Männlein und Weiblein. Wohin? Sie wußten's nicht recht. Sie flogen der Straße entlang von einem bräunlichen Haufen zum andern und ließen sich's schmecken. Bald nahm der Wald sie auf, ohne daß sie's recht merkten.

Unser Pärchen war jetzt allein; die andern hatten schon längst die Straße verlassen, waren nach links oder rechts in die Saaten geschwenkt und hatten den Vetter besucht, den Feldsperling mit dem kupferroten Käppchen und den zwei weißen Streifen am Flügel. Das einsame Pärchen aber konnte jetzt nur vor- oder rückwärts, zu beiden Seiten der Straße stand schweigend der Forst. Wohin? Es war gleich; sie hatten die Richtung verloren und flatterten weiter talauf. Wo frischer Pferdemist winkte, da rasteten sie; ein Glück nur, daß der Sperber die Heimatlosen nicht packte. Lustiger Peitschenknall trieb die Vögel schneller die Straße entlang; jetzt noch eine Wendung: „Seid uns gegrüßt, ihr gastlichen Stätten der Menschen! Nehmt uns Fremdlinge auf, uns arme Vertriebenen! Hier, wo die Pferde vor dem stattlichen Hause halten, wo der goldene Hafer umherliegt, da kehren wir ein. Noch ein Körnlein zum Nachtmahl, und dann schnell zur Ruhe durch das Loch in den Bretterverschlag!"

Am nächsten Tage ward Haus und Hof, ward Garten und Stall gründlich besichtigt; man traf manchen Bekannten: das Hausrotschwänzchen am Dach sang sein klirrendes Lied, in ein Astloch schlüpfte der bunte Gartenrötel zu den piependen Jungen, und das Starenpaar brachte den bald erwachsenen Kleinen einen Maikäfer nach dem andern. Keine Zeit war zu versäumen; nicht lange wählen! Der Platz hinter dem Wirtshausschild schien ihnen recht für das Nest. Man braucht von dort nur hinabzufliegen, so sitzt man schon an der Krippe und wird gefüttert und getränkt, und den Pferden gönnt man ihr Teil, die ja auch dem gefiederten Völkchen so freigebig spenden. Hurtig geht's an die Arbeit. Eine große Menge von Stroh und Heu, von Fäden und Wolle, ferner Haare, Borsten und Federn, wie schnell ist's zusammengeschleppt; nach einem Tage schon ein stattlicher Haufen! Aber es ist auch alles so leicht zu haben; kein Suchen, nur Wegnehmen, und in schwankendem Flug die widerstrebenden Federn und Halme in den Winkel befördern! Haare vom Pferd, von der Kuh, Borsten vom Schwein; selbst



R. Paul phot. *Glogau, Mai 1908.*

Buchfink, Weibchen am Nest mit Jungen.



R. Kearton phot. *England.*

Buchfink, Männchen den Jungen Futter bringend.

Fringilla coelebs coelebs L.



Dr. Bethge phot. Haussperling, badend. *Kiel, Mai 1907.*
Passer domestica domestica (L.).



Dr. Bethge phot. *Poritz, März 1906.*
Haussperlinge, Futter suchend (links Männchen, rechts Weibchen).
Passer domestica domestica (L.).

Haar von der Großmagd, die in der Früh einen öligen Wickel den Winden preisgab — im Flug erhaschte der Spatz die willkommene Gabe —, ferner Federn von Gänsen, Enten, Hühnern und Tauben: alles ist hier zu haben, um den Napf weich und warm auszupolstern, ein molliger Winkel für die Eier und später die Jungen. Nur von außen sieht das Nest wild, ruppig und liederlich aus — die langen Halme von Stroh und von Heu flattern unter dem Wirtshausschilde hervor; innen aber ist der Napf ganz sauber gerundet, und Federn und Wolle sind in der Wandung gleichmäßig verteilt. Am dritten Tage ist alles fertig, und das erste Ei wartet schon auf Gesellschaft.

„Einmal mag's sein," denkt der Gastwirt, „zudringliches Gesindel, ihr nehmt von allem Besitz! In acht Tagen ist Pfingsten, da kommt der Professor herauf, der den Vögerln ihren Gesang ablauscht und zierlich in Noten setzt; da kann er's gleich sehen beim Willkomm': Spatzen hat sie nun endlich auch, die ‚Schweizermühle'; von dem Wirtshausschild weht die Fahne der neuen Bewohner lustig herab!" Und der Professor kam, und bald war in seinem Fachblatt zu lesen, von den fünf oder sechs Orten, die er voriges Jahr in der Umgebung der Stadt als „spatzenlos" namhaft gemacht hatte, sei die „Schweizermühle" fortan zu streichen. Dreimal habe in diesem Jahre ein Pärchen am Gasthof gebrütet, ein anderes habe hinter der Holzverkleidung am Giebel der „Pension" zweimal Junge gehabt, ein drittes Paar hier, ein viertes dort. „Das Spatzenherz," hieß es, „liebt die Getreidefelder. Wo es solche nicht gibt, wo ein Ort von ausgedehnten Wäldern eingeschlossen wird, da darf uns das Fehlen des Sperlings nicht wundern. Hier in der ‚Schweizermühle' fand sich bis zu diesem Frühling nicht ein einziger Sperling. Aber manches Haus ist im Laufe der Zeit entstanden; manchem Garten, selbst kleinen Feldern hat der herrliche Wald weichen müssen. So findet der Sperling schon seine Nahrung. Und was weiter beachtenswert, der Wagenverkehr ist stärker geworden. Der Sperling mag den Pferden gefolgt sein; wenigstens lebt er hier fast ausschließlich von den Körnern, die für diese bestimmt sind, und von den unverdauten Resten im Miste der Pferde, wie er auf den Straßen umherliegt, wo Fuhrwerk verkehrt." Und dann war am Schluß noch ein gelehrter Absatz zu lesen von „Symbiose" zwischen verschiedenen Tieren; „in unserm Fall, zwischen Sperling und Pferd, zieht nur der Vogel den Vorteil".

* * *

„Allerweltvogel" — auf keinen paßt das Wort besser als auf den Haussperling. Wie die Maus und die Ratte, wie die Stubenfliege, so ist er dem Menschen gefolgt, wohin immer es sei. Im höchsten Norden Europas, selbst jenseits des arktischen Kreises kennt ihn der Norweger und Schwede, der Lappe und Russe. Auch den sibirischen Winter fürchtet er nicht; mit dem Ackerbau hat er weite Länder im nördlichen Asien erobert. Den Etappenstraßen der Kosaken soll er vielfach gefolgt sein; ebenso bewohnt er die mittleren Teile und den äußersten Süden jenes Erdteils. Keinem der Mittelmeerländer fehlt unser Hausspatz, auch nicht denen der afrikanischen Seite; überall

glaubt er im Feldbau einen Wink des Menschen zu sehen, überall nimmt er an den Segnungen seiner Kultur teil.

Indessen ist es nicht immer genau unser mitteleuropäischer Hausspatz, sondern klimatische Farbenabweichungen, sowie selbständige Unterarten machen sich geltend. Als Kosmopolit hat sich unser Spatz auch die Neue Welt erobert. Freilich sein schnurrender, bald ermüdender Flug würde ihn niemals über den „großen Teich" getragen haben, der die beiden Welten trennt; Auswanderer, die drüben den heimatlichen Spatz vermißten, deutsche Kolonisten, denen der neugegründete Hof und das mit eigner Hand bestellte Getreidefeld noch immer etwas Fremdartiges hatten, weil der Spatz fehlte, der muntere Spatz, dessen schlimme Eigenschaften man in der Ferne vergaß, ließen sich bei Gelegenheit wiederholt größere Mengen dieser Burschen samt ihren besseren Ehehälften aus der Heimat senden. War das eine Freude im wilden Westen! Die Spatzen konnten es nicht erwarten, bis sie endlich aus dem engen Gefängnis befreit wurden, und die Ansiedler waren zu Tränen gerührt, als sie in der Gestalt des Sperlings ein Stück Heimat sahen, als sie sein schnarrendes „Terrrr", sein „Schilp" vernahmen; sie streuten den lieben Boten aus der Heimat Hafer und Weizen hin und schützten das Nest und die Brut. Und es ging ihm gut, dem Sperling im fremden Land, besser als den meisten Menschen, die in der Neuen Welt ihr Glück finden wollten.

Alljährlich nahm das Spatzenvolk an Zahl zu, Hunderte, Tausende und gegenwärtig viele Millionen sind es geworden. Die ersten Paare hatte man 1850 nach den Vereinigten Staaten gebracht, und diese Einführung dauerte — natürlich mit manchen Unterbrechungen — bis zum Jahre 1881 fort, wo endlich die weitere Einfuhr verboten ward, nachdem sich der Sperling über die Maßen vermehrt hatte, und in den westlichen Staaten in ebenso riesigen Mengen anzutreffen war wie in den östlichen. Zu spät kam die Einsicht; man klagte über den Schaden an Feldfrüchten und Obst; namentlich schien mancherorts der Pfirsich- und Weinbau ernstlich gefährdet. Dazu hatte der Sperling manchen nützlichen Vogel aus Garten und Feld vertrieben, und die eignen Landsleute sahen sich genötigt, gegen das unverschämte „Spatzengesindel" vorzugehen. Vergeblich! In weiten Ackerbaugegenden Amerikas und in allen großen Städten dort ist der Haussperling heute ein ebenso gemeiner Proletarier wie in seiner mitteleuropäischen Heimat. „Ubi bene, ibi patria", das ist das Losungswort des „Allerweltvogels". Von Australien und von Neuseeland gilt dasselbe. Auch dahin hat der Kolonist den Spatz gebracht; auch hier hat sich dieser in den neu angebauten Ländern vermehrt, auch hier ist er ein unzertrennlicher, zugleich ein höchst lästiger Gefährte des Ackerbauers geworden, und man klagt: „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!"

* * *

In Dorf und Stadt, überall wo Menschen wohnen, ist es die Sippe der Spatzen, der ohne Zweifel der größte Teil der gefiederten Welt, weit über die Hälfte, angehört, wenigstens in Mitteleuropa. Sieh nur, wie

sie umherhüpfen im Straßengewühl der Großstadt, wie sie auf allen Fensterbrüstungen sitzen, auf allen Vorsprüngen der langen Häuserzeile, wie sie mit lautem Geschilp in den Dachrinnen sich umhertreiben, dann nach dem Denkmal fliegen, sich dem ehernen Reiter auf den Helm und dem Löwen, der furchtbar den Rachen öffnet, direkt auf die Nase setzen. Geh zu dem Brunnen am Markt, wo die Seeungeheuer das Wasser in die granitene Schale speien: Sperlinge hocken in Massen am Rand und nehmen ein Bad; geh in die Vorstadt mit ihren Villen und Gärten: Scharen von Spatzen vergnügen sich in jedem Gebüsch — ein Heidenspektakel; wandre weiter hinaus an die Grenze der Großstadt, wo vor dem Wirtshaus die Botenfuhrleute halten, ihre Pferde mit Heu und Hafer zu stärken, sich selbst aber mit Branntwein und Bier: zu Hunderten siehst du die braungrauen Burschen auf Krippe und Zaun, am Boden zwischen den Füßen der Rosse, am wassergefüllten Eimer, im Staub. Und nicht anders im Dorf; Höllenlärm in der alten Linde am Dorfplatz. Wieviel mögen's sein, die im Dunkel des Blattwerks sich zanken, häßlich schelten und kreischen; und doch ziehen immer noch mehr herzu, von allen Seiten kommen die Nachbarn. Wo's etwas Neues gibt, am liebsten ein kleiner Skandal, ein ehelicher Zwist, da sind sie gleich bei der Hand. Im zeitigen Sommer sind die Kirschalleen von den lästigen Spatzen belagert; später, wenn die Getreideernte im Gange, wimmelt es schwarz auf den zusammengestellten Garben und Feimen; im Herbst werden die Weinberge geplündert, und im Winter lungern ganze Scharen von Spatzen in Dorf und Stadt umher, vor den Scheunen bettelnd, in allen Gassen nach einem Bissen ausspähend. Hungern muß mancher, gewiß! Verhungern wird keiner von der Gesellschaft so leicht; dazu sind sie zu klug und zu frech.

Die Vermehrungsfähigkeit des Spatzenvolks ist riesig. In allen Monaten der wärmeren Jahreszeit gibt es bei ihnen im Bau begriffene und eben fertiggestellte Nester, solche, in denen erst ein paar Eierchen liegen, und solche, wo Vater oder Mutter bereits eifrig auf dem Gelege sitzen. Meist sind es fünf oder sechs, bisweilen auch sieben Eier, denen man es nicht ansieht, daß nur gemeine Proletarier ihnen entschlüpfen, so zierlich nehmen sich die vielgestaltigen Fleckchen, Punkte und Spritzer auf dem matt abgetönten Grunde aus. Hier sind die Eltern schon eifrig an der Arbeit, den Jungen zarte Räupchen, später auch härtere Käfer zu bringen; beim Nachbar flatterte gerade das letzte Nesthäkchen aus der Kinderstube heraus, während dort die bettelnden Kleinen von Vater und Mutter statt wie bisher mit aufgequelltem Gesäme bereits mit Schnabelhieben traktiert werden. Vierzehn Tage nach dem Ausfliegen der ersten Brut hat das Weibchen wieder fünf oder sechs Eier im Nest, die es nun abermals eifrigst bebrütet, wobei ihm Papa Spatz helfen muß.

Ist auch diese Brut selbständig geworden, so geht es sofort an die Vorbereitungen zu einer dritten; ja die meisten Weibchen, wenigstens die erfahreneren, bringen auch noch ein viertes Mal ein halbes Dutzend Eier zur Welt. Ehe die Tage merkbar abnehmen, sind auch diesen die nackten Jungen entschlüpft; Insekten gibt es noch für sie in Hülle und Fülle, und wenn die

Kleinen dann auf ihren ersten Ausflügen auch nicht mehr mit den Leckerbissen der Spatzenkinder, süßen Herzkirschen und saftig weichen Getreidekörnern, gefüttert werden können, es gibt doch so mancherlei Samen, der auch gut schmeckt, wenn ihn die Alten ein wenig erweicht haben, und auch an das harte, reife Getreide gewöhnt man sich bald. Weizen wird immer bevorzugt, aber auch Hafer und Gerste werden gern gefressen. So wachsen die kleinen Schreihälse ziemlich schnell heran; sie flattern schon ganz selbständig in den Weinbergen umher und verstehen es, sich die reifsten Beeren auszusuchen und von ihrem süßen Fleisch zu kosten. Kommt dann der naßkalte Spätherbst, Schnee und grimmige Kälte im Winter, so sind auch sie, die Spätgeborenen, nicht schlechter daran als die Geschwister einer früheren Brut. Das warme Federkleid ist ihnen schon seit Wochen gewachsen, an jedes Futter sind sie gewöhnt, und wenn ihnen auch noch manche Erfahrung fehlt, die Jungspatzen begreifen schnell, ja manches schneller, als sie eigentlich sollten, die richtige Straßenjugend! Daß es zwei Geschlechter gibt — das weiß der vorwitzige Spatzenjüngling bereits, wenn er kaum vier Monat alt ist. Noch verraten die gelben Schnabelwinkel seine Jugend, und schon setzt er sich in die Nähe einer Schönen, beißt seine Brüder weg und jagt und treibt die Umschwärmte wohl stundenlang durchs Geäst, durch Hof und Garten, bis sie beide erschöpft sind. Ja es mag auch einmal vorkommen, daß diesjährige Vögel noch im Spätsommer zur Brut schreiten; häufiger aber läßt sich solch junger Bursche im Hochsommer mit einem älteren Weibchen ein, dem der Gatte vielleicht treulos geworden ist. Beim Bau des Nestes braucht er nicht zu helfen, das ist längst fertig, schon seit dem Frühjahr — er heiratet gewissermaßen hinein in die Wirtschaft — aber brüten muß er mit, still sitzen, wenn seine Altersgenossen sich neckend umhertreiben, und Futter muß der junge Vater dann auch herbeischleppen, wenigstens in der ersten Zeit. Später streikt er gewöhnlich, und die Mutter hat dann die Schar der Kleinen allein auf dem Halse. Sie sieht am Schluß der langen Brutperiode sehr unvorteilhaft aus: der Bauch ganz kahl infolge des langen Sitzens auf den Eiern und das übrige Gefieder gleichfalls bestoßen und abgenutzt, als sei es von Schmarotzerinsekten benagt, was gewiß auch häufig der Fall ist, trotz aller Staub- und Wasserbäder, die man ausgiebig gebraucht.

Der Magen und die Liebe, das sind die Pole, um die sich auch das Leben des Sperlings bewegt. Nach Sankt Veltenstag (14. Februar), so sagt man, dürfen die Spatzen ans Heiraten denken; da ist es dann fast ausschließlich die Liebe, die ihr Herz erfüllt; selbst das Fressen wird mitunter vergessen. Aber treue Gattenliebe, an der so viele unserer gefiederten Freunde oft in rührendster Weise festhalten, kennt das Spatzenvolk nicht oder nur ausnahmsweise. Gewiß, das Männchen kämpft mit seinem Nebenbuhler, die Federn fliegen umher, und die beiden Kämpen wirbeln kreischend herab vom Dach und vom Baum, um noch auf dem Boden sich weiter zu beißen und zu balgen; manchmal ist's ein ganzer Knäuel wütender Vögel, der da im Staube herumkollert, und selbst das zarte Geschlecht wird häufig mit handgemein. Aber während sie so kämpfen, wendet das umworbene Weibchen seine Gunst

einem andern Spatzenherrn zu und genießt das süße Gift verbotener Liebe in vollstem Maße

Auch die Männchen treiben's nicht besser als ihre Damen, eine verlotterte Bande! Die Jungen sind noch nicht flügge, da machen die Väter schon wieder einer andern Spatzenschönheit den Hof, die von ihrem untreuen Gatten verlassen ward. Katzbalgereien, Schelten und Schimpfen von neuem, bis endlich das volle Gelege wieder im Nest liegt. Häufig hält's der Liebhaber nicht mal so lange bei seiner neuen Liebe aus; sie mag sich, denkt er, für den Kleinkinderkram einen andern ihrer vielen Bewerber zulegen, und weg ist er — schnurstracks wieder bei seinem früheren Weibchen, das unterdessen, unterstützt von Onkeln und Tanten, von Vettern und Basen, von Hausfreunden, die sie umschwärmen, die Jungen herangefüttert hat. Das ist dann wieder ein Buhlen und Werben um neue Liebe: „Sieh mich nur an, wie schön ich bin, wie groß und wie stark!" Und der kleine Kerl bläht sich wie ein Frosch auf, hebt den Schwanz, läßt die zitternden Flügel hängen, daß sie am Boden den Staub aufwirbeln, und nun tanzt er auf eingeknickten Beinen um seine Angebetete herum, dreht und wendet sich, trippelt und hüpft und wirbelt sich wie ein Kreisel. Erst leise: „Drie, drie, drie", dann aber laut: „Treng treng dell dell schilk demm derrr . . ." So oder ähnlich schreit er dazu und rückt dem Weibchen immer mehr auf den Leib. Dieses aber sagt gar nichts; doch plötzlich faßt es den zudringlichen Werber beim Schopf und schüttelt ihn tüchtig ab, daß er laut schreit. Mit Anstrengung aller Kraft zerrt ihn die rauflustige Schöne durch den Staub und läßt ihn erst frei, nachdem sie seinen Kopf noch ein paarmal fest gegen den harten Boden geschlagen hat. Das ist deutlich genug, und, über die Gefühle des Weibchens nicht mehr im Zweifel, schlägt sich der Spatz in die Büsche und schimpft noch ein Weilchen, um dann sein Glück bei einer andern zu suchen. Diese versteht es, das verliebte Männchen in ganz durchtriebener Weise zu reizen, daß es vor Lust und Begierde fast vergeht; immer wieder erlaubt sie es ihm, sie zu berühren, ja selbst auf ihren Rücken zu hüpfen, aber sofort weicht sie dann einen Schritt seitwärts, bis sie sich nach langem Spiel endlich ergibt.

* * *

Die Liebe und der Magen. Ja, was gut schmeckt, das weiß Freund Spatz, der Schlingel, zu schätzen; lüstern ist er auch nach dieser Richtung über die Maßen. Die zartesten Teile aus den Blüten der Obstbäume, Triebe von Früherbsen, die jungen Herzblättchen eben gepflanzten Salats oder Kohls, die noch in der Milch stehenden Samenkörner des jungen Weizens und Hafers, die süßen Johannisbeeren — was gibt es doch alles für Leckereien, jede Woche was Neues! Aber der liebste Monat im Jahr, das ist dem Schlemmer der Juli, wenn die dunkelroten Kugeln so lockend zwischen dem Blattwerk des Kirschbaums hervorschauen. Der arme Hütejunge hat sich vor Eifer bald die Beine abgelaufen; wenn er an dem einen Ende der langen Baumreihen mit seiner Holzklapper ankommt, sitzen die Diebe schon wieder

in Scharen auf den Bäumen am andern Ende und in der Mitte. Ja schließlich haben sie sich an den Höllenspektakel der hölzernen Hämmer so gewöhnt, daß nur noch Neulinge und besonders ängstliche Gemüter auffliegen; die meisten bleiben ruhig sitzen und picken weiter von den wohlschmeckenden Früchten. Die Spatzen sind zwar nicht die einzigen zweibeinigen oder besser gesagt gefiederten Freunde des Kirschbaums; aber den größten Schaden richten doch sie an, weil sie gewöhnlich in ganzen Heerscharen einfallen; wenigstens setzt der Pächter das meiste auf ihre Rechnung. Während die Amseln, Pirole und alle größeren Kirschdiebe gewöhnlich die ganze Kirsche hastig vom Stiele abzupfen und sie samt ihrem Kern verschlucken, picken die Spatzen die saftigen Früchte nur an und verderben noch mehr, als sie wirklich verzehren, oder sie fressen, wenn die Kirsche besonders mundet, das Fleisch vollständig rings um den Kern ab, der nun am Stiel hängen bleibt, als wollten die Räuber dem Besitzer noch extra ein Schnippchen schlagen. O, wieviel Ärger hat sie schon angerichtet, die heillose Spatzenbande! Kleine Klappermühlen im Wipfel der Kirschbäume, Strohpuppen, Spiegelstückchen, Katzen- und Hasenfelle. Die Spatzen sind dreist und sind schlau; sie merken nur zu bald, daß der Strohmann mit der Mütze nicht schlägt, daß das Fell der gefürchteten Katze nicht zubeißt, und daß auch all die andern Mittel nichts weiter sind als Theater, gleich den wehenden Papierstreifen über den im Gemüsebeet keimenden Erbsen. Mußt schon zur Flinte greifen und in die lüsterne Menge öfters hineinknallen — hei! wie sie Reißaus nehmen, sobald es aus dem Hinterhalt platzt. Aber auch dies gründlichste aller Mittel hilft nur ein Weilchen; den Schießprügel von einem bloßen Knüttel zu unterscheiden, das hat der Allerweltnichtsnutz sehr bald gelernt — husch! weg ist sie, die Diebesbande, wenn der Wächter mit dem Gewehr aus der Hütte heraustritt, und hurtig finden sie sich wieder ein, sobald er die Flinte beiseitegelegt hat.

Eine Geschichte. Gegen die Spatzen war vielleicht niemand mehr aufgebracht als Friedrich II., der ein großer Kirschenfreund gewesen sein soll. Aber die Spatzen machten's auch gar zu bunt, kein Respekt, nicht mal vor dem mächtigen König von Preußen! Das Diebsgesindel schmälerte ihm seine königliche Tafel aufs frechste. Zwei preußische Dreier zahlte daher der Herrscher für jeden Spatzenkopf; so ließ er's im Lande vermelden. Das war ein Blutbad unter den braunbefiederten Untertanen Seiner Majestät! „Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen", so mancher lernte am eignen Leibe die Wahrheit dieses Wortes. Ein paar Jahre währte das Morden; dann waren die Diebe vertrieben aus Sanssoucis Nähe. Ein schönes Stück Geld hat's dem Alten Fritz gekostet: tausend harte Taler und mehr — wieviele Kirschen hätte er dafür essen können! — aber eingebracht hat es ihm nichts. Denn jetzt erschien eine andere Bande, die's noch schlimmer trieb als die verjagte. Das Insektengesindel nahm überhand und sorgte dafür, daß dem König erst recht nichts übrigblieb. Der Kluge gibt nach, dachte der große Friedrich — denn nun für jeden Insektenkopf auch nur einen Pfennig Prämie zu zahlen, das hätte selbst den Hausschatz eines Königs geleert — er befahl,

die Schießerei und Würgerei einzustellen und begnügte sich schließlich mit dem, was die lustig wieder einziehenden Spatzen übrig ließen.

Die Verhandlungen über Nutzen und Schaden des Haussperlings sind heute so ziemlich abgeschlossen. Es steht fest, daß er sich nicht nur von Pflanzenkost nährt, sondern — zeitweise wenigstens — auch einer stattlichen Menge von Ungeziefer den Garaus macht. Wenn er im Frühling die aufbrechenden Blatt- und Blütenknospen der Obstbäume untersucht, so scheint sein Hauptzweck doch der zu sein, allerlei Käfermaden zu erbeuten, falls er nicht bloß aus Übermut, zum Zeitvertreib oder des bißchen Honigs wegen die Blüten im Schnabel zerquetscht. Wirklichen Nutzen stiftet er aber, wenn die Jungen im Nest nach Futter verlangen. Denn wie es bei andern Körnerfressern Sitte, so erhalten auch die Spatzenkinder in den ersten Tagen ihres Lebens ausschließlich Kerbtierkost, „Blattläuse, Püppchen von Schmetterlingen und Zweiflüglern, nackte Räupchen, kleine Schmetterlinge, Spinnen, Asseln und Maden von Zweiflüglern". Aber gegen Ende der ersten Woche wird die Brut allmählich an Pflanzenkost gewöhnt. Natürlich steigert sich die Insektennahrung zu manchen Zeiten, z. B. im Wonnemond, wenn die Maikäfer schwärmen; da macht bisweilen selbst der täppische Spatz im Fluge Jagd auf die braunen Gesellen. Auch die Kleinen bekommen, sobald sie schon einen kräftigeren Bissen vertragen, ihr gut Teil ab, und die Alten mögen unter den Käfern oftmals ein großes Morden anrichten; sie töten so manchen, ohne ihn zu verzehren, oder kosten doch nur ein wenig von ihm. Sind dann die Jungen ausgeflogen, so schlucken sie auf ihren Streifereien nach den Erbsen- und Getreidefeldern noch manches Insekt, manche Larve, manches Räupchen hinunter, aber es ist dies doch nur gelegentliche Zukost zu der pflanzlichen Hauptnahrung.

Diese besteht nun besonders aus den Früchten, die der Mensch zu seinem eigenen Nutzen baut. Der Gärtner, dem die Spatzen im Frühling die Samen aus den Beeten herauspicken und die jungen Pflanzen anfressen, der Obstplantagen- und Weinbergsbesitzer, die Bäuerin, die mit dem Federvieh auf dem Hof auch die Spatzen fettfüttert, was klagen sie alle über das lästige Lumpengesindel! Aber der größte Schaden ist doch der, den die Spatzen an dem reifenden Getreide anrichten. Wie von einer Mäusenot, so kann der Landmann auch von einer Sperlingsplage reden; nur daß letztere nicht so sehr die Ernte eines ganzen Bezirks, sondern gewöhnlich nur einzelne Felder von besonders ungünstiger Lage in Frage stellt. Auch tritt die Spatzenplage nicht mit solcher Heftigkeit auf, sondern gleichmäßiger, Jahr für Jahr, so daß sich der Landwirt schon mehr daran gewöhnt hat. Das Entfernen der harten Spelzen macht dem Spatz gewöhnlich zu viel Mühe; deshalb wendet er sich hauptsächlich dem Getreide zu, dessen Körner leicht aus den Hüllen herausfallen. Dem unbegrannten Weizen wird zuerst mit Eifer zugesprochen; ist dieser geplündert, so kommt der Grannenweizen an die Reihe, ferner die Gerste, während Roggen weniger beliebt ist und nur während der Milchreife den Beifall des Gutschmacks findet. Hirse- und Erbsenstücke werden von alt und jung besonders gern besucht.

Wer kann's dem Bauer verdenken, daß er den Sperling verfolgt, wo es nur möglich, seine Niststätten einschränkt, die Brut vertilgt, Fallen ausstellt und den Jagdberechtigten bittet, unter die Scharen zu schießen. Ausgerottet wird er durch solche Verfolgung noch lange nicht, der kluge, gewitzigte Spatz. Er weiß sich in alle Lagen des Lebens zu finden, weiß seine Haut zu sichern, und selbst um ein verstecktes Plätzchen fürs Nest ist's ihm nicht bange. Freilich scheint die Wohnungsnot manchmal recht groß; so viele Höhlen- und Halbhöhlenbrüter könnten davon erzählen. Aber Freund Spatz hat wenig darunter zu leiden; er bleibt ja den Winter über dem Garten und Hof treu und hat die Winkel und Löcher bereits bezogen, wenn die Stare ankommen, die Rotschwänzchen und später die Schwalben. Selbst Meisen verdrängt der Freche bisweilen und bezieht ihren Kasten, wenn das Loch ihm weit genug ist. Gerade dadurch, daß der Sperling so manchen andern nützlichen Vogel verdrängt, hat er sich bei dem Naturfreund sehr unbeliebt gemacht, und man versteht es, ohne es freilich zu billigen, wenn von einem Vogelschützler sogar der ernstliche Vorschlag gemacht worden ist, Bazillen zu Hilfe zu rufen, die unter den zweibeinigen Dieben aufräumen sollen wie der Mäusebazillus unter den graufelligen Nagern.

Dem Star muß der Spatz gewöhnlich weichen, wenn er vom Bretterhäuschen unsers Hausfreunds Besitz ergriffen hat; der versteht keinen Spaß, es müßte denn ein junges Starenpaar sein, das zum erstenmal sich anschickt zu brüten. Dieses ist in all seinen Handlungen unsicher, schreckhaft und unschlüssig, probiert es hier, probiert es da und gibt den Versuch schnell auf, wenn ihm etwas nicht paßt. Anders die alten Herren und ihre Ehehälften. Anfangs nur ein heftiges Wortgefecht. Der Sperling schaut zum Guckloch heraus und schimpft und schimpft wie . . . nun wie eben nur ein frecher Spatz schimpfen kann. Seine Frau sitzt auf einem Ast in der Nähe, und auch sie zetert und schreit, als ob sie am Spieße stäke. Die ganze Spatzengesellschaft beteiligt sich schließlich an dem Skandal, und die beiden Stare antworten mit schrillem Ruf. Aber das bloße Schelten führt nicht zum Ziele. Mit kühnem Schwung schießt das Starenmännchen zum Flugloch: „Kopf weg, sonst spieß ich dich auf!“ Und nun ein lärmendes Poltern im Innern des Häuschens; dann fährt der Sperling laut schreiend zur Haustür heraus und der Star hinter ihm her. Wehe, wenn er ihn nochmals am Kragen erwischt; dann zaust er ihn, daß dem Armen Hören und Sehen vergeht! Aber da zetert die Sperlingsfrau, die unterdessen ganz heimlich in den Kasten geschlüpft ist, aus dem Loch heraus, so laut sie nur kann. Auch sie wird an die Luft befördert, ebenso unsanft — „kommt nur wieder, wenn's euch gelüstet!“ Und sie kommen wirklich noch zwei- oder dreimal, wenn sie wissen, daß die Stare einen Ausflug gemacht haben. Aber immer von neuem wird das Quartier geräumt, und schließlich muß sich das Spatzenpaar nach einem andern Versteck umsehen.

Mitunter wird auch noch später in den ersten Tagen des Mai die Sperlingsfamilie aus dem Mauerloch oder der Starenmeste herausgeworfen, und zwar von einem schlimmeren Gegner, dem Mauersegler, der um diese Zeit von

der Reise heimkehrt. Mit seinen kleinen Füßchen klammert er sich am Eingang zur Nisthöhle an, einen Augenblick stutzend; denn drin sitzt das Sperlingsweibchen auf dem Gelege und schimpft weidlich über die Störung. Doch im Nu ist der Böse in der Höhlung, und so sehr die Mutter ihr Besitzrecht verteidigt, sie muß schreiend fliehen; die nadelspitzen Klauen des Seglers reißen gefährliche Wunden. Und beklagen dürfen sie sich nicht, die zudringlichen Spatzen, über solche Behandlung. Die Hausschwälbchen haben ja durch sie das gleiche Schicksal so häufig zu leiden. Gerade ist ihr künstliches Nestchen mit vieler Mühe fertiggestellt, da schlüpft das Sperlingsmännchen hinein und schaut frech zum Eingangsloche heraus. Was hilft den Schwalben das Flattern und Schreien, was hilft es ihnen, daß sie im Fluge nach dem Eindringling schnappen; er weicht nicht von der Stelle. Nach zwei, drei Tagen endlich geben die Schwalben ihre Angriffe auf, und die Spatzen haben nun Ruhe. Auch als Schlafstellen benutzen die Spatzen die Schwalbennester gern, besonders in der kalten Jahreszeit.

Das Volk behauptet — und immer wieder wird das Märchen aufgetischt — es gehe dem Sperling, wenn er sich eines Schwalbennestes bemächtigt habe, bisweilen schlecht, indem die erzürnten Vögel ihn aus Rache einmauerten, daß er in dem engen Raume umkommen müsse. So viel Ruhe und Überlegung bewahren sich die ängstlich umherflatternden Schwalben nicht, daß sie unmittelbar vor dem Kopf ihres zeternden Feindes die Öffnung zumauern sollten, aber — und das ist die Hauptsache — so dumm ist unser pfiffiger Spatz, der Allerweltsvogel, der Gassenjunge und Lausbub', wahrhaftig nicht, daß er sich dies sollte gutmütigst gefallen lassen. Er hat auch einen Schnabel und weiß sich zu wehren.

* * *

Winter ist's; eine hohe Schneedecke deckt Feld und Flur. Unter der weißen Bürde neigt sich alles Gezweig, und jeder Pfahl trägt sein Käppchen. Aber es war auch ein tolles Schneetreiben gewesen den ganzen Tag, vom Morgen an bis spät in die Nacht. Nun strahlt siegreich die Sonne vom glänzenden Himmel; aus Millionen Diamanten funkelt's und blitzt's.

Und kalt ist's geworden; der Schnee hat die Kälte gebracht. Zu keiner Zeit sind die Straßen und Plätze im Innern der Großstadt so stark von Vögeln belebt als an solchen Tagen. Der Schneesturm hat die armen Hungerleider hereingetrieben, und auch im Dorf auf dem Hof des Bauerngutes ist reicher Vogelverkehr: Haus- und Feldsperlinge, Goldammern, Buchfinken, Haubenlerchen, Grünlinge hüpfen am Boden umher und suchen hastig nach einem Körnchen oder sonst einem Bissen. In der Stadt bildet für Einheimische sowohl wie für den reichen Fremdenzuzug Pferdemist die eigentliche Grundlage der Kost, gewissermaßen das tägliche Brot. Wie die Spatzen aufgeplustert auf dem Sims sitzen, in Reih und Glied, schwärzlichgrau, fast wie Mäuse; denn der Ruß der Stadt heftet sich hier an alles, an groß und klein, an Schloß und Kirche so gut wie an den Spatz. Und echt ist die Farbe, sie kommt nicht herunter, selbst ein Bad im Becken des Springbrunnens bleibt ohne Erfolg.

Nur einer von der Gesellschaft ist auffallend licht, ein „weißer Sperling"; die Anwohner des Platzes kennen ihn alle. Den ganzen Sommer und Herbst trieb er sich schon in diesem Stadtviertel umher. Mit fünf grauen Brüdern und Schwestern lag er im Nest, von der Mutter ebenso zärtlich gepflegt wie seine Geschwister, und als er dann im Spätsommer, etwa sechs Wochen nach seinem ersten Ausflug, das Kinderkleidchen auszog, da sproßten die neuen Federn nur noch weißer und reiner hervor: ein wirklicher Kakerlak, sagten die Menschen, die es verstanden, blaßrötlich waren Schnabel und Füße und die Augen rot, wie bei weißen Kaninchen. Die Freuden des Herbstes genoß er in der Gesellschaft von Vettern und Basen, und jetzt friert er gemeinsam mit ihnen; nichts hat er vor den andern voraus als sein lichtes Gewand, das aber von Staub und von Ruß arg beschmutzt ist. Er schonte es nicht mehr als die übrigen ihre Strapazieranzüge und trieb sich mit ihnen in denselben staubigen Winkeln umher, in dem schmutzigen Rinnstein, und von allen Dächern, wo der Ruß so dick lagert, da pfiff er mit den Genossen auf die Gasse all die Geschichten herab, die man gelegentlich belauscht, wenn man den Leuten ins Fenster hineinsieht.

Aber heute ist allen das Pfeifen vergangen, nur leise piepen sie vor Frost und vor Hunger. Auf jede vorbeitrabende Rosinante spannt die Gesellschaft. Sieh, dieser Droschkengaul hat ein mitfühlend Herz — er kennt wohl den Hunger aus eigner Erfahrung —, und wie auf Kommando flattert die Schar nach der dampfenden Gabe: ein warmer Bissen in der Kälte ist eine doppelte Wohltat! Ein paar Goldammern sind auch gleich zur Stelle, und hurtig trippelt auf flinken Füßchen Madame Haubenlerche herbei. Rücksichtslos treibt jetzt die „Elektrische" die Schmausenden auseinander; aber im nächsten Augenblick sind sie wieder mit der gemeinsamen Mahlzeit beschäftigt. Ja, die „Elektrische", das ist ein schlechter Ersatz für die Pferdebahn, die das Spatzenvölkchen so liebte, und gar das Neuste, die Automobile — Dampf und Gestank, das ist alles, auch nicht ein einziges Körnchen!

Auf dem Hofe des Bauern ist's auch nicht besser geworden. Auch hier hängt der Spatzenbrotkorb im Winter um vieles höher, seitdem der gemütliche Drei- oder Vierklang der dreschenden Flegel nur noch selten die Winterstille verheißungsvoll unterbricht; man muß schon heimlich den Stall der Pferde aufsuchen, wenn die Tür oder ein Fenster offen steht, um sich mal gründlich satt zu fressen, oder den Bodenraum unterm Dach, wo das Stroh mit ein paar vergessenen Körnchen lagert, oder man muß gerade zur Zeit kommen, wenn die Hühner gefüttert werden. Nur eins ist besser geworden, besonders in den Straßen der Stadt, in den Anlagen und Promenaden. „Gedenket der hungernden Vögel!" Die Menschen befolgen die edle Mahnung jetzt mehr als früher. Überall gibt's Futterhäuschen, fast auf jedem Balkon, in Garten und Park. Das ist so recht im Sinne der Spatzen, die den Löwenanteil für sich in Anspruch nehmen und manchen Vogel vertreiben, für den der Spender die Gabe bestimmt hat. Dazu kommt der zudringliche Bettler niemals einzeln an den Futterplatz: ein ganzes Dutzend schwirrt auf einmal herbei und plündert die reiche Tafel nach Herzenslust; der einzelne ist zu

furchtsam. Naht ein Mensch, um zu sehen, wie's den hungrigen Schnäbeln schmeckt, so sind es die Spatzen, welche zuerst Reißaus nehmen, als ob sie es wüßten, daß man sie als lästige Diebe betrachtet. Sehnsüchtig schauen die Vertriebenen dann von dem nahen Dach herab auf das „Tischlein deck dich", um sofort wieder herbeizuflattern, wenn die Luft rein ist. Der Verkehr mit dem Menschen hat den Sperling listig gemacht, verschlagen, vorsichtig und scheu. Und so sind es ganz besonders die Stadtspatzen, die sich in dieser Beziehung vor ihren Brüdern auf dem Lande auszeichnen. Sie wissen ganz genau, wo es ungefährlich ist, sich niederzulassen, zwischen den Hufen der Droschkenpferde am Standplatz, zwischen den halbwilden Tauben der Stadt, denen sie oft den besten Bissen vor dem Schnabel wegnehmen, während sie an den Futterplätzen für die Vögel im Winter immer erst von Amseln, Finken, Meisen, Grünlingen u. a. den Ort auskundschaften lassen, ehe sie sich heranwagen. Dem Menschen ist nicht zu trauen; davon ist jeder Spatz überzeugt, wenigstens jeder ältere.

Gegen harte Kälte sind die Spatzen ziemlich unempfindlich, und wenn es nicht der Futtermangel wäre, der sie traurig stimmt, so würden sie sich gewiß auch im Winter ganz wohl fühlen und nach Herzenslust spektakeln, wie in den milden Tagen des Lenzes. Ihr Federkleidchen ist mollig und dicht. Trotzdem sind die Spatzen für die lange kalte Winternacht sehr besorgt um ein warmes Fleckchen. Sie huscheln sich gern in ihr altes Nest, falls der Sturm den gebrechlichen Bau nicht längst in alle Winde zerstreut hat; auch tragen sie geeignete Stoffe in einen geschützten Winkel zusammen, um hier, das Köpfchen unter dem Flügel versteckt, von all dem Schönen zu träumen, was der kommende Frühling auch ihnen bringen wird, dem armen, verfolgten Volke der Gasse, dem Proletarierpack, dem Landstreichergesindel.

Zur Systematik: Der Haussperling, Passer domestica (L.) tritt in seinem weiten Brutgebiet in einer großen Anzahl von Formen auf, von denen uns besonders eine vom Südhang der Alpen (im Eisaktal, nördlich Bozen, treffen sich unser Spatz mit folgendem) durch Italien, an der Riviera verbreitete, der Rotkopfsperling, Passer domestica italiae (Vieill.), dem sogar Artcharakter zugesprochen worden ist, interessiert. Der Oberkopf und Nacken sind bei diesem kastanienrotbraun (statt aschgrau!), die Wangen heller weiß. Die Weibchen des nordischen Sp. unterscheiden sich nicht von dem des italienischen.

Außer dem Hausspatzen und dem nachfolgend geschilderten Feldsperling sind noch folgende Passer-Arten (es gibt etwa 60 europäisch-afrikanisch-asiatische Arten) in unserem Erdteil heimisch. Der Weidensperling, Passer hispaniolensis (Temm.), dessen Oberkopf ebenfalls rotbraun gefärbt ist, der aber leicht an den schwarz gestriemten Flanken zu erkennen ist. Er kommt in einer Reihe von Formen in Spanien, Sardinien, Sizilien, Corsica, Malta, Süditalien, Griechenland, Türkei, in Nordafrika, auf den Canaren, Capverden, in Kleinasien, der Sinaihalbinsel, Persien bis Nordindien vor. Benehmen ist gleich dem unseres Sperlings, doch baut er meist sein Nest auf Bäume. Weiters sei genannt der eine besondere Gattung (10 Arten) vertretende Steinsperling,

Petronia petronia (L.), der — variierend und verschiedene Formen bildend — Südeuropa (von Spanien, Südfrankreich, durch Teile der Alpen, Italien, „Österreich“ bis Griechenland und Smyrna — in Deutschland als seltener Brutvogel im Rhein-, Mosel-, Saaletal, wo er an Burgen und Steilwänden nistet — bewohnt. Sonst noch in Nordafrika, in großen Teilen Asiens (Ostsibirien, Mongolei, Mandschurei, Palästina, Persien, Turkestan, Afghanistan, Kaschmir, südliches Transkaspien). Dieser Sperling ist leicht kenntlich (er erreicht eine Länge von 16 cm wie der Haussperling) an der im Altersgefieder bei beiden Geschlechtern zitronengelben Kehle, die bei den Jungen noch weiß gefärbt erscheint. Das Betragen dieses ausgezeichneten Sperlings unterscheidet sich wenig von dem unseres Weltproletariers. Soffel.

Der Feldsperling / Von Hermann Löns

Es will Abend werden. Hinter dem Kirchdache ist die Sonne untergegangen, und glührote und blaue Streifen, überschnitten von dem stumpfen Kirchturme, färben den Himmel.

„Abendrot, gut' Wetterbot," denkt der Pfarrer, der, wie jeden Tag um die Sonnensinke, am Fenster seines Arbeitszimmers sitzt, die lange Pfeife, die er schon als Student besaß, raucht und auf den Besuch aufpaßt, der sich um diese Stunde einzustellen pflegt.

Es ist aber weder der Vorsteher noch der Förster, und der Lehrer ist es auch nicht und ebenfalls keiner von den Bauern; der Besuch, den der Pfarrer erwartet, es ist ganz was anderes. Da kommen sie auch schon an, wie des Pfarrherrn freundliches Lächeln anzeigt, und mit einem solchen Lärm und so viel Geschwätz, wie es bei den Dorfleuten sonst gar nicht Brauch ist.

Es ist aber dennoch Besuch aus dem Dorfe, wenn es auch kleine Leute sind, die jetzt von allen Seiten herannahen, einzeln, zu zweien, oder auch zu dreien und vieren, und einer nach dem anderen huscht in das hohe und dichte Efeugewirre hinein, das die steinerne Gartenpforte überwölbt, und nun zwitschert und piept und quiekt und quäkt und plappert und schnattert es da von lauter Feldspatzen.

Denn die sind es, die der Pfarrer allabendlich um die Schummerstunde erwartet. Seit dreißig Jahren, solange er hier auf dem Dorfe ist, kommen sie schon und übernachten in dem uralten, birnbaumblätterigen Efeu, und wahrscheinlich schon viel länger, denn der Efeu ist so alt wie das Haus, und das steht schon über hundert Jahre da mit seinem gewalmten Dache und den Steinvasen aus der bonapartischen Zeit rechts und links von der breiten, von Moos und Algen grün bezogenen Treppe.

Eine Viertelstunde hält das Ruscheln und Rappeln und das Quieken und Quäken in dem alten Efeu an. Ab und zu kommt noch ein Nachzügler, und dann geht das Gezeter von frischem los, oder einer von den kleinen Kerlen saust plötzlich aus dem Efeu heraus, setzt sich in den Birnbaum, schimpft gewaltig und macht dann wieder, daß er in den Efeu hineinkommt; denn die Sonnenmale hinter dem Kirchturme verblassen immer mehr, und vom Walde her macht sich der Nachtwind auf und rührt die Bäume im Pfarrgarten an. Einmal noch ruschelt es, und es zirpt oder zetert, und dann ist es still in dem Efeu.

Im Arbeitszimmer des Pfarrhauses brennt die grünkuppelige alte Studierlampe, und im ganzen Dorfe wird es still; höchstens daß ab und zu einmal eine Tür schlägt, ein Wagen dahin knattert oder ein Hund bellt

oder ein Knecht, der aus dem Kruge kommt, ein Lied flötet. Dann aber rührt sich ein anderes Leben, von dem am Tage wenig zu merken war. Die Schleiereule, die in dem Kirchturme wohnt, kommt aus dem Schalloche gestrichen und schwebt mit lautlosen Flügelschlägen über die Gartenpforte des Pfarrhauses, um zu sehen, ob sie dort nicht eine der Ratten erwischt, die von den Ställen des Kruges gern an der Pfarre vorbei ihren Wechsel nach einem der Bauernhöfe nehmen. Schon ist die Eule an dem alten Efeu vorübergestrichen, da macht sie eine Wendung und streicht auf den dicken, dunklen Blätterklumpen zu, denn es ruschelte ganz leise darin. Aber dann streicht sie weiter. Sie weiß, sie bekommt doch keinen von den Schläfern darinnen, denn zu tief und zu dicht ist das Gewirre der Ranken und des harten, starren Blattwerkes. Auch der Hausmarder, der auf dem Kirchboden seine Schlafstelle hat, weiß, wer in dem Efeu schläft; doch ihm ist auch bewußt, daß dort nichts zu holen ist, und als er darum mitten in der Nacht die Mauer des Pfarrgartens entlang hüpft, macht er wohl ein Männchen und schnuppert nach dem Efeudickicht hin, springt dann aber, ohne erst einen Versuch zu machen, einen Spatzen zu erbeuten, auf den Prellstein und folgt den Rattenspuren, und des Pfarrers Kater, der im Dorfe eine Liebesangelegenheit zu erledigen hat, wirft nur einen scharfen Blick nach dem Efeu und huscht weiter.

Die dreißig und mehr Feldspatzen aber haben die Köpfe unter das Rückengefieder gesteckt und schlafen, trotzdem der Wind sich immer mehr aufmacht und gegen Morgen einen tüchtigen Schneefall mitbringt, so fest und ruhig, als säßen sie in ihren Bruthöhlen, und erst, als es hell wird, rappeln sie sich auf, piepsen ein wenig, und einer nach dem anderen fliegt in den Birnbaum, zieht sich sein Gefieder zurecht und sieht zu, wo es etwas für seinen Schnabel zu finden gibt. Zwar liegt der Schnee ziemlich hoch, und allerlei Gesindel, das von Rechts wegen im Dorfe gar nichts zu suchen hat, Finken, Ammern, Haubenlerchen und wer weiß was noch alles, ist von weit und breit zugereist und schmälert den Spatzen die Nahrung. Aber die wissen gut Bescheid und besitzen zudem eine gehörige Menge von Unverschämtheit, wenn sie auch nicht so frech sind wie die Dickköpfe von Hausspatzen. Immerhin wagen sie sich dreist in die Höfe, und wo die Dreschflegel klingen, sind sie da, stürzen sich auf den Kaff, der in den Hof geschüttet wird, und hüpfen kaum zur Seite, hackt einmal ein Huhn nach ihnen. Außerdem kennen sie die Stellen an den Zäunen, wo sich der Schnee nicht hält, und suchen sich da die Samen des Knöterichs, der Melde, der Mäusegerste und des Hirtentäschels, kehren dann beim Kruge ein, denn vor der Haustür mangelt es nie an Roßäpfeln, in denen manch unverdautes Korn zu finden ist, oder treiben sich zu demselben Zwecke auf der Landstraße umher, besuchen die schneefreien Raine rund um das Dorf, tränken sich bei der Pferdeschwemme am Bache, versammeln sich mittags, wenn die Sonne recht schön scheint, in der hohen Pappel am Feuerteiche und schwatzen dort ein Stündchen, ohne sich um die Elstern zu kümmern, die unter ihnen sitzen, und bringen den Nachmittag wieder mit Futtersuchen zu, bis der Abend heran-

naht und sie sich zum Schlafen versammeln, die eine Schar in dem Efeu der Pfarre, die andere in dem Storchneste auf dem Vorsteherhause, die dritte in den hohen und dichten Weißdornhecken der Försterei, und wo es sonst überwindig und sicher ist.

So treiben sie es den einen Tag wie den anderen, immer fröhlich und unverdrossen, selbst wenn es noch so sehr weht und schneit, ohne viel Ungemach auszustehen. Vor dem Sperber, diesem Gaudieb, müssen sie sich allerdings hüten; denn der jagt wintertags liebend gern mitten im Dorfe. Wie der Blitz ist er da, greift einen Spatzen, und ehe die anderen so recht wissen, was sich begeben hat, ist er schon wieder hinter den Häusern verschwunden. Auch dem Käuzchen, das in einem der Schafställe vor dem Dorfe brütet, ist nicht recht zu trauen. Manchmal kümmert es sich um die Spatzen gar nicht, bis es auf einmal zwischen ihnen ist, einen packt und trotz des Geschimpfes der anderen, die ihm eine Weile nachfliegen, sich mit ihm von dannen macht. Ab und zu kommt es auch vor, daß einer von den kleinen fremden Falken, die im Winter durchreisen, sich in der Dorfmark aufhält, und dann heißt es aufpassen. Im allgemeinen führen die Spatzen aber auch in der rauhen Zeit ein sorgloses Leben, und da sie früh im Jahre mit dem Brüten anfangen und spät damit aufhören und jedesmal mindestens vier Eier legen, so werden es ihrer eher mehr denn weniger. Nur in dem einen Jahre, als die Verfügung vom Landratsamte kam, daß jeder Hof soundso viele Spatzenköpfe abliefern mußte, weil die Sperlinge überhandzunehmen drohten, wurden, obgleich die Verordnung eigentlich nur den Hausspatzen galt, auch die Feldspatzen etwas dünn; sie sorgten aber dafür, daß der Ausfall bald wieder wettgemacht wurde, zumal sie meist da brüten, wo sie nicht so leicht zu bekommen waren, vorzüglich nicht unter den Strohdächern oder sonstwie in den Häusern.

Es gibt ja genug hohle Obstbäume im Dorfe und an der Landstraße, und in den Kopfweiden am Feuerteiche und bei den Flachsrottekuhlen und längs des Baches, und so manche von den alten Eichen auf den Höfen bietet auch ein Loch, in dem es sich gut nisten läßt, und dann sind ein Dutzend Storchnester im Dorfe, und in jedem von ihnen brütet ein Dutzend Feldspatzen, ohne sich vor den Störchen zu scheuen. Auch einige von den Starkästen, die die Bauern aufhängten, haben sich die Spatzen angeeignet, und nicht minder zwei von den Meisenkästen, die der Pfarrer in seinem Garten angebracht hat. Zuerst war er ärgerlich und nahm sich vor, die Spatzennester samt den Eiern hinauszuwerfen; aber da sah er eines Tages, wie einer von den Rotköpfen an dem Stamm des Apfelbaumes emporkletterte und fleißig die scheußlichen Blutläuse vertilgte, und deswegen ließ er sie wohnen, wo sie wollten, zumal sie ihm nicht, wie die Hausspatzen, an seine Kirschen, Erdbeeren und Weintrauben gingen, sich auch nicht durch das Abbeißen und Zerfetzen der Salatpflanzen und des anderen Junggemüses lästig erwiesen und auch den Schwalben, die an der Kirche brüteten, die Nester nicht abtrieben. So hängte er lieber noch ein halbes Dutzend Meisenkästen auf, ließ die Spatzen gewähren und stand sich gut dabei.

Zwei von den Nistkästen in dem Birnbaume vor dem Arbeitszimmer des Pfarrers sind von Feldspatzen bewohnt, so daß der Geistliche ganz genau beobachten kann, was sie tun und treiben. Schon um die Mitte des Ostermondes bringen sie die erste Brut auf und können dann weiter nichts tun als hin und wieder fliegen und füttern und füttern und füttern; denn die jungen Spatzen haben einen kurzen Darm und eine überaus gesegnete Verdauung. So sehen die beiden Pärchen zu, daß sie das Futter für ihre Brut möglichst dicht bei den Nestern bekommen, und suchen emsig die Obstbäume, die Beerensträucher, die Reben, den Blumengarten und die Gemüsebeete nach Räupchen, Käfern und anderem Geziefer ab, und da ihnen die Feldspatzen, die in dem Storchneste auf der Kirche nisten, dabei behilflich sind, auch die Meisen, Rotschwänze, Fliegenschnäpper, Grasmücken, Gartensänger, Zaunkönige, Bachstelzen und Braunellen, die teils im Pfarrgarten, teils auf dem Friedhofe oder in der nächsten Nachbarschaft ihre Jungen haben, sie darin unterstützen, so weiß der Pfarrer gar nicht, was Käferfraß und Raupenschaden ist, und sein Obst, sein Gemüse und seine Blumen gedeihen auf das allerbeste, und wenn ihm die Spatzen auch an den Sämereien oder sonstwie einen kleinen Schaden anrichten, das läßt er ihnen hingehen und sagt, wenn seine Schwester, die ihm den Haushalt führt und sich darüber beklagt, lächelnd: „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert, und dem Ochsen, so da drischet, soll man das Maul nicht verbinden."

Er hat ein gutes Herz, der alte Herr, und zwei heiter blickende Augen, die sich an allem freuen, was hübsch auf der Welt ist. Und wenn er sich auch sagt, daß der Trauerfliegenschnäpper, der in der alten Roßkastanie gebaut hat, und der Gartenrötel, der in dem Walnußbaum brütet, prächtiger anzusehen sind als die Feldspatzen, deren Geschilpe mit dem Gesange der beiden edlen Vögel zudem keineswegs verglichen werden kann, wenn sie so wintertags auf dem Schneebeerenstrauche sitzen oder bei Sonnenschein in einer Reihe auf der Gartenmauer hocken, ab und zu zwitschern, lustig die rotbraunen Köpfchen drehen, mit den Schwänzchen schnippen, stille sitzen wollen, es aber nicht können, dann findet er, daß es ganz allerliebste, hübsch gezeichnete und dabei so drollige Tierchen sind, und wenn im Frühling ein Männchen vor seiner Angebeteten herumhüpft und schilpt und den Schwanz fächert und die Flügel hängen läßt, als wäre er ein balzender Urhahn, dann lacht der Pfarrer oft ganz herzhaft los.

Die größte Freude jedoch hat er an ihnen, wenn die junge Brut so weit herangewachsen ist, daß sie die Nistkästen verläßt und sich auf den nächsten Zweig wagt und da tolpatschig umherhampelt, bis sie festen Fuß gefaßt hat und nun, eins neben dem anderen, mit den Stummelschwänzchen wippt, unaufhörlich piepst und fortwährend hin- und heräugt, bis eins von den Alten vorbeischnurrt. Dann geht ein heißhungriges Gieren und ein aufgeregtes Gewackel und ein flehentliches Flügelgezitter los, und das von den vier oder fünf oder sechs Kleinen, dem die Räupchen in den gelbrandigen Schnabel gestopft wurden, rückt sich befriedigt zurecht, hebt das Schwänzchen und macht für das Futter, das es in den Magen drückte, Platz; die anderen



R. B. Lodge phot. *Middlesex, Sept. 1906.*

Haussperlings-Männchen.
Passer domestica domestica (L).



M. Steckel phot. *Tillowitz (O.-Schl.), Febr. 1910.*

Feldsperlinge.
Passer montana montana (L).



Dr. Bethge phot. Feldsperlinge bei der Futtersuche. *Poritz Februar 1906.*
Passer montana montana (L.).



R. Schelcher phot. *Dresden, Juni 1909.*
Feldsperling am Nistkasten.
Passer montana montana (L.).

aber piepsen wehmütig und machen hinter dem abfliegenden Elternvogel lange Hälse und warten, bis die Reihe an sie selber kommt.

Wenn die kleinen Spatzen erst so weit sind, daß sie sich freier auf dem Aste bewegen können, dann dauert es nicht mehr lange, und sie schnurren im Garten umher, und ein Weilchen später sind sie verschwunden, denn sie haben sich mit den anderen jungen Feld- und Hausspatzen zusammengeschlagen, treiben sich in der Feldmark herum, wo sie sowohl allerlei Gewürm vertilgen, aber auch manchen Schaden an der reifenden Gerste anrichten, weswegen der Jagdaufseher, der selber Bauer ist, ab und zu losgeht und mit dem allerdünnsten Schrote in einen der großen, nach Hunderten zählenden Spatzenschwärme hineinschießt, einmal des Feldschadens wegen und dann auch, weil er auf diese Art leicht zu Futter für seine Frettchen kommt. Aber mit einem Schlage sind die Spatzen dann bis auf einige Paare, die noch Spätbruten haben, verschwunden, und niemand vermißt sie. Sie streichen weit umher, machen sich heute hier nützlich, morgen da unnütz, werden durch den Menschen, den Sperber, durch Anfliegen gegen Leitungsdrähte, Schnellzuglokomotiven und Kraftwagen und auch wohl durch Krankheiten sehr vermindert, und nur ein Teil von ihnen kehrt wieder nach dem Dorfe zurück, tut sich mit den Daheimgebliebenen zusammen und läßt sich abends nach einem der Schlafplätze in den Storchnestern, Hecken oder in den Efeu der Pfarre mitnehmen.

Wenn dann die schweren Regenschauer im Spätherbste herunterkommen und den Spatzen alle Lust nehmen, in der kahlen und öden Feldmark auf Atzung auszufliegen, dann erbarmt sich der Pfarrer ihrer wohl und streut ihnen Krümelchen und Hanfsamen vor das Fenster und freut sich, wenn sie sich mit den Kohlmeisen darum zanken. Er weiß, was er an seinen Spatzen hat. Er ist kränklich und führt ein einsames Leben, das sich zumeist zwischen seinem Hause und der Kirche hin- und herbewegt, und seine Blumen und die Vögel in seinem Garten sind außer den Büchern seine einzige Freude.

Wenn aber die letzten Blumen vom Nachtfroste geknickt sind, wenn selbst das Hausrotschwänzchen südwärts gezogen ist, dann sind es nur die Feldspatzen allein, die Tag für Tag den alten Herrn erfreuen, und so streut er ihnen ab und zu Futter und sieht ihnen jeden Abend zu, wenn sie sich in dem Efeu über der Gartenpforte zum Schlafen einschwingen.

Zur Systematik: Unser kleiner (er mißt 14,5 cm) Feldsperling, Passer montana (L.), den auf weithin der schwarze Fleck inmitten der weißen Wange kenntlich macht, ist Brutvogel in Europa — hier im Süden seltener (Nordafrika?), Asien (östlich bis China, Japan, südlich bis Indien) auf Sumatra, Borneo, Java. Von Menschenhand wurde er nach Amerika, Australien, Neuseeland verpflanzt. Soffel.

Der Kirschkernbeißer / Von Martin Braeß

Der Juli ist da! In Gärten und an den Straßen stehen die Kirschbäume im Schmuck ihrer Früchte. Die roten Kugeln leuchten so verlockend zwischen dem dunklen Laube hervor, daß sich allerlei Gäste zum fröhlichen Schmause einstellen. „Hei!" denken die Spatzen. Die bunten Fetzen und Lappen stören sie nicht; die klappernde Mühle im Wipfel schreckt nur den Unerfahrenen, und der Popanz von Stroh zwischen den Ästen wird gar nicht beachtet.

Die Stare treiben's nicht besser; in großen Zügen fallen sie in die Kirschplantagen ein und zupfen eine Frucht nach der andern vom Stiele; ein paar Amseln leisten ihnen Gesellschaft. Elster und Eichelhäher fliegen vom Waldrande her, und als angesehenster Gast stellt sich der Pfingstvogel ein. Er wohnt drüben am buchenbestandenen Talhang und lebt zurückgezogen, ein vornehmer Herr; aber den lockenden Früchten kann er nicht widerstehen, er mischt sich unter den Pöbel. Stundenlang läuft der Hütejunge mit seiner Handklapper von einem Ende der Kirschallee zum andern; da surren die Diebe wohl auf — Pirol und Amsel nehmen noch schnell eine Kirsche mit — aber kaum hat der Kleine den Rücken gewandt, so sind sie alle wieder an ihrem Platz und lassen sich's schmecken.

Bums! dröhnt plötzlich ein Schuß, da burrt es wie toll auseinander, hierhin und dorthin, in ganzen Scharen; wer etwas im Schnabel hat, läßt's fallen — nur fort, fort! jetzt ist's Ernst. Der Pächter stellt den Schießprügel weg, nimmt den Vogel vom Boden und betrachtet ihn. Er schüttelt den Kopf: „Ein Sperling ist's nicht, kein Fink und kein Grünling! Der dicke Kopf und der riesige Schnabel! und wie die Federn an den Flügeln so eigentümlich geformt sind! Will ihn dem hochwürd'gen Herrn bringen; der versteht sich auf Vögel."

Ein Kirschkernbeißer — so wurde der Mann am folgenden Tage belehrt. In mancher Gegend sind die Vögel recht häufig; an andern Orten kennt man sie nicht, oder sie erscheinen nur ausnahmsweise auf dem Striche. Auenwälder und größere Parkanlagen mit hohen Bäumen haben sie gern; im Herbst besuchen sie häufig die Kraut- und Kohlgärten; denn hier gibt's Sämereien der verschiedensten Art. Zur Kirschenzeit aber kennen sie kein größeres Vergnügen, als in diesen Früchten zu schwelgen. Freilich die andern Kirschenliebhaber verstehen den eigenartigen Geschmack der Dickköpfe nicht; das Beste, das saftige, wohlschmeckende Fruchtfleisch, werfen die merkwürdigen Vögel weg, und nur den Stein halten sie fest, wenden ihn im dicken Schnabel hin und her, und jetzt — krach! da knackt er in zwei Hälften auf, die nun aus dem Schnabel fallen. Den eigentlichen Kern aber zerbeißt der Gutschmack und verschluckt ihn.

Unter einem Baum, auf dem sich mehrere Kirschkernbeißer eine Zeitlang solchen Tafelfreuden hingegeben haben, sieht es schrecklich aus: überall ist der rote Kirschsaft umhergespritzt, und Fleisch- und Hautfetzen der Früchte liegen am Boden und hängen am Ast- und Blattwerk des Baumes. Meist verrichten die Diebe ihre Arbeit ganz still, obwohl sie in der Regel familienweise oder auch in größeren Trupps die Kirschplantagen heimsuchen. Und wo die Leckermäuler einmal eingefallen sind, da kommen sie immer wieder; sie besitzen ein gutes Gedächtnis.

Der Schnabel des Kirschkernbeißers ist zwar ein echter Finkenschnabel, kegelförmig, kräftig und dick, aber in seiner Ausbildung geradezu riesig; kein einziger Vogel unserer Heimat besitzt im Verhältnis zur Körpergröße einen solch mächtigen Schnabel. Unser Kirschenfreund ist nicht viel größer als der rotbrüstige Gimpel, aber sein Schnabel ist gewiß zwei- bis dreimal so stark — 20 mm lang, an der Wurzel 17 mm hoch und 16 mm breit, also fast kreiselförmig. Der Oberschnabel ist an der Spitze etwas verlängert, die Schneiden sehr scharf; dazu zeigt er noch einige Eigentümlichkeiten, die ihn zu einer Art Nußknacker machen. Der Unterschnabel besitzt nämlich jederseits an seinen hinteren Enden eine wulstige Anschwellung, auf welche der Kirschkern gelegt wird, während ihn von oben her die Gaumenseite des Oberschnabels festhält, die zu diesem Zweck feilenartige Leisten und Vertiefungen trägt. Dann wird, wohl auch mit Hilfe der harten Zunge, der Kern so gedreht, daß die Naht, in der die beiden Schalenhälften zusammenstoßen, unter den scharfen Rand des Oberschnabels zu liegen kommt. Die kräftigen Kaumuskeln, die sich an den breiten, durch knollige Wülste verstärkten Unterkiefer ansetzen, drücken nun auf die Hebelarme des Nußknackers, und der Stein springt entzwei, worauf der eigentliche Kern durch ein paar geschickte Schnabelbewegungen gewöhnlich noch aus seinem Häutchen herausgeschält und dann zerbissen wird.

Der Lockruf des Kernbeißers ist ein kurzes, durchdringendes „Zicks", dem Warnungslaut des Rotkehlchens zu vergleichen, oder ein sanfteres „Tzitt". Wo mehrere versammelt sind, da verraten sie sich stets durch diese Töne, im Fluge sowohl wie im ruhigen Sitzen. Nur im Frühling, besonders im Mai, in den sonnigen Morgenstunden, stimmen die Männchen ein sonderbar schwirrendes Lied an; sie sitzen dabei gern auf einem ihrer Lieblingsbäume unfern des Nestes, ganz oben auf der höchsten Spitze, und drehen und wenden sich nach allen Seiten.

Armselig ist dieses Lied — eine lange Reihe krauser, unreiner, klirrender Töne —, aber äußerlich ist der Gesangsstümper ein gar schmucker Bursche, und sein Weibchen, das hoch oben in einer schattigen Buche die Eier ausbrütet, trägt auch ein farbiges Kleid, dem des Männchens ganz ähnlich. Das schöne Gelbbraun von Wangen und Scheitel geht am Nacken und an den Seiten in ein angenehmes Aschgrau über, während sich die samtschwarze Kehle scharf von diesen zarten Tönen trennt. Der Rücken zeigt ein tiefes Schokoladenbraun, die Unterseite ein lichtes Graurot, dem etwas Braungelb beigemischt ist. Die Schultern sind schokoladenbraun wie der Rücken; dann

folgt, grell abgesetzt, ein kreideweißer Fleck, der durch die samtschwarzen, zum Teil stahlblau und violett glänzenden Schwingen und Schwungdeckfedern noch mehr gehoben wird. Den Bürzel schmückt leuchtendes Gelbbraun, das auch auf die kurzen Schwanzfedern übergeht; doch sind deren Enden sowie die Unterschwanzdecken reinweiß. Am eigentümlichsten aber ist die Form der Schwungfedern. Die ersten vier bieten keine Besonderheit; dagegen werden die fünf folgenden, bedeutend kürzeren Schwingen vor ihrem Ende plötzlich sehr breit, indem sie nach außen in kühnem Bogen einen hakenförmigen Zipfel ansetzen, während die innere Fahne am Ende tief ausgeschnitten erscheint — in unserer heimischen Vogelwelt gibt es kein zweites Beispiel solch seltsamen Schmuckes.

Das Pärchen scheint unzertrennlich; die verliebten Vögel nesteln sich gegenseitig im Gefieder und füttern einander mit den zartesten Laubknospen der Eichen, Linden und anderer Bäume oder stecken sich die Kerne der Hain- oder Weißbuchen in den Schnabel, nachdem sie die harte Umhüllung zerknackt haben, auch Käfer und Larven mancherlei Art; denn im Frühling bilden Insekten ihre Hauptkost.

Und eifersüchtig ist eins auf das andere! Kein zweites Pärchen darf sich in dem Revier ansiedeln, das sie sich zum Nistbezirk ausgesucht haben. Oben auf einer Baumspitze hält das Männchen oft Wache, ruft und singt und wechselt häufig den Platz, während das Weibchen mit dem Bau des Nestes beschäftigt ist. Der plumpe Dickschnabel ist nicht so ungeschickt, wie er aussieht; denn das Nest, das bald hoch oben in einer Zweiggabel, bald nur einige Meter über dem Boden auf einem stärkeren Ast ruht, ist ein schöner, haltbarer Bau. Als Grundlage — und das ist ein Kennzeichen jedes Kernbeißernests — wählen die Vögel trockene Reiser, also nicht etwa zarte Wurzeln, Erdmoos und Flechten, wie andere Finkenarten.

Das Gelege besteht aus vier oder fünf blaßgrünlichen bis bläulichen Eiern mit kräftigen schwarzbraunen Flecken und gelblichen Schnörkeln verziert. In zwei Wochen schlüpfen die Jungen aus. Anfangs werden Käferlarven, Raupen, Spinnen und Puppen, später Teile von Bock-, Blatthorn- und anderen Käfern, schließlich auch die zarteren Bissen eines Maikäferbratens oder gar eines Hirschschröters verfüttert.

Um diese Zeit kommen die Vögel häufig aus dem Laubdach der Bäume auf die Erde herab, um Insekten zu suchen. Schwerfällig und ungeschickt hüpfen sie zwischen dem Laub und Gras oder zwischen den Erdschollen; man sieht's ihnen an, sie machen's nur ungern. Im Gezweig sind sie gewandter, und auch der Flug ist besser, namentlich schneller, als man dem beleibten Vogel zutrauen würde.

Frühzeitig verlassen die Jungen das Nest; sie werden von den besorgten Alten noch lange geführt. Das schirkende Geschrei verrät die kleine Gesellschaft; aber den Blicken Unberufener bleibt sie gewöhnlich verborgen. Nur die Alten fliegen häufig von einer Baumgruppe zur andern; denn sie sind sehr beschäftigt, die jungen Dickschnäbel zufriedenzustellen. Wenn die muntere Schar endlich so weit ist, daß jedes die Flügel leidlich gebrauchen

kann, da geht es eines Morgens in surrendem Flug über die Wiese am Waldrand hinweg nach dem Kirschgarten. Das ist dann ein Götterleben in den fruchtbehangenen Zweigen; die Eltern können nicht schnell genug die Steine aufknacken, um den begehrlichen Kindern die zerbissenen Kerne zu reichen. Selbst zulangen und selbst den Kern knacken, das vermögen die Kleinen noch nicht; nächstes Jahr erst wird's ihnen gelingen.

Unterdessen gibt's im Herbst auch andere kleinere Kerne genug, an denen man sich nach Herzenslust übt: die Samen in den Ebereschbeeren, die Kerne der Mispeln, des Weißdorns, des Vogelbeerbaums, die Hagebutten der Heckenrose und später die Kerne der Wacholderbeeren. Um diese Zeit werden die Insekten nur noch als Zukost betrachtet, zumal jetzt auch Gärten und Felder außer den Beeren ölhaltige Samen bieten. Da wird gar nichts verachtet: Rübsen- und Hanfsamen, Samen von Salat oder Rettich, von Disteln und Kletten, die Kerne der Sonnenblumen u. a. Wer sich aber nicht so weit aus den schützenden Bäumen herauswagt, der findet auch im Walde für den Schnabel lohnende Arbeit: denn jetzt sind die Buchedern reif; manches Jahr gibt's ihrer in Hülle und Fülle. Außer den Rot- und Hainbuchen tragen auch die Tannen, Fichten, Kiefern und Lärchen. Der Kreuzschnabel holt nicht allein unter den enganliegenden Deckschuppen der Zapfen die Samen hervor; der Kirschkernbeißer bringt's auch fertig — ein Nußknacker ist zu vielem zu gebrauchen.

Meist begnügt sich das Kernbeißerpärchen mit einer Brut; denn da es mit dem Nestbau und Eierlegen wartet, bis sich die Baumkronen belaubt haben und die Jungen wochenlang von ihren Eltern geführt sein wollen, so kommt der Juli heran, ehe sie die Sorgen los werden, und dann ist's immer ein gewagtes Ding, noch eine zweite Brut großziehen zu wollen, obwohl man für den Herbst keine Reise in Aussicht hat, höchstens gleich andern Standvögeln in der Gegend umherstreicht.

Den Winter fürchtet der Kernbeißer nicht; freilich spielt er ihm manchmal so hart mit, daß der Vogel seine Scheu vor dem Menschen vergißt und die Futterplätze in den Gärten aufsucht, wohl auch aufs Fensterbrett kommt, wo eine freundliche Hand Sonnenrosenkerne und Hanf ausgestreut hat.

Aber nur an den härtesten Tagen, wenn Rauhreif die Nahrungsquellen verschließt, lädt sich der Kirschkernbeißer beim Menschen zu Gaste; sobald es zu tauen beginnt, ist er aber gleich wieder in den Anlagen der Stadt oder im Wald.

Zur Systematik: Der Kirschkernbeißer, Coccothraustes coccothraustes (L.), bewohnt — variierend in einer Anzahl Unterarten — Europa von Südschweden südwärts, Kleinasien, Sibirien, China, Japan, Indien, Afghanistan, Turkestan, Persien, Nordafrika. Der imposante Vogel erreicht eine Länge von 17—18 cm. Soffel.

Der Star / Von Martin Braeß

Wenn man unter den Staren Mitteldeutschlands so eine Art Volkszählung vornehmen könnte mit genauer Angabe des Geburtsorts, so würde man gewiß feststellen, daß die bei weitem größere Anzahl unserer gefiederten Freunde in einem von Menschenhand gefertigten Starenkasten das Licht der Welt erblickt hat. Wie kein anderer Vogel ist gerade der Star dem freundlichen Wink des Menschen gefolgt, so daß es fast scheint, als habe er es heute vollständig vergessen, daß Mutter Natur eigentlich Astlöcher und Höhlungen überständiger Waldbäume für ihn und seine Brut bestimmt hat.

Wer zuerst auf den Gedanken gekommen ist, durch Aushängen von Nistkästen Freund Star an Haus und Garten zu fesseln, wissen wir nicht. So viel scheint jedoch festzustehen, daß anfangs nicht ethische oder ästhetische, sondern grob materielle Beweggründe maßgebend waren. Man nahm dem Star die ziemlich flüggen Jungen, die dann in die Küche wanderten und dem hinterlistigen Hauswirt einen willkommenen Leckerbissen gaben.

Der alte Geßner († 1565) erwähnt in seinem berühmten „Vogelbuch" noch nichts über künstliche Nistkästen; erst zweihundert Jahre nach ihm berichtet J. Th. Klein in seiner „Historie der Vögel" (Danzig, 1760), daß in Ostfriesland den Staren an den Kaminen Verschläge eingerichtet werden, in denen sie nisten, und Vater Bechstein erzählt in der „Naturgeschichte der Stubenvögel" (Gotha, 1795): „Die Stare nisten sogar in hölzernen Kästen und in tönernen Gefäßen, die man ihnen mit einem langen Loche (?) an die Bäume hängt, unter den Dächern und in den Taubenschlägen, in Häusern, die im Walde liegen." Auch Joh. Andr. Naumann sagt in seiner großen „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands" (Leipzig, 1822) nichts weiter als dieses: „Man behandelt in manchen Gegenden, z. B. im Voigtlande, die Stare wie die Tauben, hängt ihnen hölzerne Kästchen oder tönerne Gefäße an die nahen Bäume und an die Häuser, worinnen sie nisten, und nimmt ihnen die Jungen aus. So sollen sie sich bequemen, zuweilen dreimal zu brüten; aber die letzte Brut läßt man ausfliegen, sonst würden im folgenden Jahre keine wiederkommen." In der „Allgemeinen deutschen Gartenzeitung", VI. Jahrgang, 1828, tritt Pfarrer Hofinger warm dafür ein, Nistkästen für Stare und Meisen aufzuhängen, und zwar aus ethischen Gründen; am Ende seiner Ausführungen aber — ein sehr deutliches Zeichen dafür, wie die breiteren Schichten des Volks damals noch keine Ahnung von Vogelschutz hatten — wird er bedenklich, ob es zur Zeit schon ratsam sei, den Landmann dazu aufzumuntern. Er schreibt: „Wenn hier und dort in seinem Hausgarten einige Starenkübel aufgehangen sind, so

erwürgt er sämtliche Jungen, und trägt sie zum Verkaufe in die Stadt. Dieses nützliche Vogelgeschlecht würde demnach ausgerottet oder ungemein vermindert werden, wenn es, zahlreicher in die Hausgärten gelockt, den sicheren Tod fände." Erst von den fünfziger Jahren an begann das Verständnis für den wirklichen Nutzen der Stare allgemeiner zu werden. Namentlich ist L e n z († 1870), der erfahrene Naturhistoriker von Schnepfenthal, fort und fort bemüht gewesen, durch Wort und Schrift seine Landsleute auf den Vorteil hinzuweisen, der ihnen durch das Anbringen von Starenkübeln erwächst. Und von Thüringen aus, dem klassischen Land der Vogelkunde und des Vogelschutzes, hat sich dann die Sitte bald weiterverbreitet, ohne freilich in jedem deutschen Gau so allgemein üblich geworden zu sein wie z. B. vielfach in Mitteldeutschland, wo man sich ein Dorf, einen größeren ländlichen Garten, aber auch einen städtischen Park gar nicht mehr denken kann ohne die anheimelnden, gemütlichen Starenkästen, die man am Stamm oder im Gipfel höherer Bäume befestigt, aber auch am Hausgiebel und im Gras- und Gemüsegarten auf hoher, schwankender Stange. Und wie hat sich der Starenkübel im Laufe der Zeit vervollkommnet! Heute ahmt z. B. die nach Angabe des Freiherrn v o n B e r l e p s c h gebaute künstliche Nisthöhle die natürliche Brutstätte in vollendeter Weise nach, während früher Tongefäße oder roh zusammengenagelte Brettchen demselben Zweck dienten. Der pfiffige Starmatz hat die Absicht des Menschen gar bald gemerkt, und man kann nicht gerade behaupten, daß er die neuen Berlepsch'schen Nisthöhlen den althergebrachten Starmesten aus Brettern überall unbedingt vorzöge. Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß die Sorgfalt, die man heute auf die Herstellung seiner Wohnung verwendet, unnötige Liebesmüh sei, im Gegenteil, die angeführten Nisthöhlen sind schon wegen ihrer Dauerhaftigkeit allen andern vorzuziehen. Auch in solchen Gegenden, wo der Star die freundliche Einladung des Menschen noch nicht kennt, kommt man mit den Berlepsch'schen Nisthöhlen schneller zum Ziel; sie entsprechen den natürlichen Verhältnissen so völlig, daß sich eigentlich kein Vogel erst an sie zu gewöhnen braucht, vorausgesetzt, daß sie richtig angebracht werden.

In dieser Beziehung stellt nun der Star geringere Anforderungen, als die meisten Vogelfreunde annehmen. Man sagt ihm fälschlicherweise nach, daß er sein Flugloch durchaus gegen Osten gerichtet wissen will; es ist ihm gleichgültig, er wacht schon auf zur rechten Zeit, auch wenn ihm die Morgensonne nicht zum Fenster hereinscheint. Weiter ist es eine unnötige Fürsorge des Gartenbesitzers, im zeitigen Frühjahr den Starenkasten zu reinigen und alles alte Genist zu beseitigen; das besorgt der Star selbst, soweit er die Stoffe nicht von neuem verwendet.

* * *

Stare und Lerchen sind unsre ersten gefiederten Herolde des Frühlings; bald erscheinen die einen, bald die andern ein paar Tage früher. Schon im Februar kommen sie an, und wenn die harte Zeit auch noch wochen- und monatelang währt, der erste Star vor seinem Bretterhäuschen, so

heiter schwatzend und pfeifend, ist ein lieblicher, heißersehnter Anblick, der die selige Vorahnung des wieder einziehenden Lenzes in der Brust eines jeden wachruft. Bitter kalt ist der Februarmorgen, die grünen Spitzen der Saat ruhen noch unter der schützenden Schneedecke; die bereiften Äste und Zweige von Baum und Strauch glitzern im Frühlicht, und heiser ruft die Elster ihr „schack schack" über die beschneite Flur. Da läßt sich der Weitgereiste auf dem kleinen Sitzstäbchen an seinem lieben Häuschen nieder; er kann sich nicht genug tun vor Freude und Lust: daheim ist er wieder, daheim! Wie er schluchzt und schnalzt und mit zitternden Bewegungen der Flügel, ja seiner ganzen kleinen Person das bescheidene Liedchen begleitet!

Gewiß müssen die Stare in dieser frühen Jahreszeit noch viel durch Kälte und Hunger leiden, weshalb sie nach einem kurzen Antrittsbesuch, den sie der alten Wohnung abstatten, sich fast regelmäßig noch einmal in die schützenden Wälder, besonders an offene Quellen und Bäche zurückziehen. Aber die gute Laune geht ihnen nicht verloren. Selbst wenn Schneeflocken vom bewölkten Himmel herabwirbeln, wenn der kalte Nordost bläst und die Nahrung karg bemessen ist, so singt und pfeift die kleine Gesellschaft doch gar lustig ihre schrillen, schnalzenden Liedchen, dem mürrischen Winter zum Trotz. Bei milderer Witterung stellen sie sich dann wieder in unsern Gärten und Anlagen ein, um vielleicht noch ein zweites, noch ein drittes Mal zu verschwinden.

Die alte Niststätte erkennt Freund Starmatz auf den ersten Blick wieder. Er erinnert sich noch gut, wo damals sein Tisch gedeckt war, wo ihm ein Trunk frischen Wassers winkt; man merkt es an der Bestimmtheit, mit der er all seine Handlungen ausführt. Anders die Jungvögel vom vorigen Jahre; sie fliegen unstet von einem Kasten zum andern, sind unschlüssig in der Wahl, versuchen es hier, versuchen es da, bis sie sich endlich entscheiden. Nicht selten müssen sich die Stare mit Gewalt ihr rechtmäßiges Heim erkämpfen; denn der Sperling hat es in Besitz genommen. Der Kampf endigt gewöhnlich mit dem Sieg des rechtmäßigen Eigentümers und dem Rückzug des Spatzenvolks. Gefährlicher wird dem Star ein anderer Liebhaber seines Hauses, der erst eintrifft, wenn das Starenweibchen schon tagelang auf den Eiern sitzt. Es ist der Mauersegler, der wenigstens in Thüringen und Sachsen dem Starenpaar gar nicht selten die Wohnung streitig macht. Der erbitterte Kampf entspinnt sich meist im Innern der dunkeln Höhle; der freche Eindringling wirft sich dort auf den Rücken und hat dann gewonnen Spiel. Mit den nadelspitzen, sichelförmigen Krallen an seinen winzigen Klammerfüßchen reißt er dem mutigen Star, der es immer von neuem wagt, hineinzufliegen, bisweilen sogar tödliche Wunden.

Sehr lustig ist es zu beobachten, wie der junge Star, wenn er auf Freiersfüßen geht, im Frühling ein Weibchen zu gewinnen sucht. Nach langer Wahl hat er sich einen bestimmten Nistkasten erkoren, und nun sitzt er auf seinem Stäbchen und pfeift und schnalzt in heißer Sehnsucht, wenn eine Starenschönheit vorüberfliegt. Und setzt sie sich dann in seine Nähe, so schlüpft er eiligst in die dunkle Behausung, um sofort wieder zu erscheinen. Er spreizt den Schwanz, lüftet die Flügel, daß der schöne stahlgrüne und purpurne



G. Wolff phot. Kernbeißer im Winter. *Bentorf, Januar 1910.*
Coccothraustes coccothraustes coccothraustes (L.).



Jortune phot. Alter Kirschkernbeißer
Coccothraustes coccothraustes coccothraustes (L.).





F. C. Chapmann phot.

Stare.
Sturnus vulgaris vulgaris L.



Dr. Bethge phot. *Kiel, Mai 1907.*

Star (und Haussperling) an der Tränke.
Sturnus vulgaris vulgaris L.



Jensen phot.

Neustadt a. Harz, Sept. 1905.

Stare lesen Weideschafen das Ungeziefer ab.
Sturnus vulgaris vulgaris L.



R. Paul phot. — Glogau, August 1908.

Pirol, Weibchen am Nest.
Oriolus oriolus oriolus (L).

Schiller seiner Unterseite und die weißlichen Spitzenflecken der lanzettförmigen Federn noch besser zur Geltung kommen; er sträubt das glänzende Gefieder an Kopf und Kehle, verdreht die dunkelbraunen Äuglein und schnalzt und gurgelt in den zartesten Tönen, deren er fähig ist. Anfangs freilich erscheint die Spröde gleichgültig, wie es die Sitte erheischt; aber plötzlich schlüpft sie in den Kasten, um freilich ebenso schnell wieder draußen zu sein und dem feurigen Liebhaber, der ihr folgen will, ein paar Schnabelhiebe zu versetzen. Dieser schaut ganz verdutzt drein, aber nur einen Augenblick; denn schon jagen sich beide im Gezweig umher, bis sie im Dunkel der Wohnung verschwinden.

Manche haben dem Star einen hochentwickelten Schönheitssinn zugeschrieben. Man kann nämlich beobachten, wie er sich bisweilen an den Frühlingsbeeten unnütz macht, hier ein Schneeglöckchen oder ein Leberblümchen, dort eine Primel oder eine Frühlingsknotenblume abbeißt und das bunte Lenzeskind zu Neste trägt. So soll er in einzelnen Fällen seine ganze Behausung mit schönen Blüten schmücken. Wenn man weiß, was alles Dohlen, Elstern, Krähen zusammenschleppen, blanke Knöpfe, Glasscherben, glänzende Steine, Münzen u. dergl., so darf es uns nicht verwundern, wenn bisweilen auch Stare, die ja mit jenen Vögeln verwandt sind, den lebhaft glänzenden Frühlingsblumen ihre Aufmerksamkeit schenken. Eine lustige Spielerei mag's sein, nichts anderes. Wie den Strohhalm oder die Feder, so reicht dann der Star spielend die bunte Blume dem Weibchen, das ja beim eigentlichen Nestbau die Hauptarbeit leistet. Hierin eine Äußerung höherer ästhetischer Gefühle zu erblicken, das dürfte wohl zu weit gehen. Aber es kommt noch besser. Man will nämlich beobachtet haben, daß ganz besonders die ehelos gebliebenen Starenmännchen — und deren gibt es bisweilen recht viele — dieser ästhetischen Passion huldigen sollen; sie beabsichtigen, so hat man ganz im Ernst vermutet, eine Schöne um so leichter an ihr Heim zu fesseln, wenn sie den Blick in die ausgeschmückte zukünftige Kinderstube wirft. Durch den festlichen Schmuck des Hauses, für den der werbende Freier sorgt, sollen also gewissermaßen die schweren Pflichten versüßt werden, die der Ehestand mit sich bringt. Aber auch in den folgenden Flitterwochen legt der junge Gatte seine Ritterlichkeit nicht ab; in der artigsten Weise überreicht er bisweilen seiner Gemahlin, die vor dem Häuschen sitzt, ein Gänseblümchen oder eine Blüte vom Apfelbaum. Sie weiß nicht viel damit anzufangen, bewegt es ein Weilchen im Schnabel hin und her, läßt's dann fallen oder trägt's in die Behausung.

Doch zurück zur Wirklichkeit! Schon brütet das Weibchen auf den vier bis sieben lichtgrünen Eiern, für die es in Gemeinschaft mit dem Gatten ein kunstloses Lager bereitet hat. Das Männchen sitzt in der Nähe und läßt fast ununterbrochen seine Stimme hören, als wollte es durch seine abwechslungsreichen Strophen der Gattin die Zeit vertreiben, oder es fliegt auf Acker und Wiese, um Futter für sich und sein Weibchen zu holen. Verläßt dieses einmal den Kasten, gleich ist der aufmerksame Gatte zur Hand, schlüpft hinein und sitzt ruhig auf den Eiern, bis ihn das Weibchen wieder ablöst und er nun von neuem von seinem Ästchen herab nach Herzenslust schnalzt, flötet, pfeift, schwirrt, schrillt, schnattert.

Die Stimme unseres Freundes mit Silben und Worten wiederzugeben, ist ganz unmöglich. Er hat vielleicht das biegsamste Organ von all unsern heimischen Vögeln. Wie meisterhaft versteht er es, die Weisen anderer Sänger nachzuahmen, das Geschwätz der Schwälbchen, das Gackern der Hühner, den Schlag der Wachtel, Bruchstücke aus dem Lied der Singdrossel oder der Amsel u. v. a. Am vollendetsten gibt er aber den Ruf des Pirols wieder, so daß selbst erfahrene Vogelkenner auf gar lustige Weise von dem „Spottvogel" getäuscht werden. Oft hört man den Pfingstruf „idliaidlio" schon im März, wenn der schwarz-gelbe Sänger noch gar nicht daran denkt, seine Winterherberge zu verlassen. Auch für andere Laute hat er Verständnis; das Klappern einer Mühle, das Knarren des Hoftors, das Quietschen der Wetterfahne ahmt er mit Gewissenhaftigkeit nach.

Zwei Wochen dauert's, dann schlüpfen die Jungen aus den Eiern; das Weibchen nimmt die kleinen zarten Dinger noch ein Weilchen unter die wärmenden Flügel, dann aber hilft es dem Männchen beim Herzutragen des Futters. Das ist ein immerwährendes Zu- und Abfliegen bei dem Starenkasten; nicht fünf Minuten vergehen, ohne daß Vater oder Mutter vom Acker oder von der Wiese her in schnellem, schnurrendem Flug mit ein paar Insektenlarven, einem Wurm, einer Schnecke oder Heuschrecke herbeieilen. Scheinbar rücksichtslos springt der Alte zwischen die anfangs noch blinden Jungen, welche die Hälse recken und die Schnäbel weit aufreißen. Er wartet ein Weilchen, die Köpfe senken sich wieder; aber bald hebt eins der Kinder sein Hinterteil und fördert einen kleinen weißen Kotballen zutage, worauf es sofort den Schnabel wieder in die Höhe streckt und nun den Bissen empfängt. Dann nimmt der Alte den Kotballen und verschwindet. Dr. J. G e n g l e r , der an einem hierzu eingerichteten Starenkasten diese Beobachtungen anstellen konnte, ist der Meinung, daß stets dasjenige Junge gefüttert wird, welches durch Abgabe seines Kotes anzeigt, daß es verdaut hat. Rätselhaft bleibt es nur, wie der alte Star bei der tiefen Dunkelheit der Nisthöhle den Kotballen so schnell zu finden vermag. Sind die Jungen etwas größer geworden, so begrüßen sie die herzufliegenden Eltern mit quäkendem Geschrei, und dann fährt wohl auch schon weitgeöffnet so ein hungriger schwarzbrauner Schnabel zum Guckloch heraus.

Nach dem Volksglauben fliegen am Himmelfahrtstage die ersten Stare aus; das stimmt nun freilich schon aus dem Grunde nicht, weil dieser Tag ebensogut auf den 1. Mai wie in die erste Juniwoche fallen kann; aber nehmen wir die Mitte dieser Termine an, so mag das Volk schon recht haben. „Maistare" nennt sie der Landmann; es sind wohl stets die Kinder mehrjähriger Eltern. Zwei bis vier Wochen später folgen die der vorjährigen Stare. Man kann es deutlich beobachten, wie von Mitte Mai an der Jungen immer mehr werden; ihr unscheinbares, düsteres Gefieder läßt sie uns leicht von den Alten unterscheiden. Kehle und Brust sind weißlich, dazu mit schwärzlich-braunen Längsflecken gezeichnet. Der schöne purpurviolette Schimmer, der Kopf, Hals und Brust des alten Männchens auszeichnet, der goldgrüne Glanz, der bei diesem auf Rücken und Schultern liegt, und

der stahlblaue bis stahlgrüne Schiller des übrigen Gefieders fehlt dem Jugendkleide noch völlig. Auch die weißen Spitzchen an jeder Feder, wie sie das alte Weibchen noch auffälliger zeigt als das Männchen, vermißt man an dem unscheinbaren Kinderkleidchen.

Noch ehe die jung verheirateten Stareneltern ihre Kleinen großgezogen haben, sind die alten Pärchen bereits zu einer zweiten Brut geschritten, die gewöhnlich noch im Brachmonat, dem Juni, flügge wird. „Brachstare" nennt sie das Volk. Indessen scheinen sich unsre Hausfreunde in manchen Jahren und an vielen Orten mit einer einzigen Brut zu begnügen; es hängt dies wohl mit der Ungunst der Witterung, mit dem Mangel an Nahrung und gewiß auch mit andern noch unbekannten Verhältnissen zusammen. In den ersten Wochen des Juli ist schließlich die ganze Kleinkinderwirtschaft zu Ende; es müßte denn sein, daß noch ein einzelnes Paar, dem die erste oder zweite Brut verunglückt war, einen letzten Versuch macht.

Eine Zeitlang widmen die Eltern den Kleinen noch ihre Fürsorge. Familienweise sieht man die Jungen mit den Alten auf den abgemähten Wiesen einherschreiten, wo sie neben allerlei anderen Insekten namentlich den Heuschrecken und ihren Larven nachstellen; denn diese bilden eine Lieblingsspeise von groß und klein. Gern wird auch das Familienbad besucht, das der Morgentau gewährt, der auf Gräsern und Kräutern liegt. Bald vereinigen sich dann die Familien zu ganzen Gesellschaften, und diese endlich bilden bisweilen nach Tausenden zählende Scharen, die auf Wiesen und Krautäckern, in Kirschplantagen, Feldgehölzen und des Abends ins Rohr der Teiche mit sausendem Geräusch und nicht endendem Geschwätz einfallen. Im Juli beginnen die ersten jungen Stare ihr Jugendkleid abzulegen; sie gewähren dann einen höchst drolligen Anblick. Die neuen Federn erscheinen nämlich nicht alle gleichzeitig, sondern gewöhnlich ist das lanzettförmig zugespitzte Gefieder auf Brust und Bauch mit den schönen weißen Tropfen am Ende jeder Feder bereits fertig, während Kopf und Hals noch das weiche, fahlgraue Jugendgefieder tragen.

Noch ehe das Jugendkleid völlig abgelegt ist, begeben sich ganze Schwärme von jungen Vögeln auf die Reise nach dem Süden. Gerade die Wanderung der Stare ist es, die Meister G ä t k e den Satz aufstellen ließ, daß die jungen Sommervögel unabhängig von ihren Eltern und vor ihnen den Herbstzug unternehmen. Bereits Ende Juli erscheinen nach unserm erfahrenen Gewährsmann viele junge, d. h. noch graue oder halbgraue Vögel auf Helgoland oder ziehen in breiter Front über das Eiland dahin; jeden Tag kommen neue Massen, die nach Tausenden und Zehntausenden zählen, und dies währt bis zum Schluß des Monats. Die alten Vögel folgen erst nach einer Pause von sechs bis acht Wochen, etwa von Ende September an, wenn sie die Herbstmauser vollendet haben. Im Oktober steigert sich die Menge der Durchzügler, um sich im November wieder zu vermindern, und gegen Schluß des Jahres endet der Herbstzug mit kleinen Flügen von 40 bis 60 Stück. Soweit die Beobachtungen Gätkes, die überraschend genug sind. Heute wissen wir, daß sich in Gemeinschaft der jungen Sommervögel doch recht

häufig einige alte, erfahrene Stare zeigen oder auch andere Vögel, die den Reiseweg bereits einmal zurückgelegt haben; auch bemerken wir jedes Jahr noch im August und September unter den Schwärmen alter, schwarzer Vögel zahlreiche Junge, die ihr graues Gewand noch nicht völlig abgelegt haben; später sind sie schwerer von den Alten zu unterscheiden. Sie werden wohl in der Gesellschaft reisen, der sie sich im Spätsommer schon angeschlossen haben.

Welch herrlichen Anblick gewährt ein nach vielen Tausenden zählender Schwarm fliegender Stare! Wahre Wolkenzüge sind es bisweilen, die fortwährend ihre Form ändern, bald breiter, bald schmäler werden, jetzt sich teilen und dann sich wieder vereinigen. Die wunderbarsten Flugübungen werden abgehalten und mit einer Genauigkeit ausgeführt, als gehorche die ganze riesige Schar dem Kommando eines Generalissimus der Armee: jetzt ein ungeheurer dunkler Wolkenball, der sich um eine Achse dreht, jetzt ein breiter Strom, der sich hebt und senkt und dann einen Bogen beschreibt, so schön, so regelmäßig, als sei er mit Hilfe der Zirkels vorgezeichnet; jetzt aber läßt sich die Schar pfeilschnell herab auf die hohen Pappeln am Teichrand, mit sausendem Geräusch, daß es tost und braust, als zöge Gewittersturm über das Land.

Die meisten unserer Stare mögen bereits in Südeuropa überwintern, in Spanien, Italien, auf der Balkanhalbinsel; manche mögen sogar bis ins nördliche Afrika ziehen, während andere schon im südlichen Frankreich, in der südlichen Schweiz und in Oberitalien das Ziel ihrer Reise erblicken. Unserm Winter sind sie entflohen, aber Gefahren anderer Art warten ihrer. Mit Netzen, Schlingen, Fallen, Flintenschüssen werden sie von den Südeuropäern empfangen, die ja alles in den Mund stecken, was Federn und Flügel trägt, und junge Stare schmecken so übel nicht. Aber so ganz kann man's ihnen nicht verdenken, denn Trauben, Feigen, Oliven werden von den schwarzen Scharen oft in arger Weise gebrandschatzt.

Sehr häufig geschieht es, daß kleinere Trupps von Staren sich entschließen, dem rauhen Winter unserer Heimat Trotz zu bieten. Es ist, als könnten sie sich von dem Bretterhäuschen nicht trennen, das Zeuge ihres stillen Familienglücks war. Immer wieder suchen es die Pärchen auf; spielend schlüpfen sie in die dunkle Behausung oder jagen sich im Geäst umher. Das Männchen versucht noch einmal seine pfeifende und schluchzende Strophe oder reicht dem Weibchen ein paar Halme, die dieses in den Kasten trägt; kurz, sie betragen sich genau so, als sollte das Brutgeschäft noch einmal beginnen. Wenn aber dann der Novembersturm rauh durch die Baumwipfel saust und auch das letzte Blatt ein Spiel der Winde wird, so ziehen sich die Stare aus dem Obstgarten oder dem offnen Land an den Waldrand zurück, besonders gern in ein geschütztes Tal, und so ist es nichts Seltenes, daß man auch in den kältesten Monaten an solchen Stellen kleineren oder größeren Gesellschaften von Staren begegnet. Bisweilen sind sie ganz munter und schwatzen seelenvergnügt, als könne ihnen Schnee und Kälte nichts anhaben; bisweilen aber machen sie einen gar kläglichen Eindruck: der Hunger hat sie geschwächt. Manchem mag er die Glieder gelähmt haben, daß er fluguntähig eine Beute seiner Feinde wird; mancher sucht mit dem Schnabel

die harte Eiskruste zu durchschlagen, mit der der Rauhfrost die Schneedecke überzogen hat; aber seine Kraft ist dahin, ohnmächtig sinkt er nieder, noch ein Zucken mit den Flügeln und dann ist es zu Ende. Aber die meisten überstehen doch schließlich die schlimme Zeit, wenn sie auch jetzt aufgeplustert und still beieinandersitzen. Ja, ehemals war es besser. Als sie noch die Regenwürmer und Käferlarven hinter dem Pfluge des Landmanns in großer Fülle auflasen, oder den Kirschensegen nutzten, den ihnen der Sommer brachte. Was war das doch für eine lustige Zeit, als sie mit Kind und Kegel nach der Niederung zogen, wo die süßen Früchte zwei Wochen früher reiften. Dann kehrten sie wieder zurück in ihre eigentliche Heimat; und gingen nach einigen Wochen auch hier die Kirschen ihrem Ende entgegen, so ward noch ein kleiner Beutezug hinauf ins Gebirge unternommen. Wie gemütlich saß es sich auch auf den wolligen Rücken der Schafe, die den ganzen Tag auf der grünen Trift weideten; mit ihrem Schnabel durchstöberten sie das dichte Vließ und zogen manche fette Zecke aus ihrem verborgenen Winkel. Auch vor den großen Kühen fürchteten sie sich nicht; ohne Scheu setzten sie sich auf ihre breiten Rücken, wo sie den geplagten Tieren Bremsen und Stechfliegen wegfingen. Dann kam der Herbst, und wenn ihnen auch der Brotkorb etwas höher hing, allerlei Beeren gab es in reicher Fülle; Schnecken und kleines Gewürm bot sich noch hie und da, und selbst die korallenroten Früchte der Ebereschbäume oder Getreidekörner, wie sie auf den Stoppelfeldern zu finden waren, fanden ihre Liebhaber, sobald es nichts Besseres mehr gab.

Zur Systematik: Der Star tritt ungeheuer formenreich in seinem Brutgebiet auf. Unser 21 cm Länge erreichender heimischer (meist grünköpfiger) Star, Sturnus vulgaris vulgaris L. bewohnt von Nordnorwegen an unsern Erdteil bis zu den Pyrenäen und Italien. Auf der Balkanhalbinsel, auf Cypern, in Kleinasien wird er durch St. v. balcanicus But. und Härms vertreten. In Ostrußland durch den mehr Purpurglanz am Kopf aufweisenden St. v. sophiae Bianchi. Sonst ist der bei uns so bekannte Vogel noch auf den Azoren, in Kleinasien, Mesopotamien, Sibirien, Persien, Turkestan, Afghanistan, Indien und im Himalaya zuhause. Einfarbig schwarz mit Purpurglanz ist eine zweite Art der Gattung: Sturnus unicolor Temm., der Einfarbstar, der Tunis, Marokko, Algier, die Pyrenäenhalbinsel, Sardinien, Corsika, Sizilien bewohnt, ausnahmsweise in Italien und auf Malta gefunden wird. Noch eine zweite Gattung Stare mit einer Art besitzt Europa: den prächtigen Rosenstar Pastor roseus (L.) Südeuropas, von Bulgarien bis Kleinasien und Turkestan. Wandert oft in ungeheuren Schwärmen westwärts und ist dabei in fast ganz Europa schon angetroffen worden. Nach Deutschland verirrt er sich häufig. Der mit einem prächtigen Schopf geschmückte, etwa 22 cm messende Vogel zeigt am Kopf, Hals, Flügeln, Schwanz glänzend schwarzes — an Rücken und Unterkörper hellrosa Gefieder. Bekannter Heuschreckenfresser (doch auch Schädling in Obstgärten und im Getreide), der seiner Insektennahrung zuliebe oft weite Reisen unternimmt. Er ist Höhlenbrüter. Das Gelege besteht aus 4—8 hellbläulichgrünen Eiern. Die Brutzeit fällt in den Mai, Juni. Soffel.

Der Pfingstvogel / Von Hermann Löns

Anfangs hatte die Kohlmeise im Walde das große Wort, und dann der Buchfink, bis daß es ihr die Singdrossel streitig machte.

Als aber die Buchenknospe zersprang, als goldbraune Seidenhüllen in die Blüten von Windröschen und Lungenblumen rieselten, als Goldnessel und Sternmiere den Waldboden mit Gold und Silber bedeckten, mußte die Drossel sich mit ihrem Liede verstecken.

Es war ja kein richtiges Lied, das aus dem Wipfel der aufgrünenden alten Samenbuche verklang, es war keine kunstvoll verschnörkelte Weise, die aus dem jungen Birkengrün erschallte, keine schulgerecht gesetzte Fuge war es, die aus der schneeweißen Krone des hohen Wildkirschenbaumes ertönte, ein wilder Jauchzer war es, ein lustiger Jodler, voll und rund und zugleich schrill und grell, ein weithallendes Flöten, ein fernschallendes Pfeifen.

In den Liedern von Meise und Fink und Drossel liegt Frühlingslust und Maienjubel; aber es spukt darin auch Winterleid und Dorfrühlingsweh nach. In dem Jodelrufe des Pfingstvogels ist kein Ton, der von trüben Erinnerungen spricht; der Pirol kennt nicht Rauhfrost noch Spätschnee, sein Herz weiß nichts von grauen Wochen und weißen Tagen, und darum ist sein Lied eitel Lust und Wonne, ist so voll davon, daß er nicht weiß, wie er seine Seligkeit ausdrücken soll, und seinem runden Flöten vor Übermut ein gellendes Kreischen anhängt, das in dem grünen Maienwalde klingt wie das schrille Jauchzen verliebter Dorfmädchen beim Tanzfeste.

Es ist keine heimische Weise, kein deutsches Lied, das der gelbe Wigelwagel singt. In den Wäldern von Mittelasien ist es erdacht, in den Bambusdickungen unter dem Himalaja, wo seine Sippe groß und gewaltig ist. Hier im Norden ist er der einzige seiner Gattung, ein landfremdes Geflügel, so wenig in den deutschen Wald passend wie der Kuckuck in den Busch, wie der Wiedehopf auf die Viehweide und der Segler an die Kirche. Fremdlinge sind sie allesamt, südlichen Breiten entstammend, kühne Eindringlinge, die aus Palmenwäldern und Bambusdschungeln, aus den Steppen des Ostens und den Klippen des Südens den Flug nach Norden wagten und dort heimisch wurden, aber nur, um in den drei Sommermonaten ihre Brut aufzuziehen und alsbald mit ihr wieder dahin zu verschwinden für drei Viertel des Jahres, wo ihre Urheimat ist.

„Düdloio", so klingt es aus der Krone des Vogelkirschenbaumes, die aus dem hellgrünen Buchenlaube hervorragt wie ein ferner Firn über die Vorberge. „Dü-dü-to-düdlio, düdlio." Und hinterher schnarrt es: „Je-ie ie-rrrt." Solche Laute passen dahin, wo Schmarotzerorchideen und parasitische

Alpenrosen auf Riesenstämmen wuchern und Lianen von Baum zu Baum kriechen. Und da fliegt er hin, der stolze Vogel. Es sieht aus, als hätte ein Stück Sonnenlicht Vogelgestalt angenommen, so tiefgoldig, von nachtschwarzen Schatten gehoben, ist er gefärbt. Seine Farbe ist da erdacht, wo die Sonne heller und die Schatten dunkler sind, wo keine Dämmerung Tag und Nacht verbindet und auf die Tageshelle jäh das Dunkel folgt.

Weiß er das, der goldene Vogel? Man muß es glauben; denn sonst würde er sich nicht so scheu im lichtdurchfluteten Buchenlaube verbergen, als schäme er sich hier, wo alle Farben sanft sind, der brennenden Glut seines Gefieders. Wie er heute, wo kein Menschenlaut in die Vormittagsstille dringt, dahinschwebt, ist es, als träume der Wald einen uralten Traum aus tertiärer Zeit, da die Sonne hier heißer schien, die Bäume höher, die Blumen greller und die Falter prächtiger waren, einen halbvergessenen goldenen Traum aus längst versunkener goldener Zeit, wo ein ewiger Frühling auf Erden herrschte.

Aber heute ist ein Frühlingstag, wie er schöner in jenen Tagen nicht sein konnte. Um die Wurzeln der Eichen und Buchen summt und brummt es aus unzähligen leuchtenden Blüten, die Luft ist erfüllt von silbernem Geflimmer, Zitronenfalter und Pfauenaugen taumeln selig dahin, betäubend klingt vieler Vögel Sang aus dem leichten Laube. Da treibt es auch den goldenen Vogel heraus aus seinem smaragdenen Verstecke. Er schwebt über die Blöße hin, rüttelt über einem Zweige, hascht einen Käfer, verschwindet, jauchzt seinen Jubelgesang, taucht wieder hervor, schwenkt zwischen den schimmernden Stämmen hindurch, erspäht mit den rubinroten Augen die Raupe am Birkenstamme, bleibt daran haften, vertilgt das Gewürm und flattert auf den nächsten Zweig.

Stolz sitzt er da, hochaufgerichtet und schlank. Hin und her wendet sich der goldgelbe Kopf, fährt mit dem rotbraunen Schnabel nach einem unordentlichen Brustfederchen, stochert in nachtschwarzen goldgefleckten Schwingen umher, wetzt ihn an dem Aste, schnappt eine langsam dahinziehende Lenzfliege und läßt seinen runden, vollen Pfiff ertönen. Irgendwo dahinten im Walde findet er ein Echo. Wie ein goldener Blitz stiebt der stolze Vogel ab. Zornig klingt aus dem Buchenwipfel sein Pfiff, und dann aus der Wildkirsche, und aus der Eiche und der Birke und dem Ahorn, und jetzt fahren zwei goldene Blitze über die Blöße, zwei gelbe Vögel sitzen sich tiefatmend in der Hainbuche gegenüber, fahren aufeinander los, fassen sich, überschlagen sich in der Luft und verschwinden im Dickicht.

Lange ist es still. Dann klingt aus den Fichten ein froher Laut, und weit, weit da unten im Tale kommt sein Echo. Wieder stieben zwei Vögel über die Blöße in die Hainbuche, aber nur einer von ihnen trägt das goldene, schwarzverbrämte Gefieder, das des anderen ist zeisiggrün und unterwärts auf weißlichem Grunde schwärzlich gestrichelt. Das Weibchen ist es, um das sich die beiden goldgekleideten Kämpen balgten, und das der alte Hahn sich errang im wütenden Kampfe mit Schnabel und Krallen. Dort am Boden die schwarze goldgefleckte Feder beweist, wie heiß der Streit war. Und wie

groß die Liebe ist, zeigt der Hahn jetzt. Nicht einen Augenblick läßt er sein Liebchen aus den Augen; er folgt ihm aus der Hainbuche in den Holderstrauch, aus der Fichte in die Eiche mit unbeholfenem Fluge. Und hascht er auch einmal einen Käfer, oder schluckt er eine Raupe, unaufhörlich klingt darum doch sein Flöten und Kreischen. Sie aber, die Henne, begleitet ihn dabei, und klingt ihr Flöten auch nicht so voll, es klingt doch hell genug, und ihr jubelndes Kreischen schrillt weit durch den Wald. Bis in den Abend erfüllt der seltsame Zwiegesang den heimlichen Wald.

Inmitten des Waldes liegt mit steilen Gipswänden ein tiefer Erdfall; eine Hainbuche neigt sich über ihn und spreizt ihr Gezweig darüber hin. Hier hing im vorigen Jahre das Nest der Pirole; hier wird es sich auch wieder in diesem Sommer im Winde schaukeln. Der lange, schwanke, gerade Gabelast, den ein dichtes Geriesel von laubreichen Zweigen verhüllt, zieht das Weibchen unwiderstehlich an. Dort, wo die Waldrebe ihr verworrenes Rankenwerk über den Weißdorn spinnt, schwebt die Pirolhenne heran, faßt einen Rindenfaser mit dem Schnabel und reißt ihn im Fluge los. Heimlich, auf Umwegen, schlüpft sie zu dem Gabelaste der Hainbuche über dem Erdfalle, windet mit Schnabel und Klaue den Rindenstreifen darum fest, stiebt wieder fort und sucht weiter nach Baustoffen. Hier ist ein altes Grasblatt, weich und geschmeidig, das gefällt ihr, dort eine Ranke, und da eine Wollflocke, die ein Schaf dem Dornbusche lassen mußte, und auch das zähe Spinnengewebe ist zu gebrauchen, nicht minder die zerschlissenen Rindenfetzen der Birke und die Wolle von Distel und Wasserhanf. Stück um Stück trägt die Henne in die Hainbuche, flicht sie um den Ast, spinnt und zwirnt sie ineinander, verwirkt sie, bis sie einen festen Beutel mit dauerhaftem Saume bilden, und füttert sie mit den Spitzchen von Grasblättern und Samenwolle dicht und weich aus.

Die Wiege ist fertig, die sturmfeste, regendichte. Mag der Wind brausen, daß die Blätter stieben, mag der Sturm sausen, daß die Fichten den Boden verlieren und lang hinfallen, die schneeweißen, purpurn gefleckten Eier liegen warm und sicher. Und späterhin sind die grünlichen Schreihälse, die daraus hervorschlüpfen, in der hängenden, schwankenden Wiege sicher vor Sturm und Regen und sicher vor Eichkater und Marder. Denn der Ast, an dem das Nest hängt, ist zu dünn, um mehr als das Gewicht des Nestes und seines Inhaltes zu tragen, und was dazu kommt, plumpst unfehlbar auf den Grund des Erdfalles, in dessen dunkler Tiefe die Bergunken läuten. Und hier, in der weichen, warmen Wiege, gedeihen die Jungen prächtig; denn die Eltern schleppen von früh bis spät alles heran, was ein Pirol mag, den Maikäfer und die Raupe, den Nachtfalter und die Heuschrecke, und was es sonst Leckeres im Walde gibt.

Aber darum behält der Hahn doch noch Zeit genug, zu flöten und zu krächzen, und besonders morgens und über Mittag erfüllt er den Wald mit seinen vollen Lauten und schrillen Tönen. Manchmal, wenn es um die Mittagszeit ganz still und überwindig ist, wenn selbst die Espe kein Blatt rührt, dann kommt er auf ganz eigene Gedanken. Es ist dann, als fühle



Scholz phot. *Vivarium.*

Pirole, Nestvögel, Futter erwartend.
Oriolus oriolus oriolus (L.).



Dr. Masarey phot. *Arosa, 1918/19.*

Alpendohle. Linker Vogel mit Futter im Schnabel, rechter: Balzgesang vortragend.
Pyrrhocorax graculus (L.).





Sydney H. Smith phot. *Halway (Irland), Oktober 1910.*

Alpenkrähe.
Pyrrhocorax pyrrhocorax (L.).

er, daß er die Pflicht habe, Töne zu finden, die in den deutschen Wald besser hineinpassen als die gellenden Laute, die seine Sippe in den Tropenwäldern Asiens ersann. Wenn dann die Sonne auf den Eichenwipfeln brütet, sitzt er ganz frei und offen, wie er es sonst nie tut, hoch oben auf einem Aste, und er, der sonst so quecksilbern ist wie ein Zaunkönig und so unruhig wie ein Fliegenschnäpper, sitzt dann so still da wie ein Bussard und so regungslos wie ein Kauz. Und dann singt er. Er flötet nicht, und er kreischt auch nicht: er singt, er zwitschert, er plaudert, wie eine Gartengrasmücke, oder wie ein Häher, dem der Frühling in den Kopf gestiegen ist, singt weich und fließend und so dünn und fein, als wäre er nicht größer als ein Laubvögelchen, und wenn er auch in seinen Singsang und sein Geplapper einmal sein Flöten und Krächzen mischt, er tut das nur ganz schüchtern, als habe er sich geirrt, und schwatzt dann um so besser, bis er mit einem Male sein Talent nicht halten kann und so gellend lospfeift, daß er sich selbst erschreckt und von seiner Sonnenwarte in das grüne Blättermeer hinabtaucht.

Da ist seine Heimat, da spielt sich sein Leben ab. Ungern verläßt er das Laubdickicht und nur dann, wenn an sonnigen Morgen es ganz still und heimlich im Walde ist, oder wenn die Kirschen in den Baumgärten reifen. Still, wie der Dieb, kommt der scheue Vogel dann angestrichen, sich in Deckung haltend, daß ihn sein goldenes Gefieder nicht verrät. Die süßesten, reifsten Kirschen sucht er sich aus und pflückt das Fleisch von ihnen, daß Kern und Stiel am Zweige bleibt. So behutsam geht er dabei zu Werke, daß Tag für Tag oft ein halbes Dutzend Pirole einen Garten plündern, ehe der Besitzer nur einen zu sehen bekommt. Aber wenn die Kirschenernte vorbei ist, bleibt er wieder in seinem Walde oder Parke und lehrt seiner Brut dort die Jagd auf Nachtfalter und Raupen, Käfer und Heuschrecken und die Suche auf alle Beeren, die der Wald birgt.

So lebt die Goldamsel herrlich und in Freuden den Sommer über im deutschen Walde. Naht aber der August heran, dann gefällt es ihr nicht mehr bei uns, und es treibt sie von Wald zu Wald bis dorthin, wo die Weintraube reift und die Feige in der Sonne schmort, und weiterhin über das Meer in die Korkeichenwälder Marokkos und in die Dattelhaine am Rande der großen Wüste, über die dann schon der schrillende Schrei der Mauersegler aus Deutschland klingt, die ihr vorausreisen, und noch weiter in die Masaisteppe bis in die Urwälder von Innerafrika.

Neun Monate treibt er sich dort umher, doch im April reist er zurück in seinen Wald im fernen Deutschland, und die Märzdrossel, die bis dahin das große Wort hatte, muß sich vor ihm verstecken.

Zur Systematik: Von den etwa 60 Pirolen kommt allein der 24 cm messende Pfingstvogel, Oriolus oriolus (L.), bei uns vor. Er ist Brutvogel in Europa (bis Dänemark, Südfinnland), Südwestasien, Südsibirien, (Nordafrika?). Eine Unterart in Indien. Soffel.

Alpenkrähe und Alpendohle / Von Else Soffel

Wie ihr Name sagt, gehören die beiden Vögel der Familie der Corviden an und sind Gebirgsbewohner.

Obwohl gleich hier einer der wesentlichsten Unterschiede zwischen den beiden liegt: das Verbreitungsgebiet der Alpen- oder Steinkrähe erstreckt sich höher in den Norden als das der Alpendohle, bis England, Schottland, Nordfrankreich und die Hebriden, wo sie als Seeküstenvogel mit niedrigeren Aufenthaltsorten vorliebnimmt als in kontinentalen Gebirgen. In den Alpen selbst ist sie weit weniger häufig als ihre etwas kleinere Verwandte; man kennt sie von verschiedenen Punkten der Schweiz, dem Kanton Leman, von Wallis, der italienischen Schweiz überhaupt, wie auch Italien selbst; im bayrischen und österreichischen Teil der Alpen, Tirol, Steiermark usw. soll sie „ein seltener Gast sein". Wie auch die Alpendohle, kommt sie in allen südeuropäischen Gebirgen, außerdem in Ägypten, Syrien, Palästina, Persien und dem Himalaja vor, wo gemeinschaftliche Flüge der beiden Arten beobachtet worden sind. Immerhin bleibt noch Trennendes auch bezüglich des Aufenthaltsortes: die Steinkrähe ist spezieller Bewohner einer der Kanarischen Inseln, Palma, und ist in Marokko beheimatet, zwei Orte, an denen die Alpendohle zu fehlen scheint, die ihr hingegen in Dalmatien, wo sie winters verbreiteter Küstenvogel ist, den Rang abläuft.

Beide sind außerdem für Abessinien und in Asien für die Mongolei und das südöstliche Sibirien festgestellt. Was die Wahl des engeren Aufenthalts anbelangt, so bestehen ebenfalls Unterschiede: von der Alpendohle wird nie berichtet, daß sie die Nähe des Menschen zur Ansiedlung aufsucht, während die Steinkrähe nicht nur in Felslöchern und Ritzen, an den Absätzen steiler Bergwände nistet, sondern in hochgelegenen Orten auch hin und wieder an Kirchtürmen und Häusern. Ja, in einem kleinen Dorf des Kantons Graubünden legten sie ihr Nest sogar „in einem älteren schloßähnlichen Gebäude an, das zwar etwas ruinenmäßig anzuschau'n, immerhin aber von oben bis unten bewohnt und zudem noch Telegraphenstation des Ortes war".

Merkwürdigerweise ist dabei die Steinkrähe — im Vergleich mit der Alpendohle — der weit ungeselligere Vogel, auf sein Verhalten seinesgleichen gegenüber bezogen. Gegenüber dem Menschen ist ihr Betragen ähnlich, beide echte Rabenvögel im Benehmen, den Dohlen am meisten ähnelnd, klug, leicht zu zähmen, neugierig, anhänglich, lebhaft und etwas diebisch. Doch trauern sie leicht in Gefangenschaft, wenn man ihnen nicht reichlichen Flug gestattet.

Im Äußeren erinnert die Erscheinung der Alpendohle etwas mehr an

die der gewöhnlichen Dohle als die der Steinkrähe; der Schnabel ist bei der ersten kürzer und dicker, wiewohl auch gebogen wie bei der zweiten, die Schnabelfarbe gelb, bei der Verwandten rot, die Farbe der Füße bei beiden rot, bei der Steinkrähe jedoch mehr orange-, bei der anderen hellrot. Außerdem das Gefieder der Alpendohle nur mattschwarz, mit schwachem Metallschimmer, der es fast schwarzgrau erscheinen läßt, bei der Steinkrähe mit deutlichem violetten und grünen Metallglanz des tiefschwarzen Federkleides; die Flügelspitzen reichen bei letzterer meist noch über das Ende des Schwanzes hinaus.

Interessant ist der Unterschied im Nestbau bei beiden. Während nämlich die Nestunterlage ungefähr die gleiche zu sein scheint, ist die Auskleidung völlig verschieden. Die Alpendohle legt die lose geflochtene Mulde nur leicht mit feineren Pflanzenteilen, Gemshaaren oder Bergheu aus; die Steinkrähe versieht es wie ein dritter Alpenbewohner, der Mauerläufer, mit einem bis fünf Zentimeter dicken Filz aus allerlei Haar — nämlich Gems-, Ziegen-, Hasen-, Kälber- und Kuhhaaren. Ihre Eier sind, der Größe des Vogels entsprechend, etwas größer. Außer einer kleinen Verschiedenheit der Stimme — die Steinkrähe hat ein dohlenartiges „dla, dla" außer dem rabenähnlichen „kria, kria"; ein schwatzender Gesang ist beiden eigen — sind aber damit die Unterschiede erschöpft. Ein Lebensbild der häufigeren, deshalb leichter zu beobachtenden Alpendohle ist im wesentlichen auch das der Alpenkrähe.

Deutlich abgegrenzte Abarten der beiden Vögel sind nicht festgestellt: doch scheinen die asiatischen und afrikanischen Vögel im ganzen größer zu sein als die europäischen, und die chinesischen eine „kurzfüßige Rasse".

Die Alpendohle.

Unter tiefblauem Himmel liegen die Spitzen und Zacken des Gebirges wie ausgestorben still. Kalt starren die Steintürme in die Höhe, jenseits von Leid und Freude. Nicht das schmale Band einer Grasnarbe unterbricht ihr lichtes Grau, das für Weiß gelten müßte, wäre nicht der Schnee, der überall dort liegt, wo etwas wie eine Fläche, eine Mulde ihn hält, noch viel blendender hell.

Und immer wachsen neue Gebirge aus der Tiefe auf nach dem Sonnenlicht, das nur die letzten reinsten Gipfel überstrahlt.

Kein Laut ist hörbar. Etwas wie Angst könnte den einsamen Wanderer hier oben fassen: wie festgenagelt scheint das Blau des Himmels, die Sonne auf den Felsen, ein Bild ohne Erbarmen. Ein Schuß, ein Schrei müßte Erlösung sein von herzbeklemmendem Druck. —

An einer der höchsten Felsenzinnen zittern dunkle Schatten, kaum durch das Glas zu erraten in der doppelten Wirrnis der Ferne und des Lichts. Sie zucken auf und nieder, etwa wie Flügel von Fledermäusen, die sich hier zur Ruhe aufgehängt. Mit einem Male sind sie verschwunden. Und nun haben die Berge Leben und Stimme, eine Stimme voll unbändigem Freiheitsgefühl, hell und wild, kalt und klar. Schwarze Vögel umkreisen die Spitze wie eine dunkle Sage; sie tauchen in die Tiefe und verschwinden an der jen-

seitigen Wand, verloren im Luftraum; denn die Wand schien nahe und ist in Wahrheit unendlich weit. Sie schrauben sich wieder in die Höhe und stehen flügelschlagend, die roten Füße an den Leib gezogen, den Kopf vorgestreckt vor dem Gipfel, zwischen Himmel und Erde, nichtachtend und sicher.

Krallen sich einen Augenblick fest, um, den Kopf ins Blaue zurückgewendet, doch im nächsten wieder loszulassen und sich hineinzuwerfen in die klare, stille Luft und sie zu füllen mit ihrem Schrei „küri, küri"!

Ein einsamer Steiger, der weiter unten, vom Schlagen dunkler Flügel dicht über ihm erschreckt, jäh in die Höhe sieht, verliert den Halt und stürzt über den fußbreiten Rand hinab; sein wilder Angstschrei mischt sich in das helle Pfeifen der Dohlen droben. Und die Steine starren ins Blau wie vordem; sie hören, sie sehen nichts. Nur der Todesvogel schwingt sich, selbst erschreckt, in lautlosen Kreisen zurück in die Höhe, und der stille Nachmittag wandert lautlos dem stilleren Abend zu.

Der nächste Tag war der letzte in der Reihe reiner, stiller Herbsttage. Die Dohlen zeigten sich an diesem Tag tiefer im Tal um die Almen, auf den Hängen und Matten, wo sie die letzten Heuhüpfer absuchten. Die Bauern, die sie für Wetterpropheten hielten, sprachen von Regen oder gar Schnee, und es fiel auch wirklich Nebel ein. Der norddeutsche Student, der ein paar Tage zuvor in Hinterbärenbad seine Erbssuppe verzehrt und nach dem Weg zum Stripsenkopf gefragt hatte, war nicht wieder gesehen worden. Man denkt auch nichts, wenn einer da hinauf will, und die gefährlichen Wege, die rechts ab in die Region des Wilden Kaisers führen, sind außerdem besonders markiert. Er mochte wohl unbemerkt oder auf anderem Weg heruntergekommen sein. Erst als ein Jäger ihn fand, am dritten Tag, erinnerte man sich seiner. Die Dohlen verrieten ihn, die kreischend über der Stelle flogen, wo er lag. Der Jäger dachte ein Stück krankes Wild zu finden, das die Vögel verfolgten, weiter nichts. Es war später Abend, als er die Nachricht hinunterbrachte.

Am nächsten Morgen früh, sobald es hell war, holten sie ihn. Die schwarzen Vögel schliefen, noch angehäkelt an die Schroffen. Die Luft stieg beizend wie Rauch in die Nase. Die Leute sahen kaum den nächsten Schritt. Als sie ihn aufhoben, kreisten die Dohlen gell pfeifend über den Köpfen der Männer, wie sie es über dem Hund tun, der den Jäger begleitet, oder über dem angeschossenen Hasen. Schließlich verschwanden sie und ihr Schrei in dem dicken Nebel, der das Tal bis hin zum ungeheuern, jähen Sturz des Totenkirchl füllte.

Seitdem behielten die Nebel die Herrschaft. Nicht die weißen Spätsommernebel, die nur morgens im Tale brauen und schöne Tage verkünden, sondern die bleibenden Herbstnebel, die dem langen Winter vorausgehn. Sie zogen als regengraue Schleier den schwarzen Tannen der Vorberge vorüber, sie lagen als feuchtschwere Masse über dem ganzen Tal und saßen zu Gebirgen geballt hoch über den Gebirgen. Von den Schrecken des Wilden Kaisers sah man nichts mehr: der Stripsenkopf trug eine Dauerkappe.

Vor grauer beweglicher Nebelwand in seinem Westen stehen schwärz-

liche Kreuze, verschwinden in dem wallenden Rauch. Dann tauchen sie wieder auf, von der weiterrückenden Wand herangetragen: die Schneedohlen.

Im Herbst fliegen sie häufiger zu Tal als später, wenn der Schnee bleibt und die Luft oben wieder rein ist. Auch auf halber Höhe der Berge, wo die feinen Nebelfetzen im nassen Gesträuch hängen, als leiser Dunst zwischen dem harten, braungrün vertrockneten Kraut der Alpenrose schleichen, raschelt's von ihnen, hört man sie die silberbeschlagenen Beeren des Zwergwacholders rupfen. Nur das schwere, langsame Fallen der angesammelten Tropfen begleitet hin und wieder ihre Arbeit. Sogar dieser lärmenden Gesellschaft, die sonst das Zanken und aufgeregte Schwatzen nicht lassen konnte, war der Tag zu trüb zum lauten Treiben.

Still liefen sie zwischen Wacholder und Latschen ihrer Nahrung nach, langten mit den gelben Schnäbeln aus Spalten und Rissen des Gesteins die letzten flachen Teller der Felsenschnecken hervor und verschlangen sie samt dem Gehäus, das später unverändert wieder zum Vorschein kam, zogen die zusammengerollten Spinnen samt den Beeren vom Wacholder und hackten nach der Schneemaus, die sich herunter verirrt hatte. Ein Schuß, der dumpf durch den Nebel heraufkam, störte sie nicht; erst als er später nochmals dröhnte, flogen sie auf, um mit unwilligem „kraa, kraa" zu sehen, was es gäbe, und lange danach klang noch ihr vielstimmiger Protest aus der Höhe, und ihre schwarzen Gestalten tauchten flügelschlagend aus dem brodelnden Kessel.

Dann kam ein Tag, an dem die Dohlen weit ins Tal hineinflogen. Droben dunkelte und wirbelte der Schneesturm wie Weltuntergang. Die Gemsen drückten sich an die Steinwand, der Schneehase ins Lager unter dem Krummholz, die Maus in ihr Loch. Zwei Nächte tobte der Riese, da war er die Nebel losgeworden. Die Sonne kam und lachte auf den Schnee; es kam der Mond in Nächten heiliger Pracht. Die Sterne kamen und sandten spitze Strahlen herunter, als berührten sie leise tastend die Erde. Und überall aus dem Gestein, das seiner Schwere entkleidet war, aus den Linien der schlafenden Bäume, von den Sternen droben zu denen im Schnee, vom hohen Himmel herab zur Erde rauschte ein Sang: „Von Ewigkeit her."

* * *

Die Schneedohlen blieben den Bergen treu, auch bei der Fichtennadelkost. Nicht alle zwar. Ein Teil von ihnen war wärmeren Niederungen zugezogen und auf seiner Reise bis ins flache Land am Meer gekommen, wo sie als schwarze Krammetsvögel angesehen und behandelt, d. h. geschossen wurden. Ein Paar verflog sich noch weiter, übers Meer, nach dem Stelldichein der Vogelwelt, der Insel Helgoland, und wurde dort registriert. Die Zurückgebliebenen rauschten daher, weiß überkrustet, mit vor Frost knatternden Flügeln, hingen mittags an der Sonnenseite der Steinwände und lüfteten zuckend die schwarzgrauen, metallschimmerüberlaufenen Schwingen oder kreisten um die Spitzen, und ihr heller, schriller Schrei paßte nochmal so gut zur klirrenden Winterpracht wie zum tiefleuchtenden Gebirgssommer.

Als der Juni wieder im Lande war, hatten sie Junge. Der Frühling prangte farbig in den Bergen. Die seidenweich behaarte Kuhschelle, der erste Enzian und die Primel an den Hängen zwar waren längst dahin, aber die Alpenheide blühte, und der Bergwohlverleih leuchtete golden in den Wiesen, so golden wie die Sonne droben, und der Himmel war blau, so blau. Es blieb einem schon nichts anderes übrig, als zu jodeln und zu juchezen, da heroben, so groß war die Freud'. Die Dohlen kreisten über dem Loch wie ehemals, mißlaunig, wenn ein Fremder heraufkam; denn sie waren unruhig der Jungen wegen, die noch im Nest aus Legföhren und trocknen Heidekrautreisern saßen. Und Tag für Tag verging; der Himmel war blau, und die Latschen dufteten in den Bergsommertag. Es ging gegen Johannis. Da kam einer, der von den Bergdohlen mehr wußte, als die jetzt alle Tage mit Bergstöcken und Wadlstrümpfen an den Wänden umherkraxelten. Das war der Alzreiter Toni, ein Kerl wie ein Baum und ein Mensch wie ein Kind. Der tut nicht lang um nach Seil und Eisen, und was sonst all's notwendig ham, „dö Bergflöh'". Er klettert einfach die Wand hinunter und langt sich zwei von den Jungen, die heraußen sitzen und arglos nach ihm schauen, „weil sie dös no net kenna, daß da einer abikimmt".

Aber die Alten kennen es desto besser und stoßen nach ihm, bis er glücklich herob'n ist und nach sei'm Stutzen langen kann. Und dann gibt's einen lustigen Knall in die Berge, den alle Wände wiedergeben, und der Toni schickt einen Jodler hinterdrein, daß es ist, als jodelten das Kaisertal und die Elmauer Haldspitz und die Pyramidenspitz alle miteinander mit.

Gleich darauf aber „derbarmen" ihn die Vögel wieder, die zurückkommen und klagend über dem toten Genossen fliegen. Es söllt einer nach einer Schneedohl'n überhaupt nöt schiaß'n! Und wenn's net z'wegn den Herrn wär, der seit einer Woch'n drunten im Quartier is und so viel lusti is — Der Toni nimmt den toten Vogel auf und steckt ihn zu den zwei Jungen in den Rucksack; ein altes, halbzermürbtes Nest und ein rundes, olivfarbiges Ei ist auch dabei.

Ja, also wie g'sagt, wann er net wüßt, daß der Herr a Schneedohl'n von ara Schwarzamsel unterscheid'n kunnt, — na tat er'n derbleck'n!

Aber der kennt sie dir aus! Mit solchen Reflexionen steigt der Toni zu Tal und berichtet drunten, was er gesehen hat. Und der Herr schimpft net schlecht, daß er net mit aufi is, weil er sich den Fuß verknaxt hat in an Stoaspalt!

Die zwei Jungen aber, denen die rauchgrauen Dunen noch in Büscheln zwischen den mattschwarzen Federn heraushängen und der Schnabel noch bräunlich sieht, reisten mit nach München, wo sie den Nebenraum eines Arbeitszimmers für sich allein bewohnen, und holten sich die Bergkirschen, die sie nun nicht selber pflücken konnten, vom Obstteller ihres Herrn, der sie von „drunten" geschickt bekam, häkelten sich zur Ruhe an den rohen Bewurf der Wände und legten sich in einer kleinen Nische der Mauer Vorräte von Fleischstückchen an, die sie mit allerhand bedeckten und energisch gegen

Flock, den Foxterrier ihres Herrn, verteidigten. Sie waren erwachsen, gesund und dohlenzahm, und dennoch tat ihrem Herrn der Anblick leid.

Was war ihr elender Flug in dem kleinen Raum gegen das Schweben und Schwimmen in der Bergeinsamkeit, gegen das Bild, das er im Kopfe trug von ihrer freien, kühnen Erscheinung in der Heimat!

Der Toni machte ein halb frohes, halb erstauntes Gesicht, als er den Bekannten vom vorigen Sommer samt den Schneedohlen, die er in einem kleinen Käfig mit sich trug, in Kufstein aussteigen sah. „Halten se si net?" fragte er als erstes nach der Begrüßung, indem er auf „das Kastl" deutete. „Schon," war die Antwort, „aber mir tun s' leid. Was meinst, Toni, wir tragen s' wieder hinauf miteinand?" „Dös war dös Richtigere," sagte der. „Wo ma dahoam is, söllt ma a bleib'n! 's hat do kein Ding net anderswo."

Zur Systematik: Die gelbschnäblige Alpendohle, Pyrrhocorax graculus (L.), gehört zu den wenigen Vögeln, von denen man bis heute kaum differenzierte Unterarten unterscheiden kann. Alpendohlen von Syrien, Palästina, vom Himalaja scheinen größer zu sein — unsere allbekannte „Bergdohle" erreicht eine Länge von 37 cm. Ebensowenig kennt man von der etwa 40 cm messenden rotschnäbligen Alpenkrähe, Pyrrhocorax pyrrhocorax (L.), abweichende Formen; es sei denn, daß man die etwas langflügligeren Vögel Abessiniens als Unterart gelten lassen will. Soffel.

Der Tannenhäher / Von Else Soffel

Seitdem die Bucheln am Hang und die Haselnüsse im Wald reif sind, hat der Berg einen Gast. Einen krächzenden, groben, gefräßigen Lümmel, der dumm schaut wie ein Spaßmacher, räuberisch ist wie eine Elster und etwas vom Markward, dem Häher und von der Dohle auch an sich hat. Vom Markward die Dreistigkeit und von der Dohle den Flug, wenn sie manchmal schwerfällig daherkommt und bald rechts, bald links die Luft schlägt. Ihre Flugspiele freilich macht er ihr nicht nach, und seine Dreistigkeit ist auch keine Klugheit wie beim Markward, sondern tölpische Schnabelkraft und außerdem eine Portion Dummheit: die und sein dunkles, hellgeflecktes Gewand sind ihm eigen. Samt einem Schlund so groß und umfänglich wie sein Appetit. Am liebsten ließe er sämtliche Nüsse, Eicheln und Bucheckern des ganzen Waldhangs dahinein verschwinden. Wenn er sich angefressen hat, geht er trotzdem noch auf die Suche darnach und trägt davon, was er fassen kann, in einen Spalt, in ein Baumloch, an irgendeinen geheimen Ort. Sein Schlund ist die Tasche, in die er den Vorrat hineinpackt: vier, fünf Nüsse faßt er auf einmal und Buchenkerne eine ganze Zahl. Hat er genug geschleppt, so sitzt er im Gebüsch, mit dem Anschein einer boshaften Zufriedenheit, ein Ausdruck, den das dunkle, dreiste und unstete Auge und der mächtige Vorbau des übermäßigen Schnabels erwecken.

Da sitzt er nun, zwinkert hin und wieder, schaut von der Seite, und bei jeder Bewegung des Kopfes geht der Schnabel wie eine Riesennase mit. Vor sich sieht er nämlich so etwas wie einen Menschen. Es ist kein Kulturtier, sondern ein Waldgewächs wie der Nußhäher selbst.

Ein Bauernjunge aus den unbekannten Dörfern da herum. Der hat den „graußen Vugel" noch nie gesehn und wundert sich, warum der nicht wegfliegt, wie es sonst die Waldvögel tun. So schauen sie alle beide; denn der Häher schaut auch noch immer und legt den großen Kopf hin und her. In seinen Augen ist mehr Frechheit als Neugier und mehr Dummheit als Interesse. Er schüttelt sich einmal, wobei er das Federkleid aufstellt, daß die schönen weißlichen Tropfen auf der Vorderseite deutlich werden, dreht sich dann ganz herum, mit dem Schwanz nach dem Beschauer, und äugt so weiter von der Seite. Ein heiseres, halb gesagtes „chrä" kommt dabei aus seiner Kehle. Ist es Dummheit, Unkenntnis oder Faulheit, daß er nicht weiterfliegt? Vielleicht von jedem etwas. Als er sich endlich doch dazu entschließt, geschieht es schwer und schwerfällig, mit kurzem Lupfen der Flügel von Busch zu Busch. Wo freilich sollte er Furcht gelernt haben. Dort, wo er herkommt, ließ man ihn in Ruhe und hier in diesem gesegneten Winkel auch.

In diesem gesegneten Winkel, der seine Abhänge, bestanden mit lichten Rotbuchen, seine Alleen, bepflanzt mit kraftstrotzenden, Jahrhunderte alten Eichen, seine märchenhaften Haselgehölze wunderbar vergessen unter einem weiten, stillblauen Herbsthimmel sonnt. Wo der Habicht jeden Nachmittag den ganzen Sommer lang seine Kreise im Blau über den Buchenwäldern unangefochten zog, Türkenbund und seltene Orchideen auf ihrem Grunde von keinem gekannt und gepflückt wurden, die linden- und eichengefaßten Straßen zu stillen Burghöfen führen, zu halbverschütteten Klosterruinen, wo um altes Maßwerk der Vogelbeerbaum sich krallt und seine roten Beeren zum blauen Himmel hält.

Wer hätte ihn stören sollen? Der Bauernjunge etwa, mit dem dichten Haardach, goldbraun wie der Weizen droben über den Buchen, und den Augen, wie sie Menschen haben, die nur Wald und Himmel sehn? Oder die Botenfrau, vierschrötig wie ein Kasten, mit tiefer Baßstimme, die im Sommer die Forellen und im Herbst die Junghasen über den Berg nach dem kleinen Markt hinunterträgt? Die junge Pfarrerin vielleicht, die hin und wieder, ihre Kinder an der Hand, mit Singen und Lachen in den Wald herunterkommt, um mit ihnen Haselnüsse zu sammeln für den Winter?

Denn sonst kommt niemand hierher.

Nein, keiner beunruhigt den Dickschnabel hier.

Und die Nüsse langen auch für Buntspecht und Eichhorn mit.

Jeder von den dreien versucht sich auf seine Weise daran. Das Eichhorn holt sie sich einzeln, speist sie gleich an der Quelle und wirft die Nuß wie einen Ball geschwind zwischen den Pfoten, um sie dann mit den scharfen Zähnen zu benagen. Der Rotspecht fliegt ab und zu, trägt sich jede zum Loch im Baum, steckt sie da hinein und spaltet sie mit einem Hieb. Am besten kommt der Nußhäher weg. Der nimmt den Schnabel voll, speit an gelegener Stelle wieder aus, was er eingepackt hat, und hackt die Nuß an, einmal am Ende, ein andermal in der Mitte, frißt auch den Kern heraus, wenn die Schalen nicht springen. Dabei ist er nicht flink wie das Eichhorn und nicht munter und energisch wie der Rotspecht, die es ihrem Fleiß danken, wenn sie zu etwas kommen. Seine Bewegungen sind zwar manchmal heftig, aber sie folgen langsam aufeinander; er tut alles bedächtig und schwerfällig, selbst wenn er räubert. Er hat ebensoviel zu schauen als zu tun und sitzt oft lange still im Gebüsch; er nutzt seine Zeit nicht aus, und wenn er trotzdem nicht zu kurz kommt, so ist sein großer Schnabel mehr daran schuld als er selber.

Übrigens hat er sich den rechten Platz ausgesucht für seinen Magen. Die Buchen, mit denen der ganze Berg bestanden, tragen heuer volle Mast, Haselgehölze, wie sie hier sind, kann man suchen weitum, und wenn er nur bis zur Straße hinunterfliegt, so findet er Eicheln, soviel er will. Aber er macht sich nicht viel aus ihnen, um so mehr, als ihm der Tisch sonst so reich gedeckt ist, und außerdem fliegt er nicht gern weit, sondern lieber nur von Strauch zu Strauch, mit wenigen kurzen Flügelschlägen. So bleibt er im Walde, wo es auch freie Plätze gibt, und bei den Nüssen, die ihm hier in der

Gegend das Liebste sind, so lieb wie daheim die Arvennüsse oder im Frühling das Fleisch von jungen Vögeln.

Fleisch, ja, das frißt er gern. Einmal war er in einen Käfig geraten durch seine Vertrauensseligkeit, in welchem mit ihm andere Vögel, Stare und Würger gehalten wurden. Auch zwei Eichhörnchen spielten darin herum. Er sollte Nüsse fressen und allerlei Mischfutter, und außerdem sollte er zeigen, wie er sich andern Gefangenen gegenüber benehmen würde; denn man kannte ihn nicht. Er beschäftigte sich auch mit den Nüssen, steckte sie in den Schnabel und spie sie später naß und glänzend wieder aus, hackte auch hin und wieder eine an. Die meisten aber ließ er liegen. Wovon nur der Vogel lebte! Ja, sollte er denn das Zeugs in dem Napf fressen, während täglich das schönste rote Fleisch in seiner Nähe erschien? Lange Zeit kam niemand hinter seine Sünden. Bis der tägliche Fleischgenuß aufhörte, weil die Betreffenden, für die es bestimmt gewesen, in einen anderen Käfig versetzt wurden. Am gleichen Tage erwischte er einen flüggen Jungstar, stellte sich darauf und hackte ihm das Gehirn aus. Das Spiel übte er dann öfters, und schließlich fiel er ein noch säugendes junges Eichhorn, das im Walde gefunden und zu den Verwandten in die Voliere gebracht worden war, vor dem Pfleger an. Bei den Versuchen, das Eichhorn zu retten, entkam der Häher in den nächsten Busch, von wo aus er dem Treiben in der Voliere nachdenklich zusah, anstatt sich ins Freie zu retten. Man fing ihn nicht, obwohl er kaum weggeflogen wäre, und so kam er schließlich in den Wald und die Freiheit zurück. Und das erste, was er tat, war, daß er sich zwei Rotkehlchen holte, die nach den roten Beeren in den Dohnen gegangen waren.

So trieb er's auch hier, wenn er konnte, ging daneben auch selbst nach den Vogelbeeren und nach den Walnüssen, von denen ein einziger Baum hoch oben am Berg gegen das Dorf zu stand. Las auch hin und wieder einen Käfer oder eine Raupe auf oder verschluckte eine Hummel, die müde über den Weg kroch.

Aber meist blieb er herin im Wald, räuberte still in den Büschen und fraß den ganzen langen Tag oder saß in einiger Höhe im Grün, wo die Bäume nicht allzu dicht standen und auch Wasser in der Nähe war. Flog allem Unbekannten ein Stück weit nach, um es mit dreistem Blick aus dem dunkeln Auge zu mustern, oder legte den großen Kopf betrachtend hin und her mit schnarrendem „chrä, chrä", das in den nächsten Tagen zu einem lauten Lockruf wurde, als eine Gesellschaft von vieren angezogen kam, die nun alle den Wald nach Nüssen und Bucheln durchstöberten, oben in den Kronen der Alleeeichen die Früchte pflückten und einander zukrächzten „kräck, kräck".

* * *

Viele Wochen sind vergangen. Die Tannenhäher durchziehn noch immer den Wald, wittern die abgefallenen Nüsse unter der weißen Winterdecke und suchen die Buchenkerne um den Fuß der Buchen. Die letzten Vogelbeeren waren durch den Nachtfrost hart und schrumpelig, und von der Eichelmast hatten die Schweine nichts übriggelassen.

So zogen die Häher mit manchen andern Wintergästen auch hinauf nach der Waldstraße, wo sie im Herbst die Walnüsse geholt hatten, den Spuren der Bauernwagen nach.

* * *

Hoch oben am Berg, wo Bergföhre und Fichte und der Zwergwacholder noch eben hinauflangen, steht an einsamer Stelle eine einzelne Arve. Ihre Schwestern hat sie alle unten gelassen bei den Bergahornen auf einsamer Halde, und es ist wunderlich, wie sie allein hier heraufgestiegen.

Ein Vogel weiß Antwort. Der kommt mit langsamem Flügelschlag zwischen den Stämmen durchgestrichen. Jetzt setzt er sich auf den dürren Querast einer Fichte; das kratzende Geräusch wird weithin hörbar. Er öffnet den dunkelhorngrauen Schnabel, dreht sich und scheint auf dem Ast etwas abzulegen. Dann legt er den Kopf auf die Seite und schielt nach hinten — beginnt er die Mahlzeit?

Da — ein dumpfes Krachen, ein Fall — irgendwo ist im Wald ein alter Baum gestürzt. Erschreckt fliegt der Vogel ab, die dunkeln Zirbelkerne auf dem Ast da läßt er dem Wald.

So war es hier oben auch gegangen. Der Häher hatte den Arvensamen hier heraufgetragen. Lang, lang ist's her. Wind und Wetter hatten nur einen von ihnen leben lassen. Und nun stand der Baum mit dürrem Wipfel einseitig bewachsen und gab denen, die heraufkamen, seine Geschichte auf. So macht es der Häher: Hier oben hat er die Arve gepflanzt; drunten, wo der Mensch sie pflanzen wollte, hat er die Samen aus der Erde geholt.

Aber er pflanzt nicht so viele, als er frißt, und wenn erst die Arvennüsse wieder reif sind, ist der ganze Wald voll von Hähern, die von überallher zusammenkommen, und dann lassen sie keine Nuß am Baum, wenn man sich ihrer nicht erwehrt.

Auch sein Nest hat er auf der Zirbe sitzen, groß fast wie ein Krähennest, dort, wo der Baum am dichtesten ist. Man muß ihre Art kennen, um es zu finden. Im Frühjahr sind nur wenige Häher hier im Wald: die Nester sind zu zählen. Aber das oben in der Einzelzirbe weiß doch niemand. Es steht dicht am Stamm, nicht hoch und nicht tief, nach der Windseite; denn dort ist der Bewuchs kurz und dick und dicht, die Zweige struppig verflochten.

Dort von der dürren Spitze des Baumes schickt der Häher seinen rauhen Paarungsruf unaufhörlich zum Weibchen hinüber, das in seiner Nähe sitzt: körr, körr, körr! Zeitig im Frühjahr ist die Liebesunruhe über ihn gekommen. Noch ist der Schnee nicht alle fort und der Märzsturm unterwegs, die Wolken treiben in Fetzen am Himmel, und die Fichten sehen schwarz, und überdeutlich das Gebirge. Es ist unwirtliche Liebeszeit und seltsam, den Vogel da oben im Liebeseifer zu belauschen, wie er mit Schwanz und Flügeln zuckt und heiser schwätzt wie eine Elster. Rauh ist die Zeit, düster der Ort und unfreundlich der Sang dieser Liebe.

Aber bald ist der lehmige Unterbau fertig im Zirbendickicht, dünne Reiser der Bergföhre, weicher, fauliger Holzmulm vom gefallenen Baum herzu-

getragen und die Polsterung aus Grasstengeln, Moos und Flechten vollendet. Im Nest sitzt das hellere Weibchen auf dem ersten blaßgrünlichen Ei, schlägt mit den Flügeln und tut kindisch wie ein Junges, bis der Gatte es füttert. Über zwanzig Tagen betteln dann die wirklich Jungen, und die Alten schleppen ihnen herzu, was sie auftreiben können in so früher Jahreszeit, vertrocknete Beeren, alte Nüsse, den ersten Käfer, der sich sehen läßt, und die vorjährige Raupe, und bald ziehen die lichten Jungen mit den frisch vermauserten dunkeln Alten durch den Wald, ihren immer hungrigen Schnäbeln nach, holen die Regenwürmer aus der Erde und aus alten moderigen Baumstümpfen die Larven und Puppen der Prachtkäfer, schnappen nach Bienen und Wespen, räubern in den Nestern der Singvögel mit ernsthafter Miene und bringen sich so recht und schlecht durch den Sommer, zutraulich und ohne Arg gegen den Menschen, bis der Herbst sie lehrt, daß die Arvennüsse für den Verkauf und der Wald für den Menschen ist, und daß ihr Vertrauen Dummheit ist und sich bitter bezahlt.

Zur Systematik: Es kommen zwei oder drei Tannenhäher in Deutschland vor. Brutvogel ist der umstrittene Alpen-Tannenhäher, Nucifraga caryocatactes relicta Rchw., der in den bayrischen und österreichischen Alpen, den Karpathen, selten in deutschen Mittelgebirgen zuhause ist. Es soll sich vom 30 cm messenden Skandinavischen Tannenhäher, Nucifraga c. caryocatactes (L.), der in Skandinavien, den Ostseeprovinzen, Nordrußland und auch in Ostpreußen brütet, durch kleineren Tropfflecken auf dem Rücken und dunkleres Gesamtgefieder unterscheiden. Vorgenannte Formen werden aber oft unter letzterem wissenschaftlichen Name als Dickschnäblige Tannenhäher bezeichnet. Sicher unterschieden ist der als Herbst- und Wintergast uns oft besuchende Schlankschnäblige Tannenhäher, Nucifraga c. macrorhynchos Brehm. Er brütet in Sibirien, Nordchina, Korea. (Weitere Unterarten bewohnen Japan, Kamtschatka, Turkestan, den Himalaja.)

Soffel.

Der Eichelhäher / Von Hermann Löns

Es sitzt ein Vogel im Eichenbaum und gibt ein Potpourri zum besten. Er schwatzt und plaudert, als wäre er ein Pirol oder Würger, und dann schnalzt er wie eine Eichkatze, miaut wie ein Bussard, trompetet wie ein Kranich, ruft wie ein Buntspecht, pfeift wie ein Star und quietscht wie ein Wagenrad. Jetzt kreischt er laut und gellend auf und schwebt dahin wie ein riesengroßer, bunter Schmetterling.

Der Markward ist es, der Eichelhäher, der Schalksnarr und Irrwisch, Hans Dampf in allen Ecken, Bruder Immerlustig und Meister Wunderlich, der lustige Schwätzer, der fröhliche Spötter, der Hüpfer und Schlüpfer, Schweber und Flatterer, der Prahlhans und der Angstmeier, des Jägers Vergnügen, des Jägers Verdruß, Wildverkünder und Wildvergrämer, der Nestzerstörer und Eichenpflanzer, der alles kann, der alles sieht, alles kennt, der heute pfiffig und morgen dummdreist, eben vorlaut und frech und jetzt wieder heimlich und zage ist, der Vogel, dessen Stimme, dessen Benehmen ebenso voller Gegensätze ist wie sein Gefieder.

Wie fein, weich und zart ist das rötliche Grau seines Rumpfes. Wie herrlich ist der gelbliche, schwarz übertupfte Scheitel dazu gestimmt und das warme Braunrot der Flügeldecken. Wie toll aber stechen dagegen die leuchtend himmelblauen, schwarz und weiß gestriemten Achselklappen ab, die schwarzweißen Schwingen, die weißen Schwanzdeckfedern und der schwarze Schwanz. Eigentlich müßten diese harten Farben zu dem weichen Grundton des Gefieders nicht passen, aber den Eichelhäher kleiden sie; bei ihm sind sie ebenso zusammengestimmt wie in seinem Gesange die feinen und die groben Laute, wie in seinem Charakter die freundlichen und die häßlichen Züge.

Auf der blumigen Waldwiese sitzt ein halbes Dutzend Häher. Das schwatzt, das klatscht, hüpft und springt, tanzt hin und her, spreizt die Hollen, nickkoppt und dienert, schaut ernst drein, hopst albern in die Höhe, schnappt den fliegenden Käfer, streut die Erde des Maulwurfshaufens herum, stochert im Moose, scharrt im Grase, hämmert an einem Baumstumpfe, wetzt an einem Steine, quiekt, schnalzt, quarrt, schnarrt, ratscht und tratscht, miaut und flötet, daß der Jäger, der hinter der Eiche steht, vor Lachen kaum ruhig bleiben kann.

Ein gellendes Kreischen, das sich sechsmal wiederholt, und dahin stiebt das bunte Gelichter, hier, da und dort aus dem Dickicht weiterkreischend. Erstaunt sieht sich der Jäger um; er kann nichts erspähen. Aber das Kreischen dauert fort, ist bald hier, bald da in der Dickung, läßt nach, um betäubend

wieder zu beginnen, hört auf und erneut sich abermals, bis es als wildes Wutgekreische näherkommt. Und aus der Dickung schiebt sich ein spitzes Gesicht mit schwarzen Gehören, eine weiße Brust leuchtet, ein roter Leib schimmert, eine buschige Rute zuckt hin und her, und blank und breit steht auf der Wiese Meister Reineke. Langsam hebt der Jäger die Waffe hoch, ein leises Knicken ertönt, daß der Fuchs jäh den Kopf hochnimmt, aber da knallt es bereits, der Fuchs schlägt um, und wildes Angstgekreische der Häher erfüllt den Wald.

Am anderen Tage pirscht der Jäger einen raumen Stangenort ab. Vertraut schwebt ein Häher vor ihm her, quiekt und schwatzt ungestört, stochert hier im Fallaube, stöbert dort im Grase und taucht in der Dickung unter. Der Jäger bleibt in guter Deckung stehen, die Büchse schußfertig unter dem Arme; denn vor ihm schiebt sich ein roter Fleck durch das grüne Laub. Nicht weit vor dem Jäger schwebt ein Häher auf den Pirschsteig herab, sieht sich scheu um, als täte er unrecht, hackt hastig an dem Rande des Steiges die lehmige Erde los, reißt verrottete Würzelchen heraus, hackt wieder, sich immer ängstlich umsehend, zupft wieder Wurzeln, mit denen er sein Nest auskleiden will, schiebt sie sorgfältig mit dem Schnabel zusammen, daß es ein bequemes Bündel gibt, und will gerade damit abstreichen, als er den Jäger gewahrt. Die Wurzeln fallen lassen, hastig davonflattern und ein gellendes Warngekreische ausstoßen, das ist eins, und wütend sieht ihm der Jäger nach; denn der rote Fleck da hinten im Laube verschwindet mit jäher Bewegung und weist dabei das starke Gehörn.

Aber so ist der Häher; es ist kein Verlaß auf ihn. Heute meldet er dem Jäger den Fuchs, morgen vergrämt er ihm den Bock. Und so ist er in allem. Gewandt und sicher schwenkt er im Schwebefluge durch das enge Stangenholz, und jammervoll unbehilflich flattert er von Feldbusch zu Feldbusch, immer in Todesangst vor Habicht und Sperber. Er ist so schlau, so überschlau, aber wie der weltfremdeste Seidenschwanz steckt er seinen Dickkopf in die Pferdehaarschlinge der Dohne und endet auf elende Art. In gemeiner Weise verhöhnt und piesackt er den unglücklichen Waldkauz, und wehe dem Marder, den er bei Tage antrifft; nicht eher gibt er sich zufrieden, als bis der Schleicher sich in einem Loche verkrochen hat, und die Füchsin, die am Tage auf Raub auszieht, muß ohne Beute wieder in die Dickung; denn unaufhörlich lästernd und kreischend begleiten die Schreihälse sie und warnen alles Getier vor ihr.

In keiner Sache zeigt er festen Sinn. Heute baut er sein Nest in vierfacher Manneshöhe im engen Bestande, das nächstemal scheint es ihm richtiger zu sein, es fünf Fuß über dem Boden dicht am Fahrwege anzulegen. Steht das Nest heute in der Astgabel dicht am Stamme, so ist es ein anderes Mal in das äußerste Ende eines Zweiges gebaut. Das eine Mal ist es liederlich aus dürrem Laub zusammengestoppelt und oberflächlich mit Wurzeln ausgelegt, dann wieder ist es ein Meisterwerk aus feinen Zweigen und langen Moosranken und auf das sauberste mit den allerweichsten Würzelchen ausgepolstert, und während ein Nest breit, sparrig und flach ist, ist ein anderes mehr als halbkugelig, hübsch rund und mit einer tiefen Mulde versehen.

Einmal liegen vier Eier darin, ein anderes Mal neun, und wenn die einen denen einer Elster ähneln, so gleichen die anderen mehr denen von Zwergwasserhühnern.

Und nun erst seine Nahrung. Der Maikäfer ist ihm ebenso lieb, wie die Haselnuß ihm recht ist. Jetzt sucht er vorsichtig einen Zweig nach Schildläusen ab, dann schlingt er ein Dutzend Eicheln herunter, als habe er acht Tage gehungert. Aber da sieht er eine Blindschleiche. Schwupp, hat er sie beim Wickel, und da der dicke Kropf ihn hindert, so würgt er die Eicheln heraus, quält die Schleiche zu Tode, frißt ein Stückchen davon und will gerade fortfliegen, denn es gelüstet ihn nach Brombeeren, da fallen ihm wieder die Eicheln ein. Mitnehmen? Nein, dazu hat er keine Lust. Liegen lassen? Erst recht nicht. So buddelt er denn mit dem Schnabel ein Loch neben dem anderen, steckt in jedes eine Eichel und drückt die Löcher sauber mit dem Schnabel zu. Mitten in der Arbeit wird ihm die Sache aber langweilig, und er läßt die Hälfte der Eicheln liegen.

Acht Tage lang kann er sich von Kerbtieren nähren, plötzlich muß er zu dem Luderplatze, wo der Jäger die Kerne der Füchse und das Gescheide des Wildes hinlegt, und muß von dem stinkenden Aase fressen. Heute sitzt er fromm und bieder zehn Schritte von dem Buchfinkenneste, ohne sich darum zu kümmern, morgen hackt er die Eier entzwei, frißt etwas davon und reißt schließlich das Nest auseinander, um einige Büschel davon zum Bau des eigenen Nestes zu verwenden. Einmal rührt ihn das Piepsen der nackten Nestvögelchen gar nicht, obgleich es unmittelbar unter ihm ertönt, wogegen er ein anderes Mal so lange durch das Geäst schlüpft, bis er ein Nest findet. Dann setzt er sich dabei, besieht sich die Jungen, holt eins heraus, dreht es mit den Klauen auf dem Aste hin und her, hackt es tot, frißt es an, läßt es fallen, holt sich ein zweites, macht es geradeso damit, und dann auf einmal bekommt er Lust auf Wicklerraupen, dreht Blatt für Blatt um und sucht eine Stunde lang das winzige Gewürm, bis ihm auch das langweilig wird und er im Altlaube nach Käfern umherkratzt, um einige Augenblicke später wieder einem Schmetterling nachzujagen.

Er macht alles geradeso, wie es ihm in den Kopf kommt. Er ist kein Zugvogel, aber wenn es ihm paßt, dann verschwindet er auf Wochen aus seinem Walde. Er ist kein Standvogel, aber er kann bis in den Spätherbst am Platze bleiben, um dann, obgleich es anderswo auch nicht mehr zu fressen gibt als hier, plötzlich die Reisesucht zu bekommen. Nadelwald und Laubwald, ihm ist alles gleich. Am Rande des Moores gefällt es ihm ebensogut wie hoch oben im Gebirge, und ob er im Feldbusch wohnt oder in dem geschlossenen Forste, ob im jungen Holze oder im alten Bestande, das macht ihm wenig aus. In der dürren Kiefernheide geht es ihm ebensogut wie im üppigen Auwalde; denn er kann alles gebrauchen, Kerbtiere wie Waldbeeren, Baumfrüchte und Schnecken, Obst und Getreide, und findet er hier das eine nicht, so trifft er das andere an, und so kann er nie umkommen.

Darum vermehrt er sich auch überall; denn Habicht und Wanderfalke, seine schlimmsten Feinde, sind sparsam geworden und werden immer seltener,

und Marder und Kauz erwischen nur selten einen alten Häher und die Jungen auch nicht allzuoft. Und so trifft man ihn überall an, den bunten Schalksnarren, wo es Wald und Busch gibt, und freut sich über ihn; denn wenn er es auch ab und zu arg macht mit dem Plündern von Nestern und oft in den Saatkämpen der Förster allerlei Unfug anrichtet und erheblichen Schaden stiftet, er pflanzt doch manche Buche, manche Eiche, er verbreitet Haselnuß, Eberesche und Brombeere, er vertilgt allerlei Ungeziefer und erschwert dem Fuchs das Rauben, und schließlich: er ist so schön und so drollig und bringt so viel Leben in den stillen Wald, daß wir ihn dort nicht missen möchten.

Zur Systematik: Ungeheuer formenreich ist die europäisch-afrikanisch-asiatische Gattung Holzhäher, der unser Eichelhäher, Garrulus glandarius (L.), angehört. Der etwa 34 cm messende Vogel ist in zahllosen örtlichen Spielarten über Europa, Persien, Kleinasien, Palästina, Syrien, Sibirien, China, Japan, Korea, die Mandschurei, den Himalaya und Nordafrika verbreitet.

Erwähnt sei noch der elegante, 29 cm messende Unglückshäher (Gattung Keilschwanzhäher), Perisoreus infaustus (L.), des hohen Nordens von Europa. Seine Hauptfarbe ist ein oberseits fahles Graubraun, unterseits sattes Rostbraun; die dunkelgrauen Flügel zeigen einen rotbraunen Spiegel; der Oberkopf ist schwarzbraun. Lichter, grauer, langflügliger und langschwänziger kommt er in Sibirien bis zum Amur und auf Sachalin vor. Er bewohnt die nordischen Nadelwälder, klettert meisenähnlich, ist weniger scheu wie unser Häher und kommt in die Nähe der Häuser und Menschen. Brütet oft schon im März bei 20 und mehr Grad Kälte. 3—4 (5) Eier, die denen unserer Elster ähnlich sind.

Soffel.







Kurt Soffel phot. *Ascania nova (S.-Rußl.), Frühl. 1911.*

Schlankschnäbliger Tannenhäher.

Nucifraga caryocatactes macrorhynchos Brehm.



Dr. Bethge phot.

Weisser Hirsch bei Dresden, Dezember 1905.

Eichelhäher.



K. Soffel phot. *Bozen, Juli 1909.*

Junge Eichelhäher, auf Atzung wartend.
Garrulus glandarius glandarius (L.).



Stephainsky phot. *Tillowitz (O.-Schles.), April 1909.*

Eichelhäher.
Garrulus glandarius glandarius (L.).



M. Steckel phot. *Sofia, März 1910.*

Elstern beim fertigen Horst.
Pica pica pica (L.).



K. Soffel phot. *Siebeneich-Bozen, Juni 1908.*

Junge Elster.
Pica pica pica (L.).

Die Elster / Von Martin Braeß

Unter unsern Rabenvögeln gebührt der Elster, dem gleißenden Hexenvogel des Volkes, der Preis der Schönheit. Freilich Farbenreichtum, wie ihn Eisvogel, Mandelkrähe, Bienenfresser zeigen, fehlt dem Kleide der Elster; nur schwarz und weiß ist ihr Gewand.

Niedrig streicht dort eine über dem Boden dahin und schwingt sich dann auf einen Baum, wo sie sich im Gefieder nestelt und ihre Schwingen glättet und ölt. Da werden die breiten inneren Fahnen der großen Schwungfedern sichtbar, die in der Ruhelage von den schmalen Außensäumen verdeckt waren, und nun erscheint auch der Flügel schwarz und weiß.

Doch den herrlichsten Schmuck bildet der wunderbare Metallschimmer, der über den größten Teil des schwarzen Gefieders ausgegossen ist, so prächtig, daß er an manchen Stellen die Grundfarbe fast verdrängen will. Hals und Rücken erglänzen blau, die Flügel grün, die kleinen Schwungfedern dritter Ordnung goldig oder tiefblau oder spangrün. Und dann der lange, keilförmig geformte Schwanz! Bis zur Mitte schillern die Schwanzfedern blaugrün, dann bis nahe dem Ende schön goldig; nun folgt ein schmaler violetter Querstreifen, und an diesen schließt sich die stahlblaue Spitze. Schon die Gestalt des zugespitzten Schwanzes gereicht dem Vogel zu einem auffallenden Schmuck; gleich einer Schleppe zieht er ihn bei seinem langsamen, unsicheren Flug nach sich durch die Luft — das beste Erkennungszeichen der Elster auf weite Entfernung.

Schrittweise, mitunter von einem Sprung unterbrochen, stolziert jetzt die Elster über die Schneefläche, hoch trägt sie dabei den Schwanz und wippt beständig mit ihm. Plötzlich hat sie am Boden ein dunkles Etwas erspäht — vielleicht ist's ein genießbarer Bissen; hüpfend rennt sie drauf zu, die lange Schleppe weit nach hinten gestreckt. Jetzt halt! der Schnabel hackt emsig, und senkrecht schnellt der Schwanz in die Höhe. Bald ist die Beute zerteilt; die einzelnen Stücke werden hastig hinuntergeschluckt, und nun setzt sich der Vogel wieder auf einen Ast, der Ruhe zu pflegen. Nachlässig hält er die Flügel, schlaff hängt der Keilschwanz herab. Aber da kommt eine schwarze Krähe herbei; sofort stelzt die Elster den Schwanz in die Höhe, bläht das Gefieder, schreit heftig und stößt auf den Ruhestörer von links und von rechts, von oben, von vorn. Doch die Krähe hackt auch mit ihrem kräftigen Schnabel; ein wohlgezielter Hieb nach dem Kopf, und laut kreischend flüchtet die Elster, so schnell die kurzen, abgerundeten Flügel sie tragen, über die Felder nach dem Rande des Waldes, in dessen Dunkel sie dem Auge des Feindes entschwindet.

Im zeitigen Frühjahr beginnt auch die Elster mit ihrem Gesang; denn so ganz ohne die edle Gabe Apolls ist unsre „Schackelster" nicht: ein gemüt-

liches Plaudern ist's, ein munteres Geschwätz, das sie in der Nähe des Nestes hören läßt, am anhaltendsten in den Flitterwochen der jungen Ehe. Auch einige pfeifende Töne schaltet sie ein, die nicht ohne Wohlklang sind, und das Weibchen, das äußerlich dem Männchen vollständig gleicht, versteht sich auf diese Kunst ebenso gut wie sein Herr und Gebieter. Meist scheint es eine Art Selbstgespräch zu sein, das sie führen. Nachlässig sitzen sie dabei auf einem Ast; der Schwanz hängt herab, doch zuckt er immer ein wenig, als wollte er zu dem halblauten Geschwätz den Takt schlagen. Auch wenn mehrere Männchen um die Braut werben, tragen sie ihren Gesang vor, aber lebhafter jetzt, oft unterbrochen von lautem „Schackschack". Kräftig schlägt der Schwanz auf und ab; die Flügel ein wenig gelüftet, die Brust tief geneigt, so trippeln die Freier unruhig auf dem Ast umher oder hüpfen von einem Zweig zum andern, und nicht selten endet das Liebesspiel mit blutiger Rauferei, daß die Federn stieben.

Nicht übel versteht es die Elster, ihrem plaudernden Gesang auch fremde Laute beizufügen, ohne freilich in dieser Kunstfertigkeit ihren Verwandten, Meister Markolf, zu erreichen, zumal sie meistens nur solche Naturlaute wiedergibt, die sich nicht gerade durch Wohllaut auszeichnen, wie das Gackern der Hühner, das Knarren des Hoftors oder das Quietschen der Wetterfahne.

Das Volk macht sich lustig über den gefangenen Vogel, der Worte nachplappern lernt — „schwatzhaft, wie eine Elster" ist eine vielgebrauchte Redensart —; die Fabel läßt sie mit der Nachtigall wettsingen zum Ergötzen aller Tiere des Waldes; die Mythe berichtet, die E. sei der einzige Vogel gewesen, der beim Verscheiden Christi nicht getrauert, sondern gehöhnt und gelacht habe, und zur Strafe müsse sie nun zeitlebens ihr unschönes Lachen hören lassen; das Märchen verspottet den Rabenvogel: „Frau Elster, hat sie Plapperwasser getrunken?", und der volkstümliche Kalendermann und Wettermacher sieht in ihrem Schwatzen und Schackern eine gute Vorbedeutung: Wenn die Elstern viel lachen und gackern und nicht aufhören, sich Komplimente zu machen, dann darf man auf anhaltend schönes Wetter rechnen.

Die Elster ist ein ausgesprochener Standvogel; die Kälte des Winters ficht sie nicht an. Deshalb beschäftigt sie sich nicht selten schon im Februar mit dem Nestbau. Am liebsten wählt sie hierzu den Wipfel eines recht hohen Baumes, eine Pappel, Kiefer, Birke oder eine Erle am Rande des Baches. Geschlossene Waldbestände meidet die Elster; denn ein eigentlicher Waldvogel ist sie nicht. Die Nähe einzelner Gehöfte, die Umgebung von Dörfern und ackerbautreibenden Landstädtchen, besonders wo Wiesen und Felder mit kleinen Feldgehölzen und Obstgärten wechseln, ist ihr der liebste Aufenthalt. Dabei bleibt sie, wenigstens in Mitteleuropa, im allgemeinen den höheren Gebirgslagen fern, während sie doch vor dem kältesten Norden nicht zurückschreckt.

Nur die frühen Morgenstunden verwendet die Elster zur Herstellung ihres Horstes, und so kommt es, daß gewöhnlich der Bau ziemlich fertig ist, ehe ihn jemand bemerkt hat. Dünne Reiser, Dornen, Würzelchen tragen die geschäftigen Vögel zusammen, verflechten alles sorgfältig mit den Zweigen des Nistbaums und bilden so zunächst die äußere Wand des immer ziemlich

tiefen Napfes. Innen wird er mit Erde oder Kot ausgeklebt, bisweilen sind auch Steinchen mit eingefügt, und über diese Schicht wird eine weiche Lage zarter Würzelchen und Tierhaare ausgebreitet. Von oben schützt der Vogel das Nest durch eine Art Haube oder Helm, indem er sperrige Reiser und Dornen dem Nestrande so einfügt, daß sie hoch vorstehen und weit über das Nest greifen, eine Wölbung bildend, oft so vollkommen, daß nur ein seitlicher Eingang frei bleibt. Es finden sich aber auch Elsternester, denen diese Schutzhaube fehlt. Gern werden alte Horste wieder benutzt; die schadhaften Stellen sind bald ausgebessert, man spart so Mühe und Zeit. Freilich, manchmal will's scheinen, als ob es die brutlustigen Vögel nicht eilig hätten; denn nicht selten beginnen sie an mehreren Stellen zu gleicher Zeit einen Bau. Vielleicht ist's ein junges Pärchen, das zum erstenmal brütet; unschlüssig in der Wahl des Nistbaums, versuchen's die Vögel dann bald hier und bald dort, oder es handelt sich nur um eine lustige Spielerei.

Sechs bis acht Eier legt das Weibchen; sie sind von grünlicher oder gelblicher Grundfarbe, über und über mit braunen Punkten und Flecken bestreut. Schon Ende März kann alles besorgt sein; manchmal verzögert sich aber das Geschäft auch bis Ende April. Außerordentlich fest sitzt das Weibchen auf dem Gelege; man kann heftig gegen den Stamm schlagen, es läßt sich nicht stören. Selbst ein Schrotschuß wird die Alte unter Umständen nicht von ihrer Pflicht abhalten; ruhig brütet sie weiter, auch wenn die Ladung ins Genist eindringt, wo sie infolge der festen Unterlage gewöhnlich keinen Schaden anrichtet, zumal der Horst in den meisten Fällen sehr hoch steht.

Man kann der Elster auch ein fremdes Ei unterschieben, sie wird nicht vergrämt, und die Bauernburschen machen sich deshalb bisweilen den Spaß, ein Zwerghuhnei dem Rabenvogel anzuvertrauen und dann das Pflegekind rechtzeitig dem Nest zu entnehmen, um es seiner natürlichen Mutter zuzuführen. Solche von Elstern ausgebrütete Hühnchen oder Hähnchen, so geht die Rede, erhalten von ihren Pflegeeltern ein wildes, ungebärdiges Wesen als Angebinde mit auf den Lebensweg; sie sind bissig, bösartig und unverträglich nach der Ansicht unserer Landleute.

Drei Wochen währt es, ehe die Jungen den Eiern entschlüpfen. Mit Kerbtieren, Würmern, Schnecken u. dergl. werden die Nimmersatten in den ersten Tagen gefüttert; später aber bekommen sie auch festere Fleischnahrung. Alle Bäume und Sträucher in den Feldgehölzen und Obstgärten werden nach Vogelnestern durchsucht. Gierig zerrt der langschwänzige Vogel das hilflose Junge aus dem Nest und stopft es seiner Brut in den Rachen, nicht anders, als ob es ein Engerling wäre. Wo eine Elster sich sehen läßt, da zetern die Kleinvögel; sie kennen den Feind, der es viel schlimmer treibt als der Häher. Zumal wenn die Jungvögel flügge sind und nun unter der Leitung der Alten an den Plünderungszügen teilnehmen, dann bleiben, im Umkreis von einer Wegstunde etwa, nur die verstecktesten Nester verschont. So unfertig die jungen Elstern auch aussehen, die Räubereien lernen sie bald, und eine Grasmücke, ein Finkenpärchen jagt ihnen nur in den ersten Wochen durch sein Gezeter Schrecken und Furcht ein. Vor alten

Elstern aber sind selbst Jungstare im Kobel und andere Höhlenbrüter nicht sicher.

Die Elster verschmäht keinen Bissen, dessen sie habhaft werden, sie verschont kein Tier, das sie bewältigen kann. Wieviele Trauerspiele mögen sich Jahr um Jahr an den Nestern der Grasmücken, der Finken, Goldammern, Drosseln abspielen, wieviele junge Rebhühner und Fasanen mögen ihr Ende im Magen der Nimmersatte finden! Winters stößt die Elster bisweilen auf eine Sperlings- oder Goldammerschar, die an der Landstraße im Pferdekot eifrig nach Körnern sucht, und wenn auch häufig der Angriff fehlgeht, manchmal hat der Räuber doch Erfolg und kröpft den Ergriffenen an Ort und Stelle. Selbst das zahme Federvieh ist vor der Gier der Elster nicht sicher; junge Hühner oder Enten greift sie an; ja, wo sie sich sicher fühlt, holt sie aus den Schlägen die jungen Tauben heraus, und der Geflügelfreund hat allen Grund, selbst der gezähmten Elster nicht zu trauen. Mit Recht beschuldigt man den schönen Galgenvogel auch des Fisch- und Krebsdiebstahls, und daß er die Fleischbänke nicht aus dem Auge läßt und sich bei jedem Aas einfindet, das weiß namentlich der Bewohner des Morgenlands. Zwar geht die Elster nicht selten auch auf die Mäusejagd; ja, sie lauert den kleinen Nagern ganz weidgerecht auf wie der Jäger dem Karnickel, indem sie ihn zu packen sucht, wenn er seine Wohnung verläßt; aber dieser Nutzen wiegt die Schädlichkeit des Räubers nicht auf. Dazu kommt, daß auch der Obstzüchter, dem sie Kirschen, Birnen u. dergl. stiehlt, die Elster verklagt.

Schrittweise geht die Elster gleich dem Raben, nur bisweilen macht sie einen Sprung wie die Krähe, und wenn der etwas wackelnde Gang zierlicher erscheint, als er in Wirklichkeit ist, so hat sie's nur dem langen Schwanz zu verdanken, den sie wippend bewegt, wie Bachstelze und Rotschwänzchen. Der Flug ist noch schwerfälliger als der ihrer Verwandten; wegen der sehr kurzen Schwingen erfordert er häufige Flügelschläge. Schon bei mäßig starkem Winde wird er unsicher und fördert nur wenig; deshalb vermeidet es die Elster, weite Strecken zu überfliegen, zumal sie die Raubvögel fürchtet.

Wie fast alle Mitglieder der Rabensippe, lieben auch die Elstern Geselligkeit; doch finden sie sich meist nur in kleineren Trupps zusammen, nicht in solchen Massen wie Raben-, Nebelkrähen und Dohlen. Sehr gern mischen sie sich unter die Krähenschwärme, obgleich sie mit ihren schwarzen Vettern auch manchen Strauß ausfechten; ebenso sind sie mit Eichelhähern gut Freund, wenigstens zeitweise. Unter den Menschen wissen die schlauen Elstern Feind und Freund zu unterscheiden. Wo sie nichts zu fürchten haben, da siedeln sie sich in großen Mengen an; selbst die belebtesten Ortschaften beherbergen dann ganze Scharen. In vielen Städten des Orients, z. B. schon in Bosniens Hauptstadt, gehört die Elster zu den häufigsten Erscheinungen des Straßenlebens. Kein Dachfirst, auf welchem nicht ein paar sitzen; in ungezählten Scharen beleben sie die hohen italienischen Pappeln am Ufer der Miljacka. Am Rande des Mostarsko Blato wimmelt es von Elstern; selbst auf den Kalkhöhen der Herzegowina sind sie keine seltene Erscheinung. In der Türkei beherbergt wohl jede Ortschaft eine große Menge; denn die Moslems

scheuen sich, dem Vogel ein Leids anzutun, und dank der türkischen Wirtschaft findet die Elster selbst auf den belebtesten Straßen ihr täglich Brot gleich den herrenlosen Hunden, mit denen sie sich oft um einen Bissen zankt. Wo man aber die Elster verfolgt, da wird sie sehr bald gewitzigt. Den Jäger weiß sie recht gut von einem harmlosen Menschen zu unterscheiden, und es ist schwierig, ihr beizukommen; nicht einmal am Neste läßt sie sich leicht erbeuten. Am sichersten schießt man sie aus der Krähenhütte, wo sie die Wut gegen den Uhu alle Vorsicht vergessen läßt, oder der Jäger beschleicht sie an mondhellen Abenden bei ihrer Schlafstelle, die sie im Obstgarten oder am Waldesrand aufschlägt. Dank den Nachstellungen, die der räuberische Vogel verdient, ist der Bestand der Elstern, in Mitteldeutschland wenigstens, seit einem halben Jahrhundert bedeutend zurückgegangen, obwohl auch ihre gefürchtetsten Feinde, die größeren Raubvögel, an erster Stelle der Hühnerhabicht, in neuerer Zeit stark gezehntet worden sind. Den schönen Vogel aber völlig auszurotten, wäre ein Frevel an der Natur.

In Deutschland findet sich die Elster fast überall, vom Fuß der Alpenkette an bis zu den Küsten der Nord- und Ostsee; freilich tritt sie in den einzelnen Gegenden in recht verschiedener Anzahl auf; ja mancherorts ist sie geradezu eine Seltenheit, wie z. B. in der „preußischen Wüste". Auch alle übrigen Länder Europas hat sich die Elster zum Wohnort erwählt; auf Kreta und Cypern, auf Sizilien und in Spanien ist sie ebenso zu Hause wie in Schweden und Norwegen, wo sie noch an Skandinaviens Nordkap brütet. Die sibirische Kälte hält sie nicht zurück; bei Archangel, an der unteren Petschora, an der Obmündung, auf Kamtschatka, im ganzen mittleren Sibirien, überall ist sie verbreitet. Andererseits überschreitet sie in Asien sogar die Tropengrenze, wie sie auch im nordwestlichen Afrika eine bekannte Erscheinung ist. Nordamerika besitzt gleichfalls den Allerweltsvogel, und wenn auch die jenseits des Ozeans lebende Form, ebenso die maurische und die sibirische Elster, an Größe und Farbenverteilung etwas von unsrer „Atzel" abweicht, so sind diese Unterschiede doch nur gering.

Ein Hexentier ist die Elster unserm deutschen Volke, und diesem Umstande verdankt sie bald besonderen Schutz, bald schonungslose Verfolgung seitens des abergläubischen Menschen. Gern nehmen Hexen die Gestalt von Elstern an — „Schäter-" oder „Schätterhex" höhnt der Volksmund den Vogel —, auch benutzen die Hexen neben Ofen- und Heugabeln, Deichseln, Butterfässern, Löffeln u. dergl. Elsterschwänze bei ihrem Ritt in der Walpurgisnacht. Wenn man unter dem Nest einer Elster in den Baum ein Kreuz schneidet, das Symbol des Christentums, so verläßt der Vogel seine Brutstätte; denn damit hat man die Hexe vertrieben. Auch durch den Zuruf: „Elster, Elster, weiß und schwarz, wenn du eine Hexe bist, so flieg auf deinen Platz!" d. h. flieg weg von hier, vereitelt man ihre bösen Absichten. Mit diesem Glauben an die dämonische Natur der Elster hängt der Gebrauch zusammen, eine Elster mit ausgebreiteten Flügeln an die Tür des Viehstalls zu nageln, um dessen Bewohner vor Zauber zu schützen, wie man's ja leider auch mit Eulen und Fledermäusen tut. Das gekreuzigte Hexentier

soll die Gespenster abschrecken, indem es ihnen meldet, wie unsanft der Hofbesitzer solch Gelichter behandelt, das sich seinem Besitz nähert.

Unter solchen Umständen ist die Elster dem abergläubischen Menschen eine Unglücksbotin; Zank und Streit, Krieg, Tod und Leichenbegängnis verkündet ihr Schrei. Wehe dem Haus, auf dessen Dach eine Elster sich niederläßt! Läuft sie einem aber gar über den Weg, so ist es besser, umzukehren. Vielfach gilt es als ein frevelhaftes Herausfordern des Schicksals, eine Elster zu schießen oder ihr Nest zu zerstören, und nur dann ist's keine Sünde, den Hexenvogel zu töten, wenn man seiner zur Heilung von Krankheit bedarf.

In der alten Materia medica spukt die Elster vielfach umher. So leistete „gebrannte" Elster unter anderm bei Augenkrankheiten vortreffliche Dienste. Der Vogel muß ja ein ganz besonderes Auge haben, so sagten sich wohl die alten Medici, da er so lüstern auf blitzende Gegenstände ist, daß er nicht selten zum Dieb wird — in einem einzigen Elsternhorst fand man einmal siebenundzwanzig blanke Knöpfe, fünfzehn farbige Glasscherben, viele glänzende Steine, acht Münzen, ein Trompetenmundstück und eine Brille. Bekannt ist noch heute beim Volk die gebrannte und zu Pulver gestoßene Elster als unfehlbares Mittel gegen die „fallende Sucht". Heute noch wird die gebrannte Elster als sogenanntes „Diakonissenpulver" weithin unter der Hand empfohlen.

Zur Systematik: Von den acht Arten der Gattung, die Europa, Asien, Nordafrika und Nordamerika bewohnen, ist nur eine, unsere bis 48 cm messende Elster, Pica pica (L.), deutscher Brutvogel. Über ihre Verbreitung ist vorstehend schon das Nötige gesagt.

Noch kommt in Europa vor die Spanische Blauelster, Cyanopica cyanus cooki Bp. der Pyrenäenhalbinsel (der Typ bewohnt Ostsibirien bis Korea, Japan; eine Unterart China). Der im Habitus unserer Elster ähnliche Vogel ist ausgezeichnet durch seidenweiches Gefieder, das auf Kopf und Nacken schwarz, auf Rücken, Mantel und Unterseite braungrau, an Kehle und Wangen grauweiß gefärbt ist. Schwanz und Flügel sind licht blaugrau. Der Vogel erreicht eine Länge von etwa 36 cm und ist ein geselliger Bewohner immergrüner Eichenwälder. Im Betragen an Elster und Häher erinnernd. Anfang Mai liegen 5—9 Eier im Horst, der auf einer Unterlage von Reisern aus zartem und weichem Material errichtet wird. Soffel.

Die Dohle / Von Else Soffel

Die kleine Stadt hat einen Kirchturm so spitz und hoch, daß er zum Wahrzeichen der ganzen Umgegend geworden ist und in einem gewissen Sinne zum Maßstab, an dem die Leute Menschen und Dinge messen.

Denn es war, soweit die Spitze des Kirchturms schaute, das Land im Umkreise gut lutherisch und gehörte zum Gebiet der einstigen freien Reichsstadt, die im Dreißigjährigen Kriege und früher, zu Zeiten der Reformation, auch durch Pflege edler Künste schon im Mittelalter sich hervorgetan.... Da aber die A.linger einen kräftigen Stolz und eine ebenso kräftige Einbildung hinter ihren knotigen Stirnen hegten, so achteten sie alles gering, was nicht in den Augenbereich der Kirchturmspitze von A. und somit nicht in ihre kirchliche und politische Gemeinschaft gehörte.

Und diesen Geist der Ablehnung gegen alles von „draußen" teilten sogar die Dohlen, die auf viele Meilen im Umkreis einzig und allein den Kirchturm von A. bewohnten.

Daß sie somit dem Wahrzeichen der Stadt als Attribut auf ewige Zeiten einverleibt wurden und den Bewohnern als heilig galten, braucht nicht erst gesagt zu sein.

Das zeigte sich jedesmal dann, wenn im Stadtrat alle zehn Jahre die Frage aufgeworfen wurde, ob gegen die Kirchdohlen wegen allzu gröblicher Beschmutzung sowohl des Turmes selbst wie der Fenster und der Turmzierate nicht doch am Ende vorzugehen sei?

Worauf nach erst bedenklichem Köpfewiegen, dann unwilligem Köpfeschütteln regelmäßig einer der Stadtväter sich erhob und einem wohllöblichen Rat gehorsamst und submissest zu erinnern gab, daß ebengenannte Vögel gleichsam ein Wahrzeichen der Stadt und aus Gründen der Stadtehre zu schützen seien.

(Denn wie hätten es die A.linger ertragen sollen, daß die Dohlen, ihre der Stadt gehörigen, sozusagen lutherischen und einstmals reichsfreien Turmdohlen künftig etwa in B.lingen bauten?)

Worauf ein hochwohllöblicher Bürgermeister, froh, die unbequeme Frage los zu sein, und zufrieden nach getaner Pflicht ohne weiteres zur Tagesordnung überging.

Die Dohlen also flogen aus und ein, beschmutzten Fenster und Zierate nach wie vor, so daß sich weiße Straßen den Turm herabzogen, und machten sich auch sonst nützlich, indem sie den und jenen glänzenden Gegenstand, der ihnen gefiel, aus den offenen Fenstern holten, ohne Unterschied, ob er einer Dienstmagd gehörte oder der hochwohllöblichen Frau Bürgermeisterin selbst.

* * *

Knapp am Waldrand führt ein schmaler, brauner Pfad. Er führt zwischen Laubwald und Wiese bis zu einem dunkeln Fleckchen Heide, über dem breitästige Fichten zu einem schwarzen Hain zusammenstehen.

Wenn man an den alten Buchen vorübergeht, die gleich nach den letzten Häusern den Waldrand säumen, hört man es oft in den Bäumen aufrauschen von vielen Vögeln, und ist man ein Stück weiter, so daß man rückwärts den Weg überschauen kann, so kreist die schwarze Schar über den Laubkronen, und ihr gutmütiges „daah, daah" — die zweite Silbe etwas tiefer als die erste — klingt herunter.

Besonders des Abends, wenn die Sonne golden hinter dem Wald steht und die Luft kühl und alle Farben reiner sind, ist es ein unterhaltender Anblick, zuzusehen, wie sie fallen und steigen, sich flatternd im Kreise drehen, bevor sie auf einem Ast fußen, oder rasch und gewandt ein Stück geradeaus fliegen, und ihren Ruf, den sie immer dazwischen hören lassen, hört man gern. Er ist nicht rauh und heiser wie der der Krähe, der recht zum kahlen Winter paßt: er geht ganz gut zum hellen Grün und zu den uralten Buchen, es ist etwas Freundliches und Gemütliches darin.

Anfangs, solange die Kolonie weniger bekannt war — die Dohlen sind noch nicht lange dort —, waren sie wenig scheu. Sie flogen bis zur Dorfstraße vor, stiegen da neugierig und dreist umher und nahmen sich Baumaterialien für ihre Nester mit, wo sie welche fanden.

Aber seitdem Klaus Hinrichs entdeckt hatte, daß sie in den hohlen Buchen am Weg nisteten, waren er und die Schuljugend hinterher; und wenn sich's an den glatten, dicken Buchenstämmen noch so schwer in die Höhe kletterte, sie brachten es zuwege und holten sich die Jungen aus den Höhlen oder auch einen alten Vogel, dem sie die Flügel beschnitten, auf den Hof. Eine Zeitlang war es richtig Mode im Dorf, eine Dohle bei Haus zu haben. Dann ging das wieder vorbei, wie jede Mode, die im Dorf ausgekommen war.

Aber die Dohlen waren vorsichtig dabei geworden und kamen nicht mehr. Ihre klugen, schwarzen Köpfe waren zu dem Schluß gekommen, daß man den Menschen da trauen dürfe, wo sie eng in hohen Steinbauten beisammen saßen, aber nicht da, wo sie weit auseinander wohnen und viel Grün zwischen den niedrigen Hütten ist. So hatte ihre Erfahrung sie gelehrt, denn sie waren weit von der Stadt hierher geflogen, nachdem ein Brand ihre Brutstätten zerstört und sie selbst vertrieben hatte.

Nun waren die Jungen, die übriggeblieben waren, schon halbwegs groß und saßen tagsüber auf dem Nestrand, von wo aus sie die Alten unaufhörlich anbettelten, auch als sie eigentlich längst selber fressen konnten. Eine ruppige Gesellschaft, rauh und glanzlos im Gefieder, mit hellblauen Augen und immer frechen Schnäbeln, saßen sie da oben in den Buchen und machten weise Gesichter, bis die Alten kamen und ihnen zutrugen, was sie auf dem Feld oder im Acker, im Obstgarten oder im Walde erbeutet hatten: den Heuschreck mit dicken Schenkeln, den Engerling, der gegen seinen Willen an die Erdoberfläche mußte, eine saftige Kirsche oder die diesjährige Maus, zart und seidenweich im Pelz. Eines wie das andere wird hinabgeschluckt,

ohne Wahl; und die Eltern können abfliegen und weiter sehen, was sie den vier Schnappsäcken zunächst bringen wollen. Gleich kam ihnen ein flügger Zaunkönig in den Weg, der eben in die wilde Rosenhecke wollte; an dem zerrten sie erst eine Weile zu zweit, bis ihn das Männchen verzehrte, und als es dann gleich darauf, auf einem niedrigen Buchenast sitzend, direkt in ein Grasmückennest hineinsah, in dem noch Eier lagen, flog es hinab und besah sich die aus der Nähe, legte den Schnabel erst flach daran, blinzelte aus den weißen Augen und pickte sie dann auf. Dann suchten sie wieder Schnecken am Wiesenrande und auf dem Waldweg und brachten die den Jungen, saßen eine Weile und ordneten das schwarze, schillernde Gefieder, lüfteten zuckend die Flügel und stießen mit halboffenem Schnabel ein helles „jäck“ dazwischen aus, das im Vergleich zu dem lauten „da ah“ und dem krächzenden „kräh“ klang wie ein Selbstgespräch. Dabei saßen sie auf den Fersen, machten das Federkleid dick, öffneten weit den Schnabel und schüttelten sich. Saßen wieder still mit kurz eingezogenem Hals, den Schnabel auf den gesträubten Brustfedern, und äugten blinzelnd umher.

Das ist der Mittag. Draußen liegt die Sonne grell auf den Wiesen.

Die Jungen schlummern, die kurzen Flügel breit der Sonne geöffnet, den Kopf nach vorn gelegt, daß die gesträubten Nackenfedern den häutigen Hals frei lassen, den Schnabel leicht geöffnet, als tränken sie die Hitzewelle, die hin und wieder dick hereinstreicht von draußen und ein paar Mücken vom Bach mitbringt, nach denen das helle Auge der Alten geht, ohne daß sie ihre Stellung verändern.

Als der Nachmittag vorrückt, wird das Weibchen als erstes munter. Es rückt den Ast hinauf, auf dem es sitzt, indem es erst den einen, dann den andern der bleigrauen Füße hebt, langt hinüber nach dem Gatten, zupft ein abstehendes Federchen aus seinem Gewand und sieht mit weit vorgebeugtem Kopf nach, wie es langsam heruntertreibt. Zieht den Fuß durch den geöffneten Flügel mit leisem Gekrabel, schlägt dann mit beiden Flügeln, laut rufend „da ah“, und spaziert endlich wackelnd den breiten Buchenast entlang, wobei es eine Körperseite der andern nachschiebt. Endlich ermuntert sich der Gatte. Die Jungen krächzen nach Futter.

Gegen Abend fliegen sie das letztemal hinaus, um Atzung einzunehmen, und kehren erst spät unter den Krähen zurück, um mit lautem Rufen und Geschrei den Schlafbaum zu umkreisen, bis die Sonne hinunter ist und alles, was ehrlich ist und den Tag liebt, schläft.

* * *

Der Sommer geht hin, der Oktober ist schon da, und die Dohlen sind noch immer im Land. Die Jungen fliegen längst mit den Alten und wissen überall Bescheid, im Wald und auf den Feldern — sie kennen ihren schlimmsten Feind, den Menschen, und fliegen mit und schreien, wenn die Alten gegen die Raubvögel angehen im dichten Schwarm, und wenn es ihnen im strengen Winter nicht paßt in der Heide, so finden sie auch den Weg nach dem Süden zu den schwärzeren Verwandten und übers Meer nach Afrika.

Niemand hat ihnen ja die Flügel beschnitten wie den Jungen, die im Frühling aus den Buchenhöhlen ausgenommen waren und nun vergessen auf den Höfen umherliefen, weil sie aus der Mode gekommen waren bei der Schuljugend. Jugend ist grausam und vergeßlich und viel zu glücklich, um sich an ein Tier zu hängen; das tun nur alte Leute und Unglückliche, wie Klaas einer war, der allein mit einer Dohle, die er sich aufgezogen, das letzte Häuschen im Dorf bewohnte. Den großen und den kleinen Klaas nannten die Leute die beiden.

Klaas, der große, war nicht „recht im Kopf"; er glaubte, die Menschen stellten ihm nach, und ließ deshalb keinen in sein Haus, aber mit den Tieren hielt er's. Auf die ist Verlaß, pflegte er zu sagen, als er noch hin und wieder mit seinesgleichen sprach. Jetzt tat er auch das nicht mehr.

Er saß die langen Winterabende und sprach tolles Zeug, und Klaas, der kleine, saß hinter ihm auf der Stuhllehne, den Hals eingezogen, und krackelte, ebenfalls tolles Zeug. Oder er zupfte seinem Herrn das weiße Haar, um zu erinnern, daß er auch noch da sei.

Wurde aber der Alte dösig, saß mit blöden Augen und offenem Mund, aus dem der Speichel tropfte, dann sah der kleine Klaas erst neugierig hin von der Schulter, auf der er saß, und sättigte sich dann auf seine Weise daran. Wie oft hatte er seinem Herrn vom Mund gefressen!

Der arme kleine Klaas, er mochte spüren, daß es schlimm stand; hatten sie doch beide seit gestern nichts im Magen! Vergeblich hatte er auf den Ruf zur Mahlzeit gewartet, dem er seit Jahren zu folgen gewohnt war. Als er sich schließlich durch die Türspalte drängte, denn draußen fand er nichts, saß sein Herr immer noch, wo er gestern gesessen hatte. Klaas fand ein paar alte Brotkrumen auf der Anrichte, neben ein paar Tropfen verschütteter Milch, die er mit seitlich daran gelegtem Schnabel auffog; dann setzte er sich hinter seinen Herrn. Es wurde dämmerig. Wintertage sind kurz, und die beiden schliefen ein. Ein Windstoß, der durch den Kamin herabkam, drückte die Tür zu.

Andern Tags war es das gleiche. Der Alte saß und gab nur hin und wieder einen blöden Laut von sich. Klaas machte Lärm, schlug mit den Flügeln, lief im Zimmer umher, untersuchte die Tür, die er verschlossen fand, die Anrichte, flog auf den Tisch, warf Blechtassen und Teller hinunter, die noch dastanden. Der Hunger quälte ihn. Schließlich wurde er matt und setzte sich wieder auf die Stuhllehne. Es war so still. Klaas versuchte seinen Herrn durch Liebkosungen zu wecken, rief und lockte. Als das alles nicht half, sagte er: „Aber Klaas!" Es waren die einzigen Worte, die er sprach, und sie klangen merkwürdig in die Stille.

Am nächsten Tage kam der Pastor, um nach dem großen Klaas zu sehen, und brachte den Vorsteher mit. Es war doch aufgefallen, daß er seit drei Tagen nicht mehr im Dorf gewesen war, um sein bißchen Vorrat zu holen.

„Er muß schon seit dieser Nacht tot sein," sagte der Vorsteher, „er ist ganz und gar kalt." Dann nahm er den Vogel auf, der vor Schwäche von der

Stuhllehne gefallen war. „Die taugt auch nicht mehr," sagte er und warf ihn für tot aus dem Fenster.

Der Pastor hatte flüchtig nach dem Vogel gesehen; es war ihm dabei einen Moment lang etwas wie eine Erinnerung durch den Kopf gegangen. Aber der Tote nahm seine Gedanken augenblicklich wieder in Anspruch, und er dachte nicht mehr daran. Als er bald darauf mit dem Vorsteher aus dem Hause trat, lag die Dohle am schneefreien Fuß einer alten Eiche vor der Tür, und es fiel ihm auf, wie hell sich der lichtgraue Unterleib, die weißen Kopfseiten vom glänzenden Schwarz des übrigen Körpers abhoben. Da wußte er, daß sie ihn an seine Heimat erinnert hatte, an das Land der Balten, wo er seine Kindheit verbracht. Dort waren die Dohlen lichter als hier im Westen, das wußte er genau; er hatte selbst als Knabe eine besessen, jahrelang. Er seufzte und sah in das harte Gesicht des Mannes neben ihm. Manchmal wollte ihm scheinen, als seien auch die Menschen dort lichter gewesen, lichter und weicher — —. Aber das war wohl verlorener Kindheit Zauber, der ihn trog.

Zur Systematik: In mehreren Unterarten brütet die Dohle in ganz Europa, Nordalgier (Constantine) und weiten Gebieten Asiens (südlich bis Indien). In Mitteleuropa kennen wir zwei Formen: 1. Die Westeuropäische Dohle, Coloeus monedula spermologus (Vieill.), die nordwärts bis Dänemark, ostwärts bis ins westliche Rußland geht; sie kommt auch bei Tanger (Marokko) vor. Sie ist deutscher Brutvogel. 2. Die Osteuropäische Dohle, Coloeus monedula soemmeringii (Fisch.), die das europäische Rußland, die Balkanhalbinsel, den Kaukasus, Mesopotamien, Persien bis Turkestan, Afghanistan, Kaschmir bewohnt und im Winter sogar im nordwestlichen Punjab (Indien) gefunden wird. Sie unterscheidet sich von voriger durch blassere, silberweiße Nackenfärbung und breiten weißen Halsseitenstreifen (Halsbanddohle!). Diese Dohle erscheint im Winter in Ostpreußen. Die Größe der beiden Formen ist gleich, sie beträgt etwa 33 cm. Soffel.

Die Saatkrähe / Von M. Merk-Buchberg, München

So recht mitten drin in der Sonne und im satt glänzenden Ahornlaub, dem jungen, frischen, sitzt der Buchfink im Staatsrock und jubelt und schmettert, was die Kehle hergibt: „Siech, siech, siech, wie schön is's im Früh-, im Früüh-jahr — — — — — —!" Und der buntbeschwingte Fuchs schwebt über junge Nesseln, der orangefarben geeckte Aurorafalter huscht von einem Strauß schlanken, ranken Schaumkrautes zum andern, da zecht eine Hummel, dort brummen und summen die Immen, der ärmlichste Erdhaufen ist mit weißen und gelben und roten und blauen Farben geschmückt, der Bussard kreist und miaut, die Lerche klettert trillernd in das heitere Himmelsklar, aus jedem Winkel, aus jeder Furche, von Acker und Wiese, von Garten und Feld, von Holz und Hau grüßt der Frühling heraus, es quellt und quillt, es lebt und webt, es dringt und drängt zu Werden, Licht und Fülle —: „Siech, siech, siech, wie schön is's im Früh-, im Früühjahr!" Wer wüßte es eindringlicher, lauter und beharrlicher zu künden als Meister Buchfink, der ewig Muntere, der jetzt als ganz Nobler seinen Staatsrock trägt und sogar den nimmer schweigen wollenden Schnabel schön blau und blank geputzt hat! Und er weiß es, er gefällt jedermann, wenn er, wie es seine Art ist, lüpfisch tänzelt und schwänzelt; wenn er zeigt, was für ein schmucker Bursch er ist, und in was für einem sauberen Gewandl er steckt; und erst recht, wenn er singt und jubelt, daß er als ein Lustiger hundert andere ansteckt mit lauter Frohsinn und Sang und Klang und schimmernder, wonniger Frühlingsfreude. —

Auf einem Steinhaufen am Kreuzweg liegt ein alter Sack, und auf dem Sack sitzt der Hannes, der Straßenwärter. Brot und Rauchwurst hat er getafelt, dann hat er ein Haferl Kaffee und zuletzt ein Schnapserl daraufgesetzt, und zum guten End hat er an dem Stiel seiner Kratze die Pfeife mit dem Kaiserbild ausgeklopft. Der Hannes blinzelt vergnügt aus seinen pfiffigen Schweinsäuglein; geschmeckt hat's ihm prächtig, Frühjahrsluft macht Hunger, und ein schöner Tag wendet ohnehin allen Unmut und gibt auch dem alten Herzen wieder ein gut Stück kindlichen Frohsinns. Jetzt stopft der Hannes den Pfeifenkopf mit dem Kaiserbild, ober Druck und unten luck, wie's recht ist und der Brauch; die Tabaksbladern darf schon viel von dem Selbstgebauten hergeben, bis der Dauerbrandofen satt ist und voll. Dann wird gezündelt, und jetzt kann's losgehen: pf, pftt!

Es geht aber nicht los; der Hannes zieht und schmatzt, und das Rohr schmatzt und schnurchelt, und kein Dufthauch und kein Dampf kommt: die alte Getreue streikt und ist verstopft.

Das ist sonst für den Hannes immer das Ereignis, über das er unfehlbar

schimpft. Heut' aber ist's zu schön rundum, zu schön zum Schimpfen, und der Buchfink jubelt, und die Lerche trillert —, ohne zu schimpfen und kaum verhohlen brummelnd klaubt und fuschert der Hannes den Stocher aus irgendeiner seiner endlosen, unergründlichen Taschen und bohrt, probt, werkt und zieht, und endlich kräuseln sich ihm die Duftwolken des grauen Geistes um die stattliche Nase und um den teils graulichen, teils fuchsigen Bart.

Die Pfeife dampft, der Hannes guckt stillvergnügt vor sich hin, und rundum singt und lacht sonnig und wonnig der Frühling.

Puff, paff, paff —, der Dauerbrandofen ist im besten Gang, da werden das Puffen und das Paffen langsamer, und der Hannes lauscht wie ein vernehmender, sichernder Fuchs. In den Apfelheistern auf dem Gemeindeweg hinter ihm ist etwas; da hat sich etwas gerührt. Und der Hannes spitzt die Ohren und dreht mit leiser Wendung den struppigen Kopf. Auf dem Messingschild an seinem verwitterten Schlapphut blinkt und blänkert die Sonne.

In den Apfelheistern hinten am Gemeindeweg hat sich etwas gerührt. Die Apfelheister aber sind dem Hannes ans Herz gewachsen; ihre Anpflanzung ist s e i n Werk, und wenn der Herr Bezirksamtmann kommt und vom Obstbau anfängt und vom Hannes lobend spricht: „Das ist einer, der's kennt und versteht!", dann ist der Hannes stolz, stoßweis lacht er aus seinen Stockzähnen heraus und kommt sich um einen Kopf größer vor. Jetzt aber hat er schon ein paarmal Stamm für Stamm seine Heister angeguckt und hat den Kopf dazu geschüttelt.

„Wer? Was? Den Dunner auch!"

Da ist mitten aus Bluft und Laub heraus hier ein Zweig geknickt und dort einer, und kein Mensch kann sagen: wann, wer und wofür. Der Hannes hat schon aufgepaßt wie ein Heftlmacher, hat gestanden und gelegen, hat gekauert und gelauert, alles für die Katz.

„Den Dunner auch!"

Der Forstner hat auf ein Eichkatzl geraten, und der Herr Lehrer hat aus einem dicken Buch grausam unverständliche Namen herausgelesen. Der Herr Kurat, der ein Holzmeisterbub war, hat von Mäuseschaden gesprochen, der manchmal bis in die Wipfel steigt. Der Dorfbader war ein arg Schnabelweiter, der alle und jeden gern aufzwickte. Er hatte gemeint: „Der Gutsherrin ihr Aff'. Der kommt manchmal aus. Dann fällt ihm allerhand ein."

„Affen ham mir mehr wie oan!" hatte der Hannes geantwortet und hatte weiter gekauert und gelauert.

Und jetzt war's wieder da, und der Hannes drehte den struppigen Kopf und langte langsam und leise nach seiner Scharre.

In den Apfelheistern machten sich zwei Schwarzröcke unnütz. Stattlich sahen sie aus, die zwei Rabenvögel mit dem Violettschiller auf dem schwarzen Feiertagsrock; nur die beinfarb'nen Schnäbel mit dem grindig-kahlen Wurzelfeld sahen schäbig aus und frech und waren nicht extra.

Knick hier und knacks da! Frech und keck arbeiteten zwei beingraue Schnäbel, und: knacks! ging's, wenn die zwei Unbande mit plumpen Schwingenschlägen hierhin hüpften und dahin, und wohin sie hüpften, da brach unter den un-

geschlachten Hanstappsen ein Zweig, und die Schnäbel arbeiteten, knickten und knackten, als ging's um die Wurst.

Schier fiel dem Hannes die Pfeife aus dem Mund. Knurrend sprang er auf und griff nach der Kratze. Der derbgenagelte, breite Schuh verwickelte sich in dem alten, zermürbten und löcherigen Sack. Der Hannes stolperte, aber er achtete nicht darauf. Den Sack mitzerrend, rannte er, schimpfte und schwang drohend die Scharre. Vergessen waren Frühling und Buntblumen. Statt Buchfinkenschlag und Lerchenwirbel klang's jetzt anders: „Mistviecher, Schinderwar', Hundsbazi, ausg'schamte, Haderlumper, vadrahte — — —!"

Ja, wenn der Hannes in die Gachhitz'n kam, das gab aus!

Die zwei Missetäter aber schwangen sich davon. Sie hatten's nicht eilig. Gar nicht. Sie kreisten über dem schimpfenden Hannes, über dem verlassen mitten am Weg liegenden zerkrumpelten und verwurstelten Sack, und dann nahmen sie sich auf und strichen zu Holz, zu dem Holz, das jetzt im grünen Schleier stand und österlichen Lenzhauch atmete.

Ihr fern und immer ferner verhallendes Rufen klang wie ein Höhnen über den Mann, der schimpfend unter seinen Apfelheistern stand, und dem vor lauter Schutz- und Jagdeifer die Pfeife ausgegangen war.

Wenn im Dorf von Saatkrähen die Rede war, konnte einer den Hannes reden hören, daß die Gläser auf dem Tisch beim Tannenwirt sprangen und klirrten und die Krüge schepperten. Einen Freund hatten die Schwarzen an dem Hannes nicht, gewiß nicht. Und wenn der Herr Lehrer erzählte, es gäbe Orte, wo die Saatkrähen gleich zu Hunderten in Kolonien beisammen wohnten und horsteten und atzten und spektakelten, war's mit dem Hannes gleich ganz aus. Im Eifer trank er dann sogar die Gläser und Krüge seiner Tischnachbarn leer.

Die Schwarzen aber standen derweilen zu Horste und waren quietschvergnügt. Das dunkle Apfellaub machte sich sehr gut zu den Dürrlingen im Horst, zu den lichtgrünen Maien der Jungfrau Birke und zu dem, was man sonst zusammengefunden hatte in lenzfrohem Wald und Feld.

Kro, krrr, kerr kurr — — —!

Der Eckbauer hat unter seinen Buben einen, der auf geistlich gstudiert hat. Er ist in der Stadt, und die ihn kennen, sagen, er wird noch einmal Bischof. Wenn der Bischof zum Firmeln angesagt ist, hat's der Eckbauer mit dem Staatmachen besonders wichtig. Er zieht dann ein G'wand an wie ein Herrischer, langt den Zylinder aus dem Kasten, streicht mit dem Ärmel die Haar' gegen den Strich, weil's schöner ist, und in seinem Kirchenstuhl hält er dreifache Würde aufrecht: die für den Eckbauern selber, die für den geistlichen Herrn Sohn und die für den Firmgöd, bei welch letzterer Würde der Eckbauer sich's etwas kosten und wobei er sich nicht anschauen läßt. Der Eckbauer hat aber noch einen anderen Tag, der für ihn wichtig ist, voll Bedeutung und voll Ehren, fast mehr noch wie der Tag, wenn der Herr Bischof kommt mit Mitra und Stab; denn der Tag ist Bauerntag, ist des Eckbauern Freud'- und Ehrentag: wenn die Feldarbeit anfängt. Dann trägt der Eck-

bauer ein ander Fest- und Ehrenkleid, dann trägt er sein Bauern- und Arbeitsgewand, geht mit aufs Feld und schafft und werkt, freut sich, daß er noch immer mit dabei ist, zieht die Furchen mit Hüh und Wist und Hott und lacht über das ganze Gesicht, wenn Scholle um Scholle aus nährender, brauner Erde sich wendet. Und die Lerche singt dazu, und im Filz nebenan rüttelt der Turmfalk, geistert die Mooseule, ruft der Kiebitz, trillert der Bracher, und ab und zu steht Birkwild auf und zerstreut sich äsend auf braunem oder grünschimmerndem Unland. Bedächtig arbeitet sich der Eckbauer Schritt für Schritt voran, und wenn bei der Kehre das Gespann rastet, wenn die blinkende, blitzblanke Pflugschar von Erde und Kaupen gereinigt ist, dann setzt sich rastend auch wohl der Eckbauer auf seinen Pflug und sinnt und schaut. Und dann murmelt er auch wohl vor sich hin: „Mäus' hat's alleweil gnua un Engerling' un sonst so Luderzeug!" Wenn er aber dann den Acker und seine Furchenbahn entlang schaut, heitert sich sein faltig, ehrlich Arbeitsgesicht auf, und was er sieht, gefällt ihm gar wohl.

Da wuchtelt der Kiebitz heran, wupp, ein Stoß, wupp, ein Schnapp! Oder der Vogel streicht die Schwingen ein, sichert, hebt und fältelt die Holle und trippelt dahin, ein emsiger Aufklauber von allem Getier, das da wabbelt und zappelt. Mit dem Bussard wetteifert die Mooseule in eifrigem Jagen auf huschendes Kleinwild im Sammetrock, aber die Eifrigsten von allen sind die Schwarzröcke mit dem beinfarbenen, grindig und unschön aussehenden Schnabel. Das stelzt wackelig trippelnd daher, ist jetzt huschig und husig wie Frau Stelze und dann wieder bedächtig ernst, förmlich und steifleinen feierlich, wie Vater Kolk im Berg, der hohe Verwandte. Und auf Schritt und Tritt weiß der beinfarbne Schnabel einen saftigen Bissen zu erhaschen und zu ergattern. Seine Häßlichkeit ist nur eine scheinbare; sie ist ein Ehrenzeichen von Müh' und Arbeit, mögen nun die Federn im Wurzelfeld von oder wegen der Arbeit ausfallen und ausbleiben.

Vertraut wackeln in der Furche die sonst so mißtrauischen Schlauköpfe dem Eckbauern bis dicht vor die derben, kotigen Schuhe und halten wie fragend den spitzbübischen Kopf schief.

„Schon Feierabend? Kurr! Geht's nimmer weiter? Krah, korr!"

Und mit Hüh und Wist und Hott pflügt der Bauer weiter, Furche um Furche.

Hinterdrein aber wackeln die Saatkrähen und klauben auf, was ihnen die nährende Allmutter zutage geworfen.

Am Eckbauern haben die Grauschnäbel einen Freund. Und wenn der Jochbauer mault und der Grashofer schimpft: „'s ganz Troad zupfen s'dir außi, dö Luadersviecher!", dann lacht der Eckbauer in seiner stillen Art und Weise und meint: „Geht's, Leutln, seid's nöt so noti!"

Und dann deutet er auf des Grashofers Weste und spöttelt gutmütig: „Auf d' Gant ham s' di no nöt g'fressen; da schau her auf dein Ranzen!"

„I bin der boarisch Hiesel, kei Kugel geht mir ei; drum fürcht i aa koan Jaga, und sollt's der Teifl sei —!" Jäh bricht das Liedl ab, das von Hag zu

Hag und von Hof zu Hof geht, und von den zwei Buben, dem Sepp und dem Toni, packt der Toni den Sepp erst an der Ledernen und dann am Pfoadärmel und tuschelt: „Hast eahn gsehgn, grad is er außi! Da schau, der ander is aa da!" Und mit unruhigen Augen, die alles sehen, verfolgen die zwei sonngebräunten, derbgesunden Buben das in trägem Schwebeflug den Horstbaum umkreisende Saatkrähenpaar.

Seit der Heimkehr ins alte Quartier und Revier war nun schon manchmal die Sonne auf- und untergegangen, und jeder Tag hatte für Schnabel und Magen der zwei Horstkrähen gesorgt und seine Gabe gebracht. Die Welt war groß und die Heimat nicht arm. Garten, Wiese, Wald und Feld boten dies und das; man mußte sich nur umtun und zugreifen, nicht blöd sein, aber manchmal doch auch ein bißchen vorsichtig, so sehr an anderer Stelle auch wieder ein Teil Frechheit zum Ziel führte.

So mit des Grashofers Knecht, als er am hohen Bichl eggte und dabei für Kiebitz, Krähe, Stelze und Star sorgte. Das war g'spassig, als sich der Knecht auf den Feldstein niederließ und Brot und ein Trumm braunglänzendes Bauerngselchts bearbeitete. Er war fix damit, und die Trümmer Brot und Gselchts wurden immer weniger. Auf einmal aber —, mein, dergleichen hatten die Grauschnäbel schon öfter gesehen, und sie wußten, daß dann jeder der so Gesehenen der harmlos war. Also: der Grashoferknecht hockte in den Haselstauden, und seine Lederne war ein bißl tiefer als da, wohin sie eigentlich gehörte. Da kam der Krähenvater und pick: hatte er das Gselchte; da kam die Krähenmutter und pick: hatte sie das Brot. Der Grashoferknecht kam schimpfend gestolpert; das Pfoad wallte hinter ihm her wie der Nebelfrauen Mantel, und die Lederne war noch immer nicht am rechten Fleck. Wie Kichern von Alf und Wicht klang der Krähen Schelmengurren noch lange im lichten Plenterholz.

Der Hannes, ei nun ja: so ganz war er der Harmlos doch nicht, der mit seiner Narretei an den Apfelheistern. Er hatte daran und darin allerlei herumgebosselt und herumgebastelt; eines Morgens hing ein Turmfalk kopfunter in einem der Heister. War auch allerlei verdächtig Holzwerk drum und dran zu sehen, da blieb man besser fort und hielt sich lieber zu den Bauern. Wickel wackel ging's hinter Pflug und Egge her; es war ein mühlos Ernten, und man wurde dabei satt und nudelfeist.

Mit den Tagen wurde die Krähenmutter träger und war mehr fürs Daheimbleiben. Und als vier Eier im Horst lagen, dachte sie bald kaum noch an etwas anderes als an ihren Schatz.

Wohlig und sorgsam barg sie ihn unter ihrem Leib. Tief in das Nest gedrückt, saß sie über dem Gelege; nur Kopf und Stoß konnte entdecken, wer genau hinsah. Und der Krähenvater brachte mancherlei Atzung, fußte nahe bei dem Nest auf einem Dürrling, strich ab, strich zu, und wenn er da war, sorgte er nach Kräften für Unterhaltung.

Heute war der Tag so warm, so sonnig, der Himmel so blau, der Wald so maienschön. Der Kuckuck rief und machte seine verliebten Gspasseteln; die Krähenmutter zog wohlig die Nickhaut über die Augen, der Krähenvater war aufs Einkaufen fortgestrichen.



M. Steckel phot. Osteurop. Dohlen, zur Nachtruhe eingefallen. *Sofia, Mai 1910.*
Coloeus monedula soemmeringii (Fschr.).



R. Jortune phot. Westeurop. Dohlen. *Harrogate (Engl.), Juni 1909.*
Coloeus monedula spermologus (Vieill.).



R. B. Lodge phot. Osteurop. Dohlen auf einem Dachfirst. *Albanien, April 1906.*
Coloeus monedula soemmeringii (Fisch.).



M. Behr phot. Zibigh, September 1908.

Saatkrähenkolonie.
Corvus frugilegus frugilegus L.



R. B. Lodge phot. *Middlessex (England), Mai 1896.*

Saatkrähen beim Horst.



J. Atkinson phot. *Headlingley 1909.*

Brütende Saatkrähe.

Corvus frugilegus frugilegus L.



R. Hilbert phot. *Rathenow, Januar 1908.*

Abstreichende Nebelkrähe.



Rüdiger phot. *Reichenbach, März 1908.*

Nebelkrähe.

Corvus cornix cornix L.

Da hatte die Krähenmutter mißtönenden Singsang vernommen, der mit einem Male jäh verstummte. Dann begann an dem Horstbaum ein gleitendes Schürfen und Scharren, Äste schwankten, Zweige wippten —, ein braunes Bubengesicht und zwei Kirschenaugen guckten in das Nest.

Klagend und dann wieder mit zornigem Korchen strich die Krähenmutter ab und umkreiste den Baum und den Buben. Auch der Krähenvater war herzugestrichen. Der Bub aber legte die Eier in ein zerknülltes Hütl, juchte und jodelte zu seinem Kameraden hinunter und verschwand in Stauden und Hecken.

„Dans is stinket," — klatsch! zerschellte das Ei an einer Hainbuche. — „Dö andern tean mir fressen!" — und juchend und singend zogen die Buben weiter durchs Holz. —

Die Krähenmutter war fürs Fortwandern, zu anderen, zu vielen.

Krah! murrte der Krähenvater, sprach von vielen Eierholern und von vielem Krähenschießen. „Viel Volk, viel Feind'!" meinte er und entschied fürs Bleiben.

Die zwei beiden wanderten seitab ins Hochholz. Flickten und bockerlten ein altes G'raffel von Nest unbekannter Herkunft zurecht, und bald saß die Krähenmutter auf ihrem Nachgelege.

Drei Junge fielen aus, und die Wart in der Kinderstube schuf Arbeit die Fülle.

Krah karr kurr! Jedesmal lobte er sich selber, der Krähenvater, wenn er mit einem guten Brocken zum Horst gestrichen kam. Die Krähenmutter tat ihre Arbeit mit nicht minderer Gewissenhaftigkeit, sie konnte aber dabei nicht so klügeln und spintisieren wie ihr Gespons. Sie strich ab, suchte, fand und kam wieder. Der Krähenvater aber faßte sein Wirken und Werken mit Finessen an und hatte dabei immer sein Besonderes. Und so hatte er denn auch einmal eine Entdeckung gemacht, die ihn sehr freute, sehr!

Unter Andorn, Stiefmütterchen, allerhand jungem Ackergepflänz und einem verwitterten Stück Düngerfladen hatte die gute, alte Häsin ihren Satz geborgen, und als die Sonne so recht warm schien, rutschten vier knirpsige, ungelenke Wollklumpen auf dem molligen, versteckten Flederl Erde umher. Die Häsin war ein Stück abseits gehoppelt, nachzusehen, wie weit Klee und Gestäud auf den Feldern rundum, und ob die Bauern auf Acker und Breite das Richtige getan wie all' die Jahre her. Da huschte ein Schatten über Scholle und Furche; mit schief gehaltenem Kopf und ungelenken Sprüngen näherte sich der Krähenvater dem wollklumpigen Satz, der sich bänglich an die Erde drückte. In weiten Fluchten eilte die Häsin herbei; auf die Sprünge gestützt, federte und flog sie förmlich dem Eindringling entgegen, mit den Läufen schlug sie ganze Wirbel wider den Frechen, vergebens. Als der diebische Schwarzrock abstrich, saßen nur noch drei Wollklumpen im Lager, und im Krähennest gab's Junghasenbraten, glitschig und knatschig zum Schlingen und zum Schmausen. Der Krähenvater freute sich über den gelungenen Streich und kehrte wieder. Wer mit leichter Mühe einen Braten

ergattern kann, mag immer sich des Wiederkommens freuen. Wieder sprang und trommelte die geängstigte Häsin, wieder vergebens: im Lager drückten sich nur noch zwei Wollklumpen auf die sonnendurchwärmte Erde.

In einem zipfeligen Winkel schiebt sich das Feld in einen Eichenstangenort. Ein übermooster Grenzstein steht dort, schief, rissig und halb verwittert; von dem darauf gemeißelten Fürstenhut und Wappen ist kaum noch die Hälfte erkennbar. Der Bussard hakt manchmal auf dem Stein auf, wenn er in den Stangen oder auf dem Feldzipfel zu tun hat. Und er ärgert sich jedesmal über den Schweinigel von Fuchs, der gerade auf seinem Ruheplätzchen sich unanständig verewigt. Über solch einen Feldzipfel am Holz kommen allerhand Leut', und da sitzt denn auch der Förster manchmal an oder in den Stangen und hält ein bißchen Umschau oder Nachschau, je nachdem.

Auch heute starrten zwei Glitzergläser aus Stangen und Aufschlag heraus, und wie die zwei Glitzergläser die abschlagende Häsin und den lauernden Krähenvater kundgemacht und verraten hatten, sanken sie auf eine breite Mannesbrust, und aus einem wallenden Gottvaterbart drang ein dräuend Fluchwort. „Wart, dir hilf i!"

Und von dem an saß der Förster öfter im Aufschlag und in den Stangen, und wenn über die niederen Wipfel ein Schatten hinstrich, tippte der Förster auf seine Joppentasche, und der darin steckende Gummiblatter gab Laut. Bald klang's nach Geiß, bald nach Kitz, bald nach Hase, aber immer so, als ob's da etwas zu holen gäbe.

Der Krähenvater wollte wiederkommen. Zweimal Junghasenbraten schmeckt nach mehr. Und wie der Krähenvater über die Eichenstangen strich, vernahm er, der leise und fein Hörende, den Laut, der etwas zu versprechen schien. Er schwenkte und senkte sich, äugte scharf und dachte an Fund, Fang und Beute.

Da blitzte, krachte und stank es. Mit erlahmenden Schwingen sank der Krähenvater in die Eichen. Der Förster aber nahm sich die besten Schwingenfedern und reinigte mit der, die er gerade zur Hand hatte, die Pfeife.

Im Horst daheim gab es ein bängliches Warten. Vergebens. Da nahm sich die Krähenmutter um so tapferer ihrer drei Schreihälse an, und sie wuchsen, gediehen und wurden stark und frech.

Krah der Schwarze trieb's am ärgsten. Kaum trugen den halb Humpelnden, halb Flatternden einigermaßen die Schwingen, da ging's auch schon heidi und davon. Vergebens warnte die Mutter, vergebens lockten die Geschwister den lüpfischen Kameraden. Weiter ging's und weiter, über die Licht'n, durchs Hochholz, durch die Fichten, durch den Mischwald und endlich ins Vorholz und ans Feld.

Krah der Schwarze dünkte sich frei und gescheit. In einer Randfichte aber saß der Hacht aufgeblockt, mit hangendem, langem Stoß, eng an den Stamm gedrückt, der Eule gleich, und kein Laut, nicht das leiseste Pispern und Wispern, entging dem alles vernehmenden Ohr. Wie Krah der Schwarze flatternd und klatschend dahertolpatschte, wurde der Lauerer in der Fichte lang und dünn. Krah fußte gerade auf einem Maulwurfshaufen und guckte dummdreist und

täppisch in die Welt. Da, ein Sausen, wirbelnde Federn, ein heiseres, unterdrücktes und erstickes Angstkorchen, und Krah war davongewirbelt.

Eine lose, halb weiße, halb schwarze Feder trug sich der Ammer ins Nest im Weißdornhag.

Nach Krah ging Kroh. Noch war er kein Beherrscher der Lüfte, aber immerhin war er flinker wie Krah gewesen. Seine Reise führte aber auch nur bis zum Gutshof. Dort walzte er in die Scheuer und wurde von dem Futtermeister gegriffen. Kroh mochte sich sträuben, mochte kratzen und hacken, alles war vergebens. Mit hartem Klirren fuhr ihm die Schere über die Schwingen: mit Fliegen und Fliehen war's vorbei. Mit weiten Sprüngen hüpfte Kroh durch Hof und Garten, neckte den Phylax und schreckte das Hühnervolk, ärgerte den Gärtner, dem er die Pflanzen auszog und die schönsten Blumen abpickte, die Stalldirn zwickte er in die Waden, und dem Roßknecht verzettelte er das schöne silberne Rößl von der Uhrkette. Weit umher ging der Ruf von Krohs Taten, und als er lärmend und krächzend den Landfahrer verraten, der sich in der Futterküche versteckt hatte, kam Kroh der Berühmte sogar ins Blättchen.

„Gescheite Kinder werden nicht alt." Das ist jammerschade, aber es ist oft so. Auch auf Krohs Lebensfaden lauerte die Parze mit ihrer Schere.

Auf dem Dach des Sommerhauses ärgerte Kroh den dort in der Sonne flaggenden und runksenden Kater, den rothaarigen Maunzerer, den er sowieso nicht leiden konnte. Der Kater fauchte, raunzte und schlug mit scharf bewehrter Pranke; Kroh pickte, hackte, neckte, wich zurück, schlich vor, humpelte wieder zurück und kicherte und quiekste förmlich vor Vergnügen. Und wie Meister Maunzerer wieder vorrückte und Jung-Kroh wieder einmal nach rückwärts sich vom Feind absetzte, da geschah das Unglück: Kroh humpelte und rumpelte vom Dach und fiel drunten in das offenstehende, volle Regenfaß.

Maunzerer blinzelte, flaggte und runkste in der Sonne. Kroh endete kläglich in Poseidons ungastlichem, balkenlosem Reich, und wenn's auch nur eine Regentonne war.

Als nach Wochen die Magd an das Regenfaß kam, war Kroh nicht mehr zu erkennen. Die dumme Gans schalt, was da in der Tonne halb schwamm, halb sank, einen dreckigen Lumpen, einen ekligen Hadern.

Und doch war Kroh berühmt gewesen und hatte sogar im Blättchen gestanden!

Sic transit gloria mundi! —

Im Horst waren noch die Krähenmutter geblieben und mit ihr das Jüngste, genannt Jakob der Letzte.

Jakob der Letzte hielt zur Mutter, und so schlugen sich die zwei beiden selbander durch die Welt. Zum Schlafbaum erkoren sie sich die dichtest beastete Fichte im dichtest bestockten Horst, und bei Tag ging's gewissermaßen nur Schritt für Schritt, immer behutsam, sacht und bedacht, mit Vorsicht und Übervorsicht, hierhin, dorthin, überallhin, und so geschah ihnen kein Leid, und Jakob der Letzte wurde groß und stark. In seinem schwarzen Rock, in seinem dunklen, mit einem Federkranz an der Wurzel gezierten Schnabel sah er ganz lieb und

nett aus; er war ein wendiges, munteres Kerlchen, und seine Funkelaugen verrieten bald den Bruder Lustig und bald den Necker und Schelm.

Mit der Krähenmutter hielt er sich treulich zusammen, und auf dem Ast im Schlafbaum kuschelten sich die zwei aneinander wie ein einziger Federball.

So auch wieder einmal nach einer reichen Mahlzeit an Frosch, Maus, Schneck und Wurm, Grünzeug und ein Gemüslein dazu nicht zu vergessen. Wohlig zogen die Krähenmutter und Jakob der Letzte die Nickhaut über die Augen und schliefen im schlafenden Wald.

Da huschte der Unhold durch die Fichten. Man hörte ihn nicht, man sah ihn nicht. Jakob der Letzte spürte nur ein Zittern, einen Hauch, fuhr auf, sah zwei glühende, glotzende Seher, einen Ball von Federn und Schwingen, und dann war alles vorbei. Aus der Ferne klang ein lautes Hu huhu ho zu seinem Schlafbaum herüber, als brause das Wildgefahr durch den Tann.

Angstvoll duckte sich Jakob der Letzte. Er rückte näher zum Stamm der alten Fichte, um sich an die Mutter zu kuscheln. Was er aber spürte, war hartes Geäst und kühle, kalte, schilferige Rinde.

Die Mutter war fort. Und aus Wald und Schluft drang der unheimliche Johlruf: hu huschuhu ho!

Da stahl sich der Jungvogel vom Ast und barg sich irgendwo. Er steckte den Kopf unter die eine Schwinge und trauerte um Jugendlust und Muttertreue.

Am andern Morgen schwang sich eine einzelne Saatkrähe hoch über Holz. Und sie trug den Haß in die Lande, den Haß wider Wildgefahr und Nachtgejaid.

Horneule in der Waldnacht, hüte dich! Vor Jakob dem Letzten und seiner Gevatterschaft!

Und der Haß stirbt nicht. —

In den Tagen, da der Kranich zieht und die roten Beeren leuchten und die blauen, da der Wald sich bunt färbt und das Fallaub zu Boden raschelt, hockt der Hannes wieder auf seinem Sack und guckt zu seinen Apfelheistern. Im stillen lobt er den Jahrestrieb und das gute Aussehen, lobt sich selbst über seine Schläue, und wie er sich die Schwarzröcke mit den grauen Schnäbeln vom Hals geschafft, und zufrieden bläst er den Dampf aus der Pfeife und meint: „Die kommen nimmer! Am End san s' ausg'storben glei aa!"

Da zieht ihm ein Rauschen in den Lüften den Kopf in die Höhe.

Schar an Schar, Flug an Flug, Hauf' an Hauf' ziehen dort die Wanderkrähen. Wollte der Hannes die Scharen zählen, der Kopf bliebe ihm steil und steif im Genick stehen.

In Wolken wandern sie, die Grauschnäbel, und wie sie wandern, kehren sie wieder, mit ihnen Jakob der Letzte, der Ahnl neuer Geschlechter.

Kurr karr krah — — —.

Zur Systematik: Die Saatkrähe, Corvus frugilegus L. ist Brutvogel in Nord- und Mitteleuropa, Mittelasien, Sibirien, China, Japan. Sie erreicht eine Länge von 45 cm. Soffel.

Die Raben- und die Nebelkrähe / Von Hermann Löns

Einen ganzen Tag und eine volle Nacht hat es geschneit. Einen Fuß hoch liegt der Schnee auf dem Lande.

Die Zeit der schweren Not brach herein für viele Tiere. Für alle, die am Boden ihre Nahrung suchen, ist Hans Magerkohl Küchenmeister geworden.

Feldmaus und Wühlratte haben zu leben; die eine führt zwischen Schnee und Land ihre Gänge über die Raine und Kleestücke und nährt sich mehr schlecht als recht von Wurzeln, Sämereien und Gewürm, und der anderen ist der Schnee nicht unlieb; denn er schützt die Erde vor dem Hartfrost und gestattet ihr ein bequemes Wühlen. Auch Spitzmaus und Maulwurf leiden nicht unter dem Schnee; im faulen Waldlaube findet die eine, tief in der Erde, wohin der Frost nicht langt, der andere Fraß genug. Schlimmer geht es schon dem Hasen; wo der Wind den Schnee abtrieb, kann der Hase an die Saat gelangen; wo der Schnee aber hoch liegt, da muß der Hase sich mit der Rinde der Bäume und Sträucher behelfen, und auch das Kaninchen muß sich auf diese Art durchhelfen und ähnlich das Reh, das sich an Zweigspitzen äst.

Für die Finken, Ammern und Haubenlerchen sieht es böse aus; hier und da ragt dürres Kraut über den Schnee hinaus und schüttet seinen Samen auf die Schneedecke, aber das ist eine magere Kost, und wenn auf den Landstraßen die Pferde nicht für Futter sorgten und bei dem Dreschen nicht allerlei abfiele, so ginge es Buchfink, Hänfling, Bergfink und Grünling, Goldammer und Haubenlerche fast so schlecht wie den nordischen Ringeltauben, die weiter nichts zu fressen haben, als Futterkohl heute und Futterkohl morgen und übermorgen noch einmal Futterkohl, der ihnen auf die Dauer ebenso schlecht bekommt wie dem Hasen.

Würde der Mensch nicht ein Einsehen haben, so mancher Vogel erläge dem Hunger. Aber überall in den Gärten und vor den Fenstern haben gutherzige Leute Futterplätze errichtet, und in allen Anlagen stehen Futterhäuschen, wo sich die hungrigen Schnäbel atzen können. Da kommen sie alle zusammen, sowohl die, die bittere Not leiden, und auch die, denen es noch ganz gut geht, wie die Meisen, Baumläufer und Spechte, deren Tisch immer gedeckt ist, mit Ausnahme der Tage, an denen Rauhfrost Baum und Busch in starre Krusten hüllt. Alle finden sie unter den bedeckten Futterhäuschen Nahrung, Fink und Spatz und Meise, Häher und Amsel, Kernbeißer und Goldammer, und mit ihnen Waldmaus und Zwergmaus.

Noch in anderer Weise sorgt der Mensch für die darbenden Vögel. An der Kante der Stadt liegen gewaltige Schuttplätze, auf denen Reihen grauer

Wagen den Hauskehricht ausschütten. Ganze Berge von Asche und Schlacken häufen sich dort jeden Tag auf, und zwischen dem Müll, den Scherben, dem zerbrochenen Geschirr, den Emailletöpfen und Konservendosen, Lumpen, Schirmgerüsten, Hüten und Papierfetzen liegen Knochen, Fischreste, Eingeweide, Hühnerköpfe, Brotrinden, Obstkröpfe, Gemüsestücke, Hanfkörner, Wurstpellen, Margarinebröckchen, Kuchenkrümel und noch hunderterlei Dinge, die der Mensch nicht achtet und in den Abfallkasten wirft, die aber Tausenden von Vögeln in der bitteren Zeit das Leben fristen.

Vor allem sind es die Krähen, die sich hier zusammenfinden. Sobald es hell wird, verlassen sie ihre Schlafplätze in den Wäldern; in gewaltigen, bald geschlossenen, bald aufgelockerten Flügen, Hunderte oder Tausende von Stücken umfassend, kommen sie herangestrichen, die Wintermorgenstille mit ihrem Gequarre und Gekrächze belebend und die graue Luft mit einem Wirbel schwarzer Flecke erfüllend. Das wogt auf und ab, flutet hin und her, ballt sich zusammen, reißt auseinander, fällt herunter, flattert empor, bis schließlich der ganze weite Schuttplatz von den schwarzen und grauen Vögeln übersät ist.

Wagengeknarre und Peitschengeknall klingt heran, laute Stimmen kommen näher. Alle Krähen machen lange Hälse, einige flattern empor, aber bald senken sie sich wieder herab; denn die meisten von ihnen kennen die Müllwagen und warten der guten Dinge, die sie bringen. Wagen auf Wagen wird ausgestürzt, und sobald einer seinen Inhalt entleert hat, flattert das Krähenvolk heran und sucht nach Beute. Hunderte von schwarzen Schnäbeln stochern und hacken und zerren in dem Müll umher, Hunderte von Schwingen sind in Bewegung; denn ist auch Nahrung für alle da, keine Krähe gönnt der anderen einen Bissen. Sobald eine eine Wursthaut oder einen Knochen erwischt hat, spreizt sie schon die Flügel über ihrem Funde und sucht sich damit abzustehlen, aber vier, fünf, sechs ihrer Genossinnen setzen ihr nach und stechen heiser krächzend nach ihr, bis sie zur Erde taumelt, den Raub in die Krallen nimmt und so lange mit dem scharfen Schnabel verteidigt, bis die neidische Gesellschaft abstreicht.

Viererlei Arten von Krähenvögeln sind es, die sich hier auf dem großen Kummerplatze vor der Stadt zusammengefunden haben. Die kleinsten, aber frechsten und gewandtesten sind die Dohlen, deren helle Augen listig umherspähen, und sowie sich ein guter Brocken zeigt, schlüpft die Dohle herbei, faßt ihn, und ehe sich die Krähen besonnen haben, ist der Spitzbube fort und läßt von ferne sein gellendes Hohnlachen ertönen. Am unbeholfensten stellen sich die blanken Saatkrähen an. Obgleich ihre Schnäbel spitzer und länger sind als die der anderen Krähen, so sind die Saatkrähen längst nicht so frech wie die Raben- und Nebelkrähen und müssen sich mit den kleinen Abfällen begnügen; denn jeden guten Bissen jagen ihnen die anderen Krähen ab, vor allem die Nebelkrähen, die frechsten von allen, deren Unverschämtheit alle Grenzen überschreitet.

Der Winter trieb sie aus den Wäldern Rußlands und den Steppen Sibiriens westwärts. Zu Hunderttausenden kamen sie angerückt, über-

schwemmten Preußen, Pommern, Mecklenburg, Posen und die Mark, drängten immer weiter nach dem Westen, überflogen die Elbe und fielen hungrig in das Brutgebiet der Rabenkrähe ein. Ist es Frechheit, oder ist es Dummheit, daß sie so unverschämt sind? Die Rabenkrähe, den Menschen und seine Tücke kennend, flieht die geschlossene Ortschaft und kommt nur bis an ihre Ränder; die Nebelkrähe aber spaziert in den Höfen der Dörfer umher und läßt sich auf den Dächern der Großstadt nieder, und erspäht sie tief unter sich etwas Gutes, dann schwebt sie herab und holt sich von der Straße den Happen. Sobald die Pause vorüber ist, läßt sie sich im Schulhofe nieder und sucht nach Brotrinden; sie lauert auf den Mauern des Schlachthofes, bis die Gehilfen den Rücken drehen, und dann stößt sie nieder und fliegt mit einem Fleischfetzen von dannen. Bevor das Leitungsnetz über den Städten entstand, übernachtete sie sogar zu Hunderten auf den Dächern, aber seitdem zieht sie den Wald vor. Sonst aber benehmen sie, die Vögel des einsamen Bruchwaldes und der menschenarmen Steppe, sich so, als wären sie, wie der Spatz, neben dem Menschen aufgewachsen, und nur die von ihnen, die im ostelbischen Deutschland und im europäischen Rußland brüten, sind weniger vertraut und verhalten sich so wie die Rabenkrähen.

Denn sie sind nicht weniger schlau als die Rabenkrähe. Sie wissen ganz genau, daß in der Stadt kein Gewehr losgeht; sie können den harmlosen Spaziergänger gut von dem Manne mit dem Gewehre unterscheiden. Bis auf zehn Schritte lassen sie in den Anlagen den Menschen herankommen, und die Hunde halten sie offensichtlich zum Narren. Bis auf zwei, drei Fuß halten sie den Hund aus, und erst dann fliegen sie auf, um sich bald wieder hinzusetzen und das Spiel so lange zu treiben, bis der Hund ärgerlich fortläuft. Das tut die Rabenkrähe niemals; sie ist viel übelnehmerischer und mißtrauischer und liebt es gar nicht, rückt ihr der Mensch nahe.

Sonst aber gleicht sie ihr bis auf die graue Färbung von Rumpf und Oberhals völlig. Die Maße der einen sind genau so wie die der anderen, ihre Lebensweise ist völlig die gleiche, die Eier haben dieselbe Farbe, der Nestbau unterscheidet sich in nichts voneinander, und die einzigen Unterschiede sind eine geringe Vergröberung der Stimme bei der Nebelkrähe und eine geringe Verschiedenheit in dem Aufbau der Eischale. Aber ein Unterschied zwischen beiden ist da, der ganz gewaltig in die Augen springt, ein Unterschied ganz eigener Art, darin bestehend, daß die Elbe in Deutschland die Grenze zwischen den beiden Färbungsformen bildet; westlich der Elbe herrscht allein die schwarze, im Osten die graue Abart vor. Diese Tatsache steht einzig da in der Tierwelt Deutschlands. Wohl hat der Osten eine ganze Menge von Pflanzen und Tieren, die dem Westen fehlen, und das Umgekehrte ist auch wieder der Fall; daß aber eine Tierart durch einen Fluß in zwei völlig getrennte Unterarten geteilt wird, die sich bis auf die Färbung in nichts unterscheiden, das ist eine Tatsache, der man als Gegenstück höchstens die Verbreitung des schwarzen Rehes beigesellen kann, das im Gegensatz zu der roten Stammform ein ausgesprochenes Tier der Ebene ist und das Hügel- und Bergland meidet.

Im deutschen Vaterlande leben viele eigenartige Vögel, ausgezeichnet durch Farbe, Gestalt, Nestbau und Lebensweise; der interessanteste von allen aber ist die Krähe. Wohl ist der Dompfaff des Ostens viel größer als der des Westens, der östliche Raubwürger besitzt im Gegensatze zu der westlichen Form einen kleineren Flügelspiegel und behält einen Rest der Jugendzeichnung auf der Brust, das Moorrebhuhn ist kleiner und düsterer als das der Getreidesteppe, Garten- und Weidenmeise, so ähnlich sie auf den ersten Blick erscheinen, sind nach Stimme, Maßen, Gefiederbeschaffenheit und Nistweise völlig verschiedene Vögel, aber hier handelt es sich um Fälle, die erklärbar sind, für die wir Gegenstücke genug haben, während für den Grund der örtlichen Benennung der beiden Formen der echten Krähe jede Erklärung fehlt. Und so nennt der eine Forscher jede eine Art, der andere verbindet sie zu einer Art, der dritte nennt die Nebelkrähe, der vierte die Rabenkrähe als Stammform, und schließlich ist das ganze Ergebnis das, daß jeder ebensoviel Recht wie der andere oder ebensowenig hat, und daß die Natur einmal wieder beweist, daß der Artbegriff ein Notbehelf, Systematik eine Eselsbrücke ist.

Lebte östlich der Elbe und in ganz Asien nur die graue Krähenform, so wäre ein Schluß einfach. Die freilebende Dachratte von Südeuropa, Vorderasien und Südafrika ist bräunlich und weißbäuchig; die ihr anatomisch und morphologisch fast gleiche Hausratte, ein Gebäudetier, ist einfarbig schieferschwarz. Die Haubenmeise von Nordostdeutschland ist heller als die westliche Form. Liegt es nicht nahe, danach anzunehmen, daß der Westen als solcher die dunkeln Formen begünstige, entweder wegen seines mehr insularen Klimas oder wegen irgendwelcher schwer feststellbarer Kultureinflüsse? Aber da kommt die Zoogeographie mit der unbequemen Tatsache, daß wohl die Graukrähe über Ostelbien, Schottland, Skandinavien, Rußland und Sibirien fast unumschränkt herrscht, daß sie aber weiter östlich, hinter Tomsk, ihre Herrschaft mit der Rabenkrähe teilen und am Jenissei ganz an sie abtreten muß, so daß in der Mongolei und in China und Japan wieder Schwarz allein herrscht.

Mit der Theorie von dem Einflusse des westlichen Klimas ist es also nichts; und da das Unerklärliche das Interessante im zoologischen Sinne ist, so darf man dreist behaupten: unsere Krähe, nämlich die Rabenkrähe, Corvus corone L., und die Nebelkrähe, C. cornix L., oder die Raben- und Nebelkrähe, C. corone = cornix, oder schlechthin die echte Krähe, ist der interessanteste deutsche Vogel, vom morphologischen und zoogeographischen Standpunkte aus vielleicht überhaupt der interessanteste der bekannten Vögel. Mögen auch dort, wo die Grenzen beider Formen zusammenstoßen, an der hannöversch-märkischen Grenze oder an anderen Stellen des Elbgebietes oder sonstwo in Europa und Asien, Mischehen und Übergänge vorkommen, so daß man bei vielen Museumsstücken nicht sagen kann, ob man eine Raben- oder eine Nebelkrähe vor sich habe, das ändert die Sache nicht; denn im großen und ganzen heißt es überall: hüben Schwarz, drüben Grau, und die unerklärliche Tatsache, daß es von einer Tierart zwei Formen gibt, die

auf verschiedene, im Grunde dieselben Lebensbedingungen gewährende Gebiete beschränkt sind, bleibt bestehen.

Aus der Abneigung, die die Graukrähe gegen das Gebirge zeigt, so daß sie als Wintergast bei uns so gut wie ganz dem Berglande fernbleibt, und höchstens durch Schneestürme dorthin verschlagen wird, kann man auch nur auf sie selber den Schluß ziehen, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich ein reines Steppentier ist; aber das wäre ein zu waghalsiger Gedankensprung, schlösse man daraus, daß die Rabenkrähe eine umgewandelte Hügel- und Berglandsform der Graukrähe sei. Nur das eine steht fest: der Linnäussche Artbegriff versagt hier ebensosehr wie die von dem alten Brehm schon begründete, heute aber erst planmäßig vorwärtsschreitende Subtilformenforschung.

Ob grau, ob schwarz, es ist derselbe Vogel. Unter den Hunderten von Stücken, die auf dem großen Schuttplatze umherspazieren, sind einzelne Übergänge zu finden, aber nicht zwei Stücke, die in den Maßen oder in den anatomischen Verhältnissen so voneinander abweichen, daß man Artunterschiede darauf begründen könnte. In der Stimme, in den Bewegungen, im Flugbilde, in der gesamten Lebensweise ist nicht der geringste Unterschied zu finden. Ob die Krähe im Emslande oder am Ob, in den finnischen Schären oder in den Klippenwäldern Dalmatiens horstet, ob sie hoch auf Bäumen im deutschen Walde, auf niederem Gebüsch in der Tundra baut oder gar in der baumlosen Steppe zum Erdbrüter wird, ob schwarz oder grau, die eine lebt und benimmt sich wie die andere, die eine wie die andere ist eben: die Krähe. Wer die Krähe Westfalens kennt, der kennt auch die von Ostpreußen, und wer die russische Krähe beobachtete, wird die der Alpen nicht anders finden.

* * *

Der März geht zu Ende, das Land ist längst schneefrei; Fink und Ammer, Amsel und Haubenlerche leiden keine Not mehr. Die Sonne hat schon Macht bekommen und lockt allerlei Gewürm aus Fallaub und Stammritze.

Der große Schuttplatz vor der Stadt hat aber immer noch seine Gäste. Dünner sind die Flüge der Graukrähen geworden; die Rückwanderung der Graukrähen hat schon begonnen, und auch von den Rabenkrähen fand sich manche zu ihrem Brutgebiete zurück.

Ein Teil aber blieb dem Schuttplatze noch treu. Jeden Morgen stellen sich die Flüge ein, jeden Abend streichen sie nach ihrem Schlafwalde zurück, den rosenroten Himmel mit schwarzen Flecken bedeckend und mit heiserem Gekrächze die Lieder der Singdrosseln unter sich in den Wäldern überschreiend.

Über Mittag aber, wenn die Sonne am wärmsten ist, kommen sie auf zärtliche Gedanken. Auf einem alten Blecheimer sitzt eine Nebelkrähe, streckt den Hals lang nach vorne, sträubt die Kehlfedern, reißt den Schnabel auf und ruft gurgelnd: „Gulak, Gulak, Gulak!"

Zwei Rabenkrähen taumeln wie betrunken in der Luft umher, rufen „Kru" und „Kru" und stechen sich, als wenn es um einen besonders fleisch-

reichen Knochen ginge, aber es ist nicht Futterneid, sondern Zärtlichkeit, das sie dazu bringt, sich so unklug zu benehmen.

Überall klingt es: „Terr, Err, Kerr“, und dann wieder „Arr, Karr, Harr“, und hinterher: „Kra, Krah, Harrah“, und hier und da und dort wirbelt ein Paar in der Luft umher, steigt, fällt, schießt dahin, schwebt im Minnefluge.

Im freien Felde liegt ein Teich, und um ihn erheben sich sechs hohe Schwarzpappeln. In jeder von ihnen sitzen Krähen. Eine Rabenkrähe balzt: „Gulk, gulk, gulk“. Eine Nebelkrähe fällt mit tiefem „Gulak, Gulak“ ein. Eine andere Rabenkrähe steckt bald den Schnabel in die Luft, bald nach der Erde hin, legt den Kopf jetzt auf den Rücken, nun auf die Seite, ihn bald öffnend, bald schließend.

Sie singt. Ihr Gesang ist nicht so schön wie der der Graudrossel, der vom Walde herüberschallt, nicht so gut wie der der Amsel dort in dem Baumgarten, ja noch lange nicht so gut wie der des Finken, der unter ihr in der Pappel aus Leibeskräften seine Strophe schmettert, aber für eine Krähe ist es eine ganz gute Leistung. Wenn nicht allzu viele Schnarr- und Schluchzlaute darin wären und etwas mehr Kunstpausen, als gerade nötig sind, und wenn nicht einige Töne darunter wären, von denen man nicht weiß, ob sie mehr an einen Bauchredner oder an einen Menschen, dem äußerst schlecht geworden ist, erinnern, so könnte man es wirklich beinahe einen Gesang nennen.

So aber ist es doch wohl mehr ein Schnalzen in der Art, wie es Häher und Pfingstvogel und die Würger lieben, ein formloses Gemisch quirlender schnalzender, krähender, rasselnder Laute, so leise, so bescheiden, daß der, der es noch nie hörte, nicht auf den Gedanken kommt, daß eine Krähe der Sänger sei. Aber schon schließt die Sängerin mit einem lauten Krächzrufe und streicht ab, ihr Weibchen mit sich nehmend. Die große Gesellschaft paßt ihnen nicht mehr; sie haben das Bedürfnis, allein zu sein.

Drei Meilen von der Stadt entfernt liegt ein gewaltiger Wald, von einem breiten Bache durchflossen, an der einen Seite von Ackerland, an der anderen von Wiesen, Weiden und Moor begrenzt, reich an Blößen und Kulturen, von mächtigen Schneisen zerschnitten, alte und junge, Laub- und Nadelbestände aufweisend, zum Teil flach, zum Teil hügelig, von tiefen und flachen Gräben durchsetzt, sandige Höhen und bruchige Senkungen bergend, bunt an Pflanzen- und Tierleben.

Auf den Wiesen tummeln sich Kiebitz und Bekassine, an den quelligen Stellen wurmt die Schnepfe. Das Gelächter des Schwarzspechtes und das Gekicher der Turmfalken übertönt das Knurren des Taubers und das vielstimmige Konzert unterschiedlicher Singvögel, in der Dickung stehen die Rehe, an Hasen mangelt es nicht, und Kaninchen sind auch da, und an Fröschen und Käfern ist Überfluß. Da kann ein Krähenpaar es schon aushalten, und auch mehrere.

Gerade auf den Wald streicht das Krähenpaar zu; aber hundert Schritte davor biegt die eine ab, stößt einen Warnruf aus und steigt empor, und

die andere macht ihr das alles nach. Höher, immer höher steigt das Paar, schwebt über den Wald hin und äugt unter sich. Und dann stoßen beide gellende Warnelaute aus und rudern hastig weiter; denn an der Waldkante entlang geht der Hegemeister mit seinem Schweißhunde.

Bei einem großen Windbruche baumen die Krähen auf. Sie weiß es bestimmt, das Weibchen, daß hier etwas nicht in Ordnung ist. Denn die alte Samenfichte, in der sie drei Jahre hintereinander gehorstet hat, steht wohl noch da, aber ringsumher ist es kahl geworden. Einige Wurfböden liegen noch umher und allerlei Astholz; aber der Bestand selbst ist bis auf einige Überhälter verschwunden. Also wird man einen neuen Horstbaum suchen müssen; denn mitten auf der blanken Blöße zu brüten, das ist doch zu gefährlich.

Vorläufig eilt das aber noch nicht. Deshalb erst einmal nach dem Bache hin, wo es allerlei gute Dinge gibt. Sieh da, sieh da, auch heute ist da etwas. Ein dreipfündiger Hecht ist mit dem Hochwasser in den Graben geschwommen und zappelt nun hinter dem Verhau, das angeschwemmtes Astwerk und Genist bildet, elend umher. Rechts und links von dem Graben fußen die Krähen auf den Zweigen und äugen mit langen Hälsen hinunter. Platsch! Der Hecht macht einen Satz, daß der Schlamm laut quatscht. Die Krähen flattern entsetzt fort; denn sie erschraken zu sehr. Aber schon sind sie wieder da. Eine fliegt an den Grabenbord. Hops, macht der Hecht einen Sprung in die Höhe und die Krähe einen zur Seite.

Jetzt kommt auch die andere. Mit viel Kopfverrenkungen und Halsverdrehungen gehen sie bis dicht an das schlammige Wasser. Der Hecht liegt wie tot da, ab und zu nach Luft schnappend. Ob ich es wage? denkt die eine Krähe und schreitet in das Wasser hinein. Einen fürchterlichen Hieb läßt sie auf das Genick des Fisches herniedersausen und fährt sofort zurück, aber doch nicht so weit, daß sie nicht ein gutes Teil von der rostbraunen Brühe abbekäme, die der Schwanz des Fisches umherstreut.

Aber jetzt liegt er still. Die andere Krähe wackelt heran. Das saß! Mitten in das eine Auge fuhr ihr Schnabel. Hoch wirft sich der unglückliche Fisch empor, und die Krähen weichen zurück, aber sobald er wieder liegt, trifft ein Schnabelhieb sein linkes Auge, daß er geblendet ist. Er schießt nach rechts, er fährt nach links, und jedesmal, wenn er an das Ufer kommt, trifft ihn ein sicherer Hieb. Jetzt bleibt er auf der Seite liegen und öffnet verendend den Rachen. Es regnet Schnabelhiebe. Noch ein Sprung, ein wildes Plätschern, und dann dreht er den weißen Bauch nach oben.

So, das wäre gemacht! Aber bei der schweren Arbeit hat man ganz vergessen, aufzupassen, ob die Luft rein ist. Das Krähenmännchen schwingt sich in die Eiche und späht umher, fliegt dann auf die Spitze der Fichte gegenüber, äugt rechts und links den Bach hinauf und hinab, steigt empor und übersieht die Gestelle und taucht wieder in das Astgewirr hinab. Da unten ist das Weibchen schon mitten in der Arbeit. Es hat so lange unter der Kiemenspalte herumgehackt und -gezerrt, bis die Haut zerriß. Leber ist das Feinste, was es auf der Welt gibt, aber das Allerfeinste ist doch Hechtleber, vorausgesetzt, daß es keine Quappenleber gibt, denn das ist die Höhe der Gefühle.

„Cherr," sagt das Männchen leise, und das heißt: „Laß mir auch etwas übrig!" Das Weibchen hat dazu keine Lust und besieht für seine Happigkeit einen Schnabelhieb. Nun langt das Männchen in die Bruſtöffnung und zerrt die Leber hervor, und das Weibchen reißt das Herz heraus, verschlingt es, flattert empor, um nachzusehen, ob nicht unterdessen der Hegemeister mit seinem Schießgewehre nähergekommen ist. Aber weit und breit ist nichts zu sehen als der alte Bock, der sein Bastgehörn spazieren führt, und auf dem Ende der Schneise der Hase, der da junges Gras mümmelt. Und wenn auf dem einen Ende des Gestelles ein Reh und auf dem anderen ein Hase sich vertraut äsen, dann ist dazwischen alles in Ordnung. Man kann also getrost weitervespern.

Hecht ist ganz entschieden besser als ein alter Knochen mit wenig daran und viel Asche darum und Dutzenden von neidischen Schnäbeln in der Nähe; ganz entschieden ist er besser. Es ist nur schade, daß er bloß eine Leber und ein Herz hat. Aber das Rückenfleisch ist auch nicht zu verachten, obgleich das Bauchfleisch noch zarter ist. Ganz vorzüglich aber ist das Gehirn; viel gibt es davon nicht, aber der Geschmack ist fast so gut als der von halbbebrüteten Kiebitzeiern oder nackten Jungmäusen.

Aber was war das da eben? Das klang ja beinahe, als wenn der Häher warnte. Tatsächlich, es ist der Häher; er warnt gefährlich. Darum von der Erde weg auf einen sicheren Ast. Hier ist irgend etwas nicht in Ordnung. Der Bock hat mit dem Äsen aufgehört und tritt in den Bestand; der Hase macht einen Kegel, und jetzt setzt er über den Graben. Aber der Förster ist nirgendwo zu sehen. Was mag nur los sein, daß der Häher so fürchterlich schimpft? Ach so, Reineke Rotvoß, der Schleicher ist es? Da taucht er auf der Brücke auf und prüft den Wind, und jetzt schnürt er unter dem Winde gerade auf den Hecht los.

Das geht nicht, geht auf keinen Fall! Das wäre ja noch schöner. Erst quält man sich eine volle Stunde mit dem Fische ab, und nun soll man ihn loswerden? „Karr" und „Kerr" erschallt es über dem Fuchse. Verdutzt bleibt er stehen und äugt falsch nach oben. Dann schnürt er weiter. Und wieder krächzt es, und ehe er es sich versieht, hat er einen Stich weg und jetzt wieder einen, und während er wild nach links schnappt, hat er rechts noch einen Schmiß fort, und das Gekrächze wird immer schlimmer; denn nun sind es schon vier Krähen, und wer weiß, ob nicht bald sechs oder acht da sind. Mit einer mächtigen Flucht taucht der Fuchs in der Dickung unter.

Die vier Krähen sitzen rechts und links von der Schneise auf den Ästen und verpusten sich. Dann stiebt das eine Paar ab, und das andere kehrt zu dem Hecht zurück. Im Holze fällt ein Schuß, und wütendes Krähengeschrei folgt darauf. Das Krähenpaar steigt über den Wald und kreist. Da unten im Bruche kreist ein Krähenmännchen und kreischt jämmerlich, und durch das Bruch geht der grüne Mann mit seinem roten Hunde, und an seinem Rucksacke baumelt etwas Blankes, Schwarzes hin und her. Hoch über ihm kreist schrecklich krächzend das Männchen.

Langsam rudernd folgt das Krähenpaar bis an die Waldkante nach und

baumt dort auf. Der Mann und der Hund verschwinden in der großen Wiese, hinter der das Dorf liegt. Da fliegt das Paar zurück. Das verwitwete Männchen gesellt sich zu ihm. Es tut anfangs so, als läge ihm nur an der Gesellschaft etwas; aber das andere Männchen weiß, mit welchen Plänen es umgeht, und sobald es nahekommt, sticht es nach ihm. Das Gequarre ist bald hier, bald da im Walde, bald über den Kronen, bald im Geäste, jetzt auf der Wiese und nun im Bruche. Schon hat der Kauz gerufen, die Graudrossel stellte ihr Singen ein, kein Rotkehlchen tickt mehr im Unterholze, die Himmelsziegen meckern schon über der Wiese, der Mond steht auf dem Walde, und immer noch geben die Krähen keine Ruhe. Das rechtmäßige Männchen jagt sein Weibchen vor sich her und in den dicksten Fichtenbestand hinein, aber er wird den Nebenbuhler nicht los, und so müde es auch ist, es muß ihn immer abwehren. Erst als Wolken über den Mond steigen, hört der Lärm auf.

Ein grauer Morgen kommt herauf; die Luft ist weich und warm. Morkend und pfuitzend streicht eine Schnepfe über die Blöße. Langsam ziehen die Rehe das Gestell entlang. Laut heult der Kauz. Irgendwo in den hohen Föhren schläft das Krähenpaar; aber der Krähenwitwer ist schon wach. Er sitzt auf dem Wipfel der Eiche und hält Umschau nach dem Paare; denn er denkt den Kampf um das Weibchen fortzusetzen. Es wird heller und heller. Die Rotkehlchen ticken überall, die erste Drossel pfeift, die Himmelsziegen hören mit ihrem Gemecker auf. Dem Krähenwitwer wird das Warten zu langweilig. Er streckt den Kopf vor, bläst die Kehle auf und wirft seinen hohlen Balzruf in die Stille. Ein sanftes „Arr“ und ein wütendes „Err“ antwortet ihm aus den hohen Föhren. Er wirft sich von seinem Aste und schwebt über der Lichtung. Noch ist er nicht in der Mitte, da löst sich ein brauner Wisch aus der Eiche und flattert hinter ihm her. Ein jämmerliches Angstgeplärre stößt er aus; denn er fühlt die acht Krallen des Habichtes in seinen Weichen. Sein Angstruf findet doppelten Widerhall. Fort ist alle Eifersucht, aller Haß bei dem Krähenmännchen; sausenden Fluges, laut um Hilfe schreiend, streicht es heran, und hinter ihm her folgt das Weibchen. Mit todhaßwütendem Quarren hassen beide auf den Habicht und hetzen ihn durch den Wald. Von der Wiese, von dem Moore, von den Weiden kommt Zuzug; alle die Krähen, die in dem Walde schliefen und auf der Fahrt nach dem großen Schuttplatze vor der Stadt waren, wenden um und eilen herbei. Aus hundert schwarzen Schnäbeln klingt das haßerfüllte Arr, Err und Örr, und laut tönt das Sausen und Brausen der vielen Schwingen über dem Forste.

Dem Habicht wird schwül. Er flattert niedrig über den Boden im Altholze hin und sucht ein Versteck. Wo die vier jungen Fichten sich eng aneinanderdrängen, fällt er ein und schlüpft unter, die tote Krähe fest im Griffe haltend. Aber den Krähen entgeht er nicht. Err, klingt es hier, Arr, tönt es da, und rund um den Busch krächzt und quarrt und saust es hundertfach. Eine kleine Weile hält er den Lärm aus, dann aber fällt er ihm auf die Nerven, und plötzlich bricht er hervor und stiebt der Kieferndickung zu. Aber

ein Dutzend Krähen verlegen ihm den Weg und zwingen ihn, umzukehren, und dort ist wieder ein Dutzend und dort noch eins. Am Fuße der alten Eiche flattert er nieder, immer noch die Krähe im Fange haltend. Sein krummer Schnabel ist weit offen, seine bunte Brust geht auf und ab, seine Flügel sind gespreizt, sein Stoß weit gefächert. Err, da hast du eins! Arr, und noch eins! Örr, und das von mir! Kerr, und eins von mir dazu! Dicht über seinen Kopf hin saust es unaufhörlich, und seine gelben Augen gewahren nichts als ein betäubendes Geflatter von schwarzen, gespreizten Schwingen und einen Wirbel blanker Leiber. Überall Krähen, in der Luft, am Boden, auf den Bäumen, und in jedem Augenblicke werden es mehr.

Er sieht es ein, hier hilft ihm nur die Flucht. Mit jähem Rucke schwingt er sich auf und streicht erst niedrig über den Boden hin, steigt dann und sucht die dichte Fichte zu gewinnen. Aber vier Krähen kommen ihm entgegen, und er macht einen Bogen nach der Föhrendickung. Aber auch dort geht es ihm nicht besser, und wieder muß er herunter und an dem Stamme der Fichte Rückendeckung nehmen. Drei, vier, fünf, ein ganzes Dutzend der schwarzen Rächer sitzen um ihn herum auf dem Boden und in den Zweigen und schreien ihn mit heiseren Stimmen an, und über ihm schreit und saust und hinter ihm kreischt und braust es. Da läßt er seine Beute fahren, schwankt im Zickzack um die Stämme und stürzt sich in das krause Astwerk einer Föhre, um in demselben Augenblicke im Donner des Schusses herabzustürzen. Er war dem Hegemeister gerade vor das Rohr gekommen. Der hörte die wilde Jagd herankommen und drückte sich hinter einen Stamm.

Mit Entsetzensgeschrei stiebt das Krähenvolk auseinander, kreist lärmend noch einige Zeit über dem Forste und verteilt sich. Das eine Paar aber strebt dem Bache zu, um den Rest des Hechtes zu verzehren. Aber es ist nichts mehr zu finden; über Nacht war der Iltis da und hat blanken Tisch gemacht. So geht es denn nach den Wiesen. Da gibt es Mäuse und Maulwürfe, und wenn die nicht zu finden sind, Frösche. Die Tümpel sind voll von laichenden Taufröschen. Ruhig und besonnen spazieren die beiden Schwarzröcke in der Wiese umher. Da ist eine Raupe und hier ein Käfer und dort ein Wurm, und da wieder einer, und da hüpft ein junges Moorfroschmännchen, den Kopf voll von Liebesgedanken; sie alle sterben einen schnellen Tod. Aber was ist das da? Bewegte sich dort nicht die Erde? Ganz vorsichtig und doch schnell geht die Krähe näher, bis sie dicht an dem Maulwurfshaufen ist. Mit schrägem Kopfe steht sie da und lauert. Jetzt bewegt sich die Erde wieder, der Haufen vergrößert sich, und mitten darin taucht ein rosenrotes Schnäuzchen auf. Gerade als es verschwinden will, hackt der spitze Schnabel zu und reißt den Maulwurf heraus. Heftig strampelt er, aber es hilft ihm nichts. Die Klauen der Krähe greifen ihn, und drei sichere Hiebe mit dem Schnabel machen ihm den Garaus. Auf dem Aste der breitkronigen Eiche wird er verspeist.

Die andere Krähe wackelt an dem Waldgraben entlang. Ein halbwüchsiges Waldmäuschen hat schon daran glauben müssen und nach ihm eine junge Waldeidechse, die heute zum ersten Male nach langem Winterschlafe

die Sonne sah. Aber was ist das da in dem welken Laube unter dem Weißdornbusche? Ein graubraunes Wollklümpchen, sogar zwei! Hick, hack hick hack, ist die Krähe beim bösen Werke. Ein jämmerliches Quietschen ertönt, und sofort ist die zweite Krähe auch da. Hick hack, hick hack. Aus ist es mit den beiden frischgesetzten Junghäschen. Gestern Fisch, heute Hasenbraten. Ach ja, es läßt sich hier schon ganz gut leben. Noch acht Tage, dann legen die Kiebitze. Sie machen freilich einen schrecklichen Lärm, nimmt man ihnen die Eier fort, aber das wird man allmählich gewöhnt. Und was noch sonst alles im Walde brütet! Da ist die Singdrossel und die Amsel und der Fink und die Ammer, und im Moore sind Pieper und Bekassine und, nicht zu vergessen, das Birkhuhn und die Krickente. Und im Walde gibt es Blindschleichen, Glattnattern und Kreuzottern, die alle ganz gut schmecken, und wenn im Bache die dummen Neunaugen laichen, ist es ein Hauptspaß, sie samt dem Steinchen, an dem sie festsitzen, an das Ufer zu zerren. Auch Schmetterlinge gibt es, mit Leibern so dick wie eine junge Maus, und Käfer, fett wie Schnecken, und unterschiedliche Arten von Mäusen. Ja, es ist ein vorzüglicher Wald, dieser Wald hier, ein wahrer Prachtwald. Nur vor dem Förster muß man sich zu wahren wissen, denn der ist noch gefährlicher als Fuchs und Habicht.

Aber dafür ist er auch meist so unvernünftig grünspangrün angezogen, daß eine halbwegs geweckte Krähe ihn schon von weitem äugt. Und auch dann, wenn er Walduniform anhat, kennt man ihn leicht; denn sein Gesicht leuchtet weithin im Walde, und seine Flinte blitzt noch weiter in der Sonne. Das aber, was da ankommt, das ist einer von den Menschen, die keiner Krähe etwas tun, denn er geht schnell und flötet dabei. Und der große Raubvogel, der dort angesegelt kommt, ist ein ganz ungefährlicher Bussard. Aber deswegen kann man ihn doch fortjagen. Laut quarrend hassen die Krähen auf den Mäusejäger, treiben ihn über die Wiese und kehren dann zurück. Es war nur einer von den Späßen, die sie sich gern erlauben. Auch der Hund, der da umherbummelt, hat dort nichts zu suchen. Also: auf ihn! Schon macht er, daß er nach dem Dorfe kommt.

Sieh, sieh, also darum schnüffelte Spitz dort umher! Er hat ein Junghäschen gewittert. Nun, das können Krähen noch besser gebrauchen als ein Hund. Aber es kann schon hübsch laufen und drückt sich in das Eichengestrüpp. Hick, hack! Es geht ja schwer, die Schnäbel durch das Gezweig zu bringen, aber Ausdauer führt zum Ziele. So, der Hieb saß! Jämmerlich klagt der Kleine. Aber was ist das da, was da angestoben kommt? Wahrhaftig, die Alte! Nun wird der Fall verwickelt; denn so eine Hasenmutter versteht niederträchtig zu trommeln. Da fliegen schon eine Feder, und da noch eine. Tatsächlich, es ist keine Möglichkeit, an den Junghasen heranzukommen, einmal der Zweige wegen, und dann, weil die Alte ihn deckt. Aber horch, klagt drüben an dem Teiche nicht noch ein Junghase? Es ist so. Also dahin! Halt, halt, zurück, es ist der Grünrock! Aber da donnert der Schuß schon, wie ein schwarzer Lappen fällt das Krähenmännchen auf die Wiese, und das Weibchen fuchtelt mit Angstgetöse von dannen.

„Gelichter!" brummt der Förster, hängt die Krähe in den Hühnergalgen und geht heim. Abends ist er wieder draußen mit seinen Söhnen und baut sich aus Fichtenzweigen einen dichten Schirm um vier Pfähle, und am Morgen sitzt er darin und davor auf der Juhle, mit den bernsteingelben Glotzaugen um sich spähend, Hans, der Uhu. Ein Häher flattert über die Wiese, äugt die Eule, baumt in der Eiche auf und schimpft mörderisch. Endlich streicht er ab. Ein Brachvogelpaar kommt flötend angeschwebt, haßt auf den Uhu und zieht weiter. Ein Krähenpaar rudert in hoher Luft dahin, wendet, kreist, krächzt Mord und Brand, stößt auf den Uhu und baumt auf. Ein Doppelschuß erdröhnt, und beide stürzen in die Wiese. Eine einzelne Krähe streicht vorüber, äugt den Uhu, stößt ein Angstgekreische aus und macht, daß sie fortkommt. Der Förster lacht in seinen Bart hinein; er weiß, daß es eine alte Standkrähe ist, die ganz genau Bescheid weiß, daß der Uhu schießen kann. Aber jetzt kommt ein Krähenpaar angestrichen und stößt auf den Uhu. Die eine fällt im Feuer, die andere verliert zwei Schwanzfedern und rettet sich mit Angstgekrächze in den Wald.

Es ist das Weibchen, das vorgestern den Hecht und gestern die Junghasen entdeckte. Zwei Tage bleibt es ledig, am dritten hat es ein Männchen. Es ist keine Rabenkrähe, dafür hat es am Rumpfe zu viel Grau, und es ist auch keine Nebelkrähe, denn das Grau ist zu trübe. Es ist ein Bastard. Seine Mutter war eine Rabenkrähe, sein Vater eine Nebelkrähe, die aus irgendeinem Grunde diesseits der Elbe blieb und sich eine schwarze Gefährtin suchte.

Das Bastardmännchen ist ein Oberschlauberger. Seine Frechheit ist geradeso groß wie seine Vorsicht. Es stiehlt dem Oberholzbauer sein Butterbrot und geht schon auf tausend Schritte ab, wenn der grüne Rock des Försters auftaucht; aber es geht zwei Fuß hinter dem pflügenden Knechte her und liest die Engerlinge, Drahtwürmer und die Eulenpuppen auf, die die Pflugschar zutage bringt. Es belästigt den Habicht so lange, bis er es vorzieht, nicht mehr in dieser Ecke zu jagen, und es paßt scharf auf die Kiebitze auf, und ehe sie es sich versehen, hat es das Gelege gefunden und frißt die Eier aus. Selbst beim scheußlichsten Regenwetter und beim eisigen Ostwinde weiß es Nahrung zu finden.

So paßt es gut zu dem schwarzen Weibchen, das sehr klug veranlagt, aber ein Jahr jünger und darum unerfahrener ist, und wenn auch zwei Rabenkrähenmännchen es ihm eine ganze Woche lang streitig machen, seine Unverschämtheit treibt sie schließlich in die Flucht. Nun gibt es gegen Mittag ein seltsames Leben in dem sumpfigen Erlenbestande bei dem Bache. Quarrend und schnalzend treibt die graue Krähe die schwarze, bis sie sich gibt, und dann gaukelt das Männchen um sie herum, schnalzt ihr seinen sonderbaren Singsang vor und macht sich mit Schnabelklappen und Schwingengeschwirre so niedlich, wie es nur kann.

Der alte Bock, der hier seinen Stand hat, äugte erst ganz verdutzt, als das Geflügel und Geflatter über ihm losging, aber er gewöhnte sich schnell daran. Etwas unheimlicher aber wird es ihm, als es einige Tage darauf immer



M. Behr phot. Cöthen, Mai 1908.

Rabenkrähe im Dickicht.
Corvus corone corone L.



Alf Bachmann phot. *Eyrarbakki (Island), August 1904.*

Isländischer Kolkrabe, am Rand eines Sumpfes marschierend.
Corvus corax islandicus Hantsch.



R. B. Lodge phot. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

Drei Kolkraben am Luder.
Corvus corax corax L.

knick, knick geht, gerade als wenn ein Menschenfuß beim leisen Pirschen ab und zu einen dürren Stengel abträte. Das sind die beiden Krähen, die von Baum zu Baum fliegen und bald hier, bald da einen Zweig abbrechen. Das machen sie so heimlich und geräuschlos, als handele es sich um ein schweres Verbrechen, und es sind doch nur wertlose Erlen- und Birkenreiser und keine Tragreiser von Edelobst, wie sie die Krähe, wo sie sie haben kann, mit Vorliebe zum Unterbau für ihren Horst nimmt. Aber auch an das leise Abknicken gewöhnte sich der Bock sehr bald, und in wenigen Tagen fand er heraus, daß die neue Nachbarschaft für ihn von Nutzen sei. Es ist ja der Zaunkönig da, das Rotkehlchen, der Laubvogel, die Weidenmeise, die Singdrossel, die Amsel und der Häher, die ihm alle jeden Menschen anzeigen, aber auf keinen von ihnen ist so viel Verlaß wie auf die Krähen. Da ist nichts auf eine Viertelmeile im Umkreise, das ihnen entgeht, und das sie nicht vermelden. Jeden Menschen, der sich blicken läßt, verkündigen sie, aber auf unterschiedliche Art. Die Waldarbeiter und die Kinder, die Dürrholz lesen, werden anders angesagt als der Käfersammler: denn er ist den Krähen fremd, und anders ist der Ruf, der den Gendarm offenbart, der ab und zu durch den Wald geritten kommt. In dem Arr oder Krah, mit dem diese Leute gemeldet werden, liegt weiter nichts als die Feststellung einer mehr oder minder bemerkenswerten Tatsache; läßt sich dagegen der Forstläufer blicken oder der Hegemeister oder gar der Forstmeister, der schon seit drei Jahren den alten Bock weidwerkt, dann klingt der Warnruf so gellend, daß der Bock sofort Bescheid weiß. Aber die Krähen haben auch wieder von dem Bocke Nutzen, denn er hat einen Sinn mehr als sie, die Nase, und wenn der Hegemeister sich auch noch so vorsichtig unter dem dichten Gezweige der Fichten heranpirscht, um zu sehen, ob er nicht die Krähen beschleichen kann, die ihm das Fasanengelege plünderten, des Bockes dröhnender Baß verrät ihn. Außerdem sind noch die hellsichtigen Tauben da, die mit klatschendem Flügelschlage abreiten, naht sich irgend etwas Verdächtiges dem Bruche.

So können die Krähen in Muße in der hochschäftigen, dichtkronigen Kiefer, die sich zwischen den Erlen und Birken erhebt, ihren Horst bauen und ungestört ihre Eier ausbrüten und in Frieden ihre Jungen großziehen, zumal es an Futter nicht gebricht. In dem Bruche selbst und an den Rändern der Gräben wimmelt es von grünen und braunen Fröschen, da schlüpfen mehrere Arten Mäuse, auf den Gestellen sind vielerlei Heuschrecken und Käfer, und das Unterholz birgt eine Menge von Nestern mit leckeren Eiern und fetten Jungvögelchen. Die Felder, Wiesen und Weiden vor der Forst wimmeln von allerhand Getier, und in den Brüchen und Mooren ist noch mehr davon zu finden. Das Krähenpaar hat es leicht, seine Jungen satt zu bekommen, und fortwährend fliegen die Alten auf und ab und schleppen Atzung heran, den Mistkäfer wie die Maus, die Eidechse und die Kreuzotter, den jungen Kiebitz und die eben ausgeschlüpfte Krickente, und die Jungen wachsen und gedeihen und sind in wenigen Wochen so groß, daß sie den Nestrand ganz platt getreten haben. Noch einige Wochen später sitzen sie schon in den Zweigen der Kiefer und flattern bald den Alten etwas

entgegen, bis der Tag kommt, daß sie den Horst verlassen und mit unsicheren Flügelschlägen in schrägem Fluge über das Bruch hinflattern. Für zwei von ihnen ist der erste Flug der letzte; das eine schlägt der Habicht, das andere reißt der Fuchs. Die drei anderen aber, eine schwarzgraue, wie der Vater, und zwei kohlschwarze, wie die Mutter, kommen glücklich davon.

Nun hebt ein herrliches Leben an. Den Morgen und den Vormittag lernen die Jungen unter Führung der Eltern auf den Wegen und Wiesen sich ihre Nahrung suchen. Anfangs ist das recht schwer, denn der Heuhüpfer kann mächtig springen, die Frösche sind scheußlich flink, und die Maus ist immer gerade da gewesen, wo der Schnabel eben hinhackt, die Blindschleiche hält sich im Grase schrecklich fest, und die Eidechse ist schon längst verschwunden, ehe man sie recht gewahrt hat. Manche Dinge sieht man überhaupt nicht. Da liegen in einem runden Loche im Grase fünf kleine runde, buntgesprenkelte Steine. Steine schmecken nicht; also läßt man sie liegen. Aber die Mutter holt einen hervor, beißt ihn durch, und siehe da, es ist etwas Weiches darin, das ganz ausgezeichnet schmeckt. Dann liegt da auf dem Sandwege ein hartes, rundes, schwarzes Ding, das sich gar nicht bewegt. Wer kann es wissen, daß es ein Pillenkäfer ist? Der Vater, und nun wissen es die Jungen auch. Und Eidechsen fangen, das ist gar nicht so schwer. Man wartet, bis sie in ihr Sandloch geschlüpft ist, und dann stellt man sich so, daß man seinen eigenen Schatten hinter sich hat, und rückt und rühret sich nicht, und wenn es eine Viertelstunde dauert. Sobald sie aber herauskommt, wupps, zugehackt, und man hat sie. Ebenso ist es mit der Maus, und mit dem Maulwurf ist es ähnlich, nur daß man bei diesem darauf achten muß, wo sich das Fallaub oder die Erde bewegt. Anders ist es wieder mit den jungen Lerchen, Piepern, Bekassinen und Kiebitzen. Die sind auf einmal verschwunden, als wären sie in die Erde gekrochen. Aber wenn man genau zusieht, dann liegt hier ein Ding, das sieht wie ein verschimmeltes Stück Schafdung aus, und faßt man zu, dann hat man einen Jungvogel.

Noch vielerlei gibt es, was die Jungen lernen müssen. Die großen Tiere, die auf zwei Beinen gehen, sind sehr gefährlich, denn das sind Menschen. Manche sind harmlos, aber so genau kann man das nie wissen. Wenn sie beim Gehen Lärm machen oder auf Wagen sitzen, sind sie meist unschädlich, und auch alle die, die unten breiter als oben sind, und von deren Beinen man nur kleine Stücke sieht, haben nichts zu bedeuten. Man tut aber immer gut, sie nicht auf mehr als auf hundert Flügelschläge herankommen zu lassen. Die einzigen Menschen, denen man trauen kann, das sind die, die hinter zwei Pferden das Feld auf und ab gehen und den Boden wund machen, so daß allerlei Getier zum Vorscheine kommt, und auch die, die im Walde graben oder Bäume umhacken, sind im allgemeinen nicht zu fürchten. Aber die, die grün aussehen und auf der linken Schulter etwas Blankes und hinter sich meist einen Hund haben, das sind die allerschlimmsten, und jede anständige Krähe hat die Pflicht, es weit und breit anzusagen, wenn ein grünröckiger Mensch in Sicht kommt. Man ist nie vor ihnen sicher, und wo irgendein Busch oder ein Strauch oder ein Graben ist,

da muß man, wenn man beim Mausen oder Nestersuchen ist oder sonst etwas vorhat, ab und zu in die Höhe fliegen und spähen, ob nicht in dem Graben oder hinter dem Busche ein solcher Mensch ankommt. Außerdem hat man sorgfältig auf das Benehmen aller klugen Tiere achtzugeben. Solange der Bock sich äst und der Hase rund ist, ist die Luft rein; wenn aber der Bock aufwirft und der Hase lang wird, ist irgend etwas nicht in Ordnung. Da, wo die Grille zirpt oder der Frosch quarrt, ist keine Gefahr; wenn aber die Tauben sehr laut abstreichen, wenn der Vogel warnt oder der Häher oder der Specht oder der Kiebitz Lärm schlägt, dann ist irgend etwas in Unordnung, und wenn der Hase oder der Bock plötzlich wegläuft oder der Bock laut schimpft, dann ist die Sache sehr bedenklich.

Es ist unglaublich viel, was eine junge Krähe alles lernen muß, ehe sie ohne die Eltern in der Welt fertig werden kann. Es ist zum Beispiel ganz ungefährlich, um die Zeit, wenn die Bauern alle auf der Wiese beim Heuen sind, zwischen ihnen umherzugehen und nach Jungmäusen und Käfern zu suchen. Dagegen muß man, wenn man sich im Dorfe Kirschen holen will, sehr dabei vorsehen. Manchmal steht ein Mensch auf dem Felde und rührt sich nicht; dann ist es gar kein Mensch, sondern eine Vogelscheuche, aber man tut doch gut, alles, was ungefähr wie ein Mensch aussieht, erst lange Zeit zu beobachten. Wenn ein Mensch sich auf dem Felde zu schaffen macht und geht fort, und man findet dort nachher ein Stück Fleisch, das ist immer hochverdächtig. Findet man im Walde eine Eule, so darf man sie so viel plagen, wie man will; sitzt aber auf freiem Felde die große Eule auf einem Pfahle, so ist die Sache faul; denn diese Eule kann schießen. Wenn man zu mehreren ist, muß man den Habicht fortjagen; ist man allein, so tut man gut, sich zu verstecken.

Das alles und noch viel mehr lernten die jungen Krähen den Sommer über unter Führung der Alten. Sie lehrten sie, im Bogenfluge am Rande des Roggenfeldes entlang zu fliegen, eine Ähre zu haschen und abzureißen und sie, wenn ein bis zwei der milchigen Körner herausgepickt waren, fortzuwerfen und sich eine neue zu holen. Sie lehrten sie die Stellen unter den Brücken zu finden, wo selbst um die Mittagszeit das Wasser kühl ist, und zeigten ihnen die Buchten im Flusse, wo die abgestandenen Fische und die ertränkten jungen Hunde und Katzen antreiben. Sie wiesen ihnen die blauen Fliegen und rot und schwarz gestreiften Käfer, die unfehlbar anzeigen, wo ein totes Tier oder ein Wildgescheide liegt, und machten es ihnen klar, wie man aus dem Benehmen eines Hasen oder eines Vogels erkennt, wo er seine Jungen oder seine Eier hat, und wie man es macht, dorthin, wo ein Schuß fällt, vorsichtig heranzustreichen und aufzupassen, ob man nicht ein Stück Wild findet, das dem Jäger entgangen ist. Wenn der Wind kalt von Osten kommt, ist auf dem Moore wenig zu finden, um so mehr aber, ist die Luft still und scheint die Sonne sehr warm. Wenn ein Hase klagt, kann man nie wissen, ob es ein Hase oder ein Mensch ist, der Krähen schießen will; deshalb muß man vorsichtig von hinten und in guter Deckung heranstreichen. Findet man ein größeres Tier, das krank ist, so hackt man ihm

zuerst die Augen aus, damit es nicht fortlaufen kann. Der schlimmste Fehler für die Krähe ist die Einseitigkeit. Ist in Wald und Moor auch noch so viel Futter, so muß man doch ab und zu zu Felde fliegen oder bei dem Dorfe umherstöbern, damit man sich in der kargen Zeit dort zurecht findet. Wenn es irgend geht, soll sich die Krähe Gesellschaft suchen; vier Augen sehen doppelt soviel wie zwei, und je mehr da sind, um so besser ist es.

Der Sommer geht hin, der Herbst zieht in das Land; die einzelnen Krähenfamilien schlagen sich zu Flügen zusammen und treiben sich, bald sich für sich haltend, bald mit Dohlen und Saatkrähen gemischt, im Lande umher, heute in den Marschen, morgen auf den Stoppeln der Geest, übermorgen auf den Rübenfeldern des Lehmlandes, ungeheure Mengen von Drahtwürmern, Engerlingen und Mäusen vertilgend und Massen verwesender Stoffe forträumend, auch manches angeschossene Rebhuhn, manchen kümmernden Hasen überfallend und tötend. Sinkt der Abend über das Gefilde, färbt sich der Himmel rosig, dann ziehen sie, geführt von den ortskundigen Stücken, krächzend und quarrend nach einem fernen Walde, ihn noch eine Stunde lang mit dem Getöse ihrer rauhen Stimmen und dem Rauschen ihrer harten Schwingen erfüllend, bis der letzte Rosenschein am Himmelsrande erlischt und die Nacht hereinbricht. Jeder Morgen bringt dem Fluge neuen Zuzug; und um das Dreifache nimmt er zu, als Ostelbien, Skandinavien, Rußland und Nordasien die zahllosen Mengen von Nebelkrähen in das Land der Rabenkrähen schickt. Da wird allmählich das Futter spärlich in Feld und Wiese, Moor und Heide, und immer mehr drängen die Scharen nach den Siedlungen der Menschen, erst nach den Dörfern, dann nach den Landstädten, und zuletzt zu den Großstädten, wo die Rieselfelder und Schuttplätze liegen, die allwinterlich die Tausende und Abertausende und Aberabertausende von Krähen ernähren müssen.

* * *

Es ist viel über den Nutzen und Schaden der Krähen gestritten worden. In der Jagdpresse, die sich bis vor kurzem noch auf einem ganz einseitigen Standpunkte befand, wird die Raben- und Nebelkrähe als ein Vogel hingestellt, der jagdlich nur Schaden stiftet. Es ist selbstverständlich, daß ein so starker und kluger Vogel allerlei Schaden in jagdlicher Hinsicht anrichtet. Auf weiter, buschloser Strecke ist ein Nebelkrähenpaar imstande, einen kümmernden Hasen zu Tode zu hetzen; auch wird es einem Krähenpaare nicht allzu schwer fallen, ein frischgesetztes Rehkitz zu meucheln. Der eben gesetzte Junghase, das Feldhuhn-, Fasanen-, Wachtel- und Entengelege, das die scharfen Augen der Krähen erspähen, ist verloren, und so manches Junghuhn, so manches Fasanenküken, so manche Jungente findet den Tod durch ihre Schnäbel.

Das ist die eine Seite der Sache. Bedenkt man aber, daß der Krähe in erster Reihe kümmerndes, angeschossenes und krankes Wild zum Opfer fällt, so kann man von einem Nutzen sprechen, beseitigt sie solche sowieso verlorenen Stücke, die zum Teil als Seuchenverschlepper dem Jagdinhaber

schweren Schaden stiften. Wenn ferner ein Feldhuhn, eine Fasanenhenne, eine Wildente so dumm baut, daß das Gelege von den Krähen erspäht wird, so ist es vielleicht auch gut, daß die Krähe dafür sorgt, daß sich die Dummheit der Mutter nicht vererbe. Im allgemeinen bieten die Satz- und Hegezeit der Krähe so viel Kleingetier als Futter, daß sie nur verhältnismäßig selten nach Wild suchen wird, und sie wird in der Hauptsache von solcher Beute leben, die ihr, wie Insekten, Mäuse usw., am bequemsten zugänglich ist. So wird dort, wo die Krähen nicht gerade in zu großer Anzahl auftreten, was bei der Raben- und Nebelkrähe kaum irgendwo der Fall ist, ihr jagdlicher Schaden durchschnittlich geringer sein, als man annimmt.

Nachweislich stiftet sie aber auch in anderer Hinsicht Unheil. Sie bricht zum Bau ihres Nestes mit Vorliebe die brüchigen Tragreiser von Obstbäumen ab, tritt außerdem, besonders an Landstraßen, an Obstbäumen sehr viel die Pfropfreiser ab, plündert auch vielfach in ziemlich erheblicher Weise die Obstbäume, besonders die Kirschen, reißt bei der Würmersuche die Saatbüschel heraus und pflückt milchige Getreideähren in solchen Mengen ab, daß sie dadurch ganz erheblichen Schaden stiftet, plündert auch die Erbsen- und Bohnenfelder. Dagegen steht aber der sehr große Nutzen, den sie in landwirtschaftlicher Beziehung durch die Vertilgung von Engerlingen, Drahtwürmern, Maikäfern, Brachkäfern und Mäusen stiftet. Somit dürfte Regierungsrat Prof. Dr. G. Rörig von der Versuchsanstalt für Land- und Forstwirtschaft zu Dahlem, der Tausende von Krähen auf ihren Mageninhalt untersuchte und die Ergebnisse veröffentlichte, recht haben, wenn er behauptet, daß, von Sonderfällen und Sonderverhältnissen, wie sie für Fasanerien in Frage kommen, abgesehen, die Raben- und Nebelkrähen in der Hauptsache mehr Nutzen als Schaden anrichten.

Bei der Bewertung der Krähe darf aber nicht allein ihr unmittelbarer Nutzen in Frage kommen. Es ist auch zu bedenken, wie schwer die Krähen dem Fuchs, dem Marder und dem Habichte ihr Handwerk machen. Außerdem, und das ist auch ein wichtiger Punkt, ist der ästhetische Wert der Krähen von großer Bedeutung. Ein blankes Krähenpaar auf der grünen Aprilsaat, der gelben Auguststoppel oder dem weißen Schneefelde, ein Krähenflug, der unter dem graublau und rosenrot getönten Abendhimmel dahinzieht, der zärtliche Balzruf der Krähe im kahlen Vorfrühlingswalde, ihr Krächzen im sturmzerzausten Herbstwalde, das alles gehört zu der deutschen Landschaft.

Darum: schadet sie auch hier und da, so soll der Jäger oder der Landwirt sich ihrer erwehren, wie er kann; aber behalten wollen wir sie in der Landschaft, die blanke, kluge Krähe, Deutschlands interessantesten Großvogel.

Zur Systematik: Es dürfte heute — entgegen der Ansicht von Löns und anderer Naturforscher — als sicher gelten, daß Nebel- und Rabenkrähe (Corvus cornix L. und C. corone L. — sie erreichen eine Länge von 45 cm), die jede für sich Unterarten bildet, und dort, wo ihre Verbreitungsgebiete zusammenstoßen, Mischlinge erzeugen, gute und selbständige Arten sind. Soffel.

Der Kolkrabe / Von Hermann Löns

Der fetteste Monat für das Raubzeug ist der Hornung; er beschert ihm reichlich an Fallwild.

Die Sonne hat dann schon Kraft und schmilzt den Schnee an; aber nachts gefriert er wieder, und die Kälte überzieht die Schneedecke mit einer Eisschicht. Fällt dann Neuschnee, dann kann der Schnee zwei und drei Eisschichten übereinander bergen.

Unmöglich ist es dann für Hirsch und Reh, zur Bodenäsung zu gelangen; kümmerlich müssen sie dort, wo nicht voll gefüttert wird, und wo sie kein Weichholz zur Genüge haben, sich mit saft- und kraftloser Äsung behelfen, kümmern und kommen ab.

Bei jedem Tritt zerbrechen die Schalen die harte Eiskruste des Schnees; das Stück beginnt an den Läufen zu klagen, fällt und steht nicht mehr auf.

Auch dem Hasen, den seine breitsohligen Füße über die mörderische Schneedecke tragen, geht es dann schlecht; nirgends wo findet er Äsung; so muß er an den beinhart gefrorenen Futterkohl, aber der bekommt ihm nicht, und elend muß mancher Hase verenden, wie denn auch Rebhuhn, Ringeltaube und Fasan an Äsungsmangel eingehen oder an ungenügender oder gefährlicher Äsung.

Fuchs und Marder geht es dann aber gut; reichlich ist ihnen der Tisch gedeckt, und noch bequemer ist es ihnen gemacht als zur Satzzeit, wenn das Feld von Mäusebrut und Junghasen wimmelt; im Hornung brauchen sie die Beute nicht zu beschleichen, entschlüpft sie ihnen nicht; steif und tot liegt sie da, und wer eine gute Nase hat, findet sie schon, ehe sie weithin wittert.

Darum hat alles, das wintertags in der Hauptsache auf Luder angewiesen ist, im Hornung Roll- und Ranzzeit; jeder Bau im Walde füchselt jetzt stark, denn die heiße Betze rennt, und der Fuchsrüde sucht sie von Bau zu Bau; in der Forst erschallt das Ranzgekreische des Edelmarders und auf den Böden der Dorfhäuser das des Hausmarders.

Auch von dem Flugraubzeug paaren sich im Hornung die Arten, denen der Winter den Tisch deckt. An der sonnigen Talflanke des Gebirges kreist laut rufend das Steinadlerpaar; es hat den Winter über keine Not gelitten; seine scharfen Augen erspähten jedes Stück Fallwild, die Gemse im Latschengestrüpp, den Hirsch am Rande des Geröllgrabens und das Reh am buschigen Abhange.

Und noch einer ist es, der dem Winter nicht gram sein konnte. Der Kolkrabe ist es; er fand reichlichen Fraß, wenn er mit stolzem Adlerfluge dahinrudert und mit den scharfen Augen das Schneefeld abspähte. Aus

doppelter Turmhöhe stieß er dann hernieder, jagte den Bussard mit furchtbaren Schnabelhieben von dem gefallenen Reh und die Krähen von dem verendeten Hasen, und selbst der Fuchs ließ die Lunte hängen und rückte aus, wenn der Rabe ihm Stoß auf Stoß versetzte.

Den ganzen Winter hat sich das Rabenweibchen umhergetrieben, da verweilend, wo es Fraß fand, weiterstreichend, wenn er zu Ende war. Am Flußufer hatte es den angespülten Lachs in einer Woche aufgezehrt, hatte im Bergwalde sich an einem gefallenen Hirsch gemästet, dort ein verendetes Reh bis auf die Decke und die Knochen verzehrt, da einen eingegangenen Hasen verspeist und noch allerlei anderes gefunden, das sich mitnehmen ließ, auch manche Maus erwischt.

Nun aber fühlte es sich nach dem großen Bruche zwischen Geest und Moor hingezogen, wo es seit Jahren gehorstet und seine Brut aufgebracht hatte. Es flog den ganzen Tag, suchte zur Nacht eine dichte Fichte im Walde, sättigte sich an dem Kerne eines Fuchses, den der Förster auf der Lichtung liegen ließ, flog weiter und kam um die Uhlenflucht im Bruche an. Dreimal kreiste es über der wildverwachsenen Wohld, dann schoß es auf einen Birkenbestand zu, flatterte darin entlang und schwang sich in einer glattschäftigen, hohen Kiefer ein.

In der grauen Morgenfrühe, als das Rotwild noch nicht wieder aus der Heide zurück war, erwachte das Rabenweibchen; es schüttelte den Reif aus dem Gefieder, zupfte sich die Federn zurecht, stürzte sich aus der Krone der Kiefer fast bis zum Boden, flog durch den Birkenbestand und über die Rodung und stieg erst über der blanken Heide empor, wo kein Gebüsch, kein Baumbestand den Ausblick versperrte.

Es war noch alles dort so wie sonst. Zwischen Heide und Bruch floß die flinke Beeke hin und her, ein gutes Wasser; denn leckere Forellen und Äschen gab es darin, und wenn sie laichten, waren sie bequem zu fangen.

Im Bruche kam sie mit der Ahe zusammen, einem faulen Flüßchen, in dem aber Hechte, Aale, Brassen und Döbel lebten. Zuzeiten ließ die Ahe ihre Ufer hinter sich, überschwemmte das Wiesenland, und wenn sie nachher wieder bescheiden wurde, dann brauchte der Rabe nicht lange nach Futter zu suchen; denn überall zappelten sich in den Lachen und Gräben Fische ab.

Das, was da hinten schimmerte, das war der Fluß, und der Wald an seinem Ufer, das war ein ganz besonderer Wald; denn jedes Jahr horsteten an vierzig Paare Fischreiher dort. Je nachdem es einem Raben nun Vergnügen machte, konnte er den Reihern die Eier oder die nackten Jungen stehlen oder unter den Geständen am Boden nach Fischen suchen, die den Jungreihern entglitten, und manchmal lag dort auch ein Jungreiher, der das Übergewicht bekam, vom Horstrande stürzte und auf dem Boden barst.

Ferner waren dort hinten die Fischteiche; da gab es die fettesten Frösche weit und breit, und nicht selten fand sich dort ein abgestandener Karpfen, und vor dem Dorfe dort unten der weiße Fleck, das war die alte Sandgrube; da brachten die Bauern ihr verendetes Vieh hin, und in der Not war da schließlich immer etwas für einen Raben zu finden. Außerdem gab es

in dem Bruche so viel Kleingetier, daß ein Rabenpaar nicht in Verlegenheit kommen konnte, wie es seine Brut satt bekommen sollte.

„Ruk, ruk," rief das Kolkrabenweibchen über das Bruch, und der alte Hegemeister, der mit dem Oberholzhauer über das Hauptgestell geht, lächelte und sagte: „Kiek, der Rauk ist all wedder da! Jetzt wird es Frühling." Der Alte liebte den Raben und hegte ihn; er wußte, daß er ab und zu einen Junghasen aufnahm oder ein Birkhuhnnest bestahl, aber ihm war auch bekannt, daß er das kranke Wild ausmerzte und so der Seuchenverschleppung vorbeugte, und daß er der Hauptfeind der Kreuzotter war und im Mäuse- und Engerlingvertilgen Hervorragendes leistete.

Aber nicht nur deswegen ließ er ihn in Ruhe, sondern weil er schönheitsfrohe Sinne hatte; das Herz lachte ihm in der Brust, hörte er den runden Ruf der Raben, der an uralte Zeiten gemahnte, da der Rauk noch Wodes heiliger Vogel war, der vor dem Dorfe horstete, und der nicht litt, daß der Adler die jungen Lämmer und der Habicht die Hühner schlug, und wenn der alte Grünrock die Raben über der Wohld im Balzfluge kreisen sah, dann frohlockten seine Augen.

Zu langweilig war es ihm im Laufe der Jahrzehnte auf der Welt geworden; verhallt war des Wiedehopfes seltsamer Ruf, zerstoben der Blauraken Farbengeflimmer, verschwunden war der Schreiadler, der Uhu horstete nicht mehr in der Wohld, und nur noch je ein Paar Kraniche und Waldstörche fristeten hier im meilenweiten wilden Bruche ihr Dasein, nachdem allerlei herzloses Volk, Schießer, Eiersammler und Bälgehändler die meisten von ihnen getötet oder vertrieben hatten. Darum schonte der alte Grünrock den Rauk, gönnte ihm im wildreichen Bruche die Jagd und labte sich an seinem stolzen Rufe und an dem Adel seines Fluges.

„Kiek, Konrades, nu sünd dat all twei!" rief er und zeigte nach den Bruchwiesen, über denen hoch in der Luft das Paar seine Kreise zog, und von wo die Balzrufe zu den beiden Männern herüberschallten; laut und rund klang es: „Kulong, klong, klong, ruck ruck rack rack." Unter einer Fichte am Bestandesrande, deren tief herabhängende Zweige eine Laube bildeten, und deren Tagewurzeln durch ein darauf gepflocktes Brett zu einer Bank gestaltet waren, machte der Hegemeister halt: „Hier wollen wir frühstücken; ich bin ein bißchen müde."

Er setzte sich und ließ dem Oberholzhauer Platz neben sich, zog das Messer aus der Hosennahttasche und aß mit Bedacht; ab und zu nahm er das Glas vor die Augen und sah nach den beiden Raben, die immer noch laut rufend ihre Kreise zogen. „Nun ruhig," sagte der Hegemeister, „sie kommen auf uns zu! Sie haben den Fuchskern, den ich vorvorgestern da liegen ließ, geäugt." Die Raben schraubten sich herunter, schossen an dem Luder vorbei, fuhren wieder empor, senkten sich abermals, stießen noch einmal auf und setzten sich schließlich.

Eine ganze Weile saßen sie da und drehten die Köpfe hin und her, daß ihr stahlfarbiges Gefieder in der Sonne bald einen blauen, bald einen grünen Widerschein sprühte, hüpften näher, sprangen zurück, betrachteten mit schief-

gehaltenen Köpfen den balglosen Fuchs, flatterten noch einmal hoch und spähten das Gelände ab, und nahmen schließlich den Fraß an, mit den klobigen Schnäbeln lange Fleischstreifen von den Keulen und Blättern reißend und dann das Gescheide hervorzerrend und verschlingend.

Das Männchen, das schon vorher eine abgestandene Barbe am Allerufer gekröpft hatte, war bald satt, flog auf die Spitze der krausen Hüteeiche, putzte den Schnabel, ordnete das Gefieder, blies die Kehlfedern auf, sträubte die Kopffeder, ließ die Flügel hängen, fächerte den Keilschwanz, und nachdem es einige Male hin und her getrippelt war und auf schnurrige Weise geschnalzt, gegluckst und geschluckst hatte, fing es an, seinen Gesang von sich zu geben.

Der Hegemeister bekam vor Vergnügen einen ganz roten Kopf, und sein Begleiter hielt sich vor heimlichem Lachen den Leib; denn es sah zu verdreht aus und hörte sich zu lächerlich an, wie der stattliche Vogel da auf der Spitze der Eiche mit gesträubten Kopffedern und aufgeblasenem Halse dasaß, mit den Flügeln zitterte, mit dem Schwanz wippte und auf das allerzärtlichste die seltsamsten Schnalz-, Zisch-, Triller- und Pfeiftöne, aber alle ganz leise, von sich gab, ab und zu ein merkwürdiges Schnabelklappern, den Lock- oder den Warnruf oder den Balzlaut, dazwischen flechtend.

Dann erhob er sein Gefieder, warf sich aus der Eiche, rief rauh „Krak, krak krak" und ruderte über die Wiese hin, und hinter ihm her stob das Weibchen, und da, wo ein runder Weidenbusch stand, stießen sie umschichtig nieder. „Ich glaube," sagte der Hegemeister, „da ist der Fuchs; ich will mich fertig machen." Er spannte den Drilling und stand auf. Eine Weile stießen die Raben nach dem Busche, dann fuhr ein schwarzes Tier heraus und flüchtete dem Walde zu.

„I, was ist denn das?" meinte der Förster; „für eine Katze ist es zu lang." Er nahm das Glas, ließ es aber schnell wieder auf die Brust sinken und flüsterte: „Konrades, lauf schnell nach der Beeke zu, es ist der Otter!"

Der Holzhauer schlich erst einige Schritte langsam den Holzweg entlang und sprang dann auf die Wiese. Mit rauhem Angstlaute stob das Rabenpaar von dannen, der Otter aber wendete und suchte das Holz zu gewinnen. Zehn Schritte davor schlug er im Feuer rundum.

„Donnerwetter!" rief der Hegemeister, „Donnerwetter, ein alter Otterrüde, seine dreißig Pfund schwer! Und da sage noch einer, der Kolkrabe ist ein schädliches Geflügel. So, nun wollen wir ihn streifen, und dann haben wir alle etwas, ich den Balg, du deinen Taler für das Rennen und die Raben einige anständige Mahlzeiten."

Das Rabenpaar hatte sich nicht schlecht erschrocken, als der Holzhauer aus dem Walde hervorsprang, und als es am anderen Tage dort vorüberstrich, wo die Ansitzbank unter der Hängefichte war, besann es sich erst lange Zeit, ehe es den Otterkern annahm, aber schließlich ging es doch daran, und nach acht Tagen war von dem Fuchs und dem Otter nichts mehr übrig als das blanke Gerippe. Drei Meilen weiter lag außerdem in einer Kiefernbesamung ein Hirsch, der an einem alten Schusse eingegangen war, und

obgleich die Füchse, Dächse und Marder nächtlicherweile stark dabei gewesen waren, war für die Raben immer noch genug daran zu finden.

So litten sie selbst dann keine Not, als der Nachwinter noch einmal kräftig einsetzte, und Anfang März lagen in dem Horste auf der alten, hochschäftigen Kiefer in der wilden Wohld fünf große, grüne, bunt gesprenkelte Eier, und nach drei Wochen, als die Wiesen sich schon begrünten, der Haselbusch und die Erlen abgeblüht waren und der Porst sich immer röter färbte, auch an den Gräben die Dotterblumen und im Fallaube die Windröschen aufsprangen, hockten fünf dickköpfige Gelbschnäbel in dem Neste, in deren immer hungrige Rachen die Alten hineinstopften, was sie nur erwischten, die Maus wie den Regenwurm, den Moorfrosch wie die Kreuzotter, den Hecht, der im abgelaufenen Berieselungsgraben zappelte, wie den Junghasen, der im Schlackschnee umgekommen war.

Überreich an Getier allerart war das Bruch, das Moor und die Heide, und leicht war es für das Rabenpaar, Atzung für seine Brut zu finden, da es überall die besten Stellen kannte, wo ein Fang zu machen war. Ab und zu gelang es ihm auch, traf es den Fuchs auf blanker Heide oder den Wanderfalken fern vom Walde an, ihnen so zuzusetzen, daß sie ihren Raub fahren ließen.

Als in dem alten Eichenwalde erst Jungreiher in den Geständen hockten, gab es Fische in Überfluß für die Raben, und fanden sie keine, dann kam es ihnen auch gar nicht darauf an, einen Jungreiher umzubringen und fortzuschleppen, denn um der Altreiher Gezeter und Flügelschlagen kümmerten sie sich wenig, und geschickt wichen sie den Schnabelstößen aus, wußten es aber meist so einzurichten, daß sie in der Ecke der Siedlung raubten, wo gerade kein Altreiher zugegen war.

In ihrem eigenen Jagdgebiete aber hielten sie scharf Auslug, daß kein fremdes Raubgeflügel dort wilderte. Wehe dem Habichte, ließ er sich dort blicken; er wurde so lange hin und her gehetzt und mit bösen Schnabelhieben so zugedeckt, daß er jedesmal schleunigst machte, daß er weiterkam, und dem Wanderfalken ging es nicht besser. Das alte Kopftier des Rudels Rotwild war es sehr zufrieden, daß die Raben da waren, denn solange einer von ihnen auf der Pappel an der Beeke saß, konnte das Rudel sich getrost am hellen Tage auf der Wiese äsen, sobald sich etwas Verdächtiges bemerkbar machte, warnte der Rabe.

Desgleichen fand es der starke Bock, der in der Porstdickung stand, äußerst bequem, daß die Raben für ihn aufpaßten, und in aller Seelenruhe äste er sich an dem Borde der Beeke entlang; sobald aber der Rabe rief, trat er in die Dickung zurück. Auch die Reiher, die da gern fischten, und der Schwarzstorch, der dort auf den Neunaugenfang ging, und das Kranichpaar, das im offenen Bruche brütete, sie alle fanden, daß es sich noch einmal so nett leben ließ, wenn die Raben zu sehen waren, die Wächter des Bruches, deren scharfen Augen nichts entging.

Die Frösche, Mäuse, Wühlratten und Kreuzottern dagegen waren entgegengesetzter Ansicht; das Gras mochte noch so dicht und die Heide noch so hoch sein, die Augen der Raben sahen bis auf den Grund, und ehe die

Maus oder die Wühlratte es sich versah, ehe der Frosch den Graben und die Otter ihr Loch erreichte, sauste der gefährliche Schnabel hernieder, und nie traf er daneben, stets fiel er auf das Genick des Beutetieres, und fortwährend flogen die Raben nach der Wohld, irgendein Futter im Schnabel, das sie der Brut zubrachten.

Die war inzwischen schon mächtig herangewachsen, hatte die Federn aus den Speilen gestoßen, ein blankes Kleid angezogen und die gelben Wülste an der Rachenspalte verloren. Sie saßen jetzt nicht mehr den ganzen Tag mit dummen Gesichtern eng aneinandergedrückt in der Horstmulde; sie wagten sich schon auf den Rand und von da auf einen Ast und von dem noch weiter hin, und dann saßen sie alle fünfe dicht nebeneinander, sahen mit scharfen Augen dahin, wo der Bussard kreiste, und dorthin, wo die Hasen hoppelten, bis sie fern über den Wiesen einen schwarzen Punkt entdeckten, der schnell größer wurde und näherkam.

Dann wurden sie aufgeregt, drängten sich auf dem Aste hin und her, zitterten mit den Flügeln, und wenn der Vater oder die Mutter ganz nahe war, dann girreten sie hungrig, bis der alte Rabe sich zu ihnen schwang, das Beutetier zerriß und ihnen die Fetzen in die weiten, roten Rachen schob, um wieder fortzustreichen und neue Atzung zu holen aus dem grünen Bruche oder vom braunen Moore.

„Jetzt sind die Räuke all beflogen," sagte der Hegemeister zu dem Holzhauer und wies nach der Wohld, über der sieben große schwarze Vögel in der Sonne glänzten. Auf und ab stiegen sie, zogen Kreise, schwebten herunter, stiegen empor, bis sie in der Ferne verschwanden.

Nach dem Flusse flogen sie, wo die Ukeleis laichten. Eine breite Sandbank hatte das Winterhochwasser in dem Flußbette aufgebaut, und zwischen ihr und dem sandigen Ufer blitzte und klatschte es. Bequemer konnten es die Raben nicht haben. Alle sieben schritten in das seichte Wasser hinein, warteten mit schief gehaltenen Köpfen, bis ein Fisch heranschwänzelte, und dann, wupp, war er gefaßt, und stolz hüpfte der junge Rabe damit auf das Ufer und führte ihn sich zu Gemüte.

Lernten sie heute fischen, so brachten ihnen morgen die Alten den Mäusefang bei und tags darauf die beste Weise, wie man der Kreuzotter Herr wird, ohne ihren Giftzahn fühlen zu müssen. Auch wie man die flinken Grillen und die großen grünen Heuschrecken fängt, lernten sie, und wie man es anstellen muß, die schnelle Maus zu erbeuten und den Maulwurf und die Reitmaus aus der Erde zu ziehen.

Aber auch die Stellen, wo die Jäger das Gescheide von Bock und Hirsch hatten liegen lassen, wiesen die Eltern den Kindern, und die Gräben, in die sich ein Hecht verläuft, zeigten sie ihnen, und die Kuhle vor dem Dorfe, wo die Bauern das Vieh hinfuhren, das ihnen gefallen war.

Nicht immer gibt es überall Mäuse, Frösche, Fische und Schlangen, und was ein richtiger Kolkrabe ist, der muß sich ohne Schwierigkeit auch dann durchzuschlagen verstehen, wenn das Moor und das Bruch ganz vom Schnee zugedeckt sind und nirgendwo fette Heuhüpfer und dicke Regenwürmer anzutreffen sind.

Darum ist es gut, daß man überall draußen Bescheid weiß, damit man nicht, wie das Krähenvolk, gezwungen ist, in den Dörfern und in den Städten umherzulungern und auf Miststätten und Kehrichthaufen nach Abfällen zu stöbern, denn einmal ist das gefährlich, weil dem Menschen niemals zu trauen ist, und dann treiben sich dort die Krähen in hellen Haufen umher.

Zweierlei ist es nämlich, dem der vorsichtige und stolze Rabe immer aus dem Wege geht, der Nähe des Menschen und irgendwelcher Gesellschaft. Niemals wackelt er, wie die Krähe, hinter dem Pfluge her, und erst wenn der Bauer mit seinem Gespanne abzog, schreitet er die Furchen ab und vertilgt den zarten Engerling, den ledernen Drahtwurm und die saftige Graseulenraupe und auch manche Maus.

Aber niemals, außer in der Paarungs- und Brutzeit, mag er Gesellschaft um sich haben, und nicht einmal mischt er sich in die bunten Schwärme der anderen Rabenvögel, wie sie wintertags daherziehen, die Luft mit Getöse erfüllend. Einsam und allein lebt er das Jahr über, gleich als passe es sich für ihn, Wodes heiliges Tier, nicht, sich mit dem geringen Volke abzugeben, und seinesgleichen sagt ihm erst recht nicht zu, denn wo zwei sind und nur Fraß für einen, da wird jeder bloß halb satt.

So lebten denn die sieben Raben jeder für sich; das Weibchen blieb dem Bruche treu, das Männchen strich nach dem Marschlande, die fünf Jungen aber verteilten sich in der Welt; eins fing sich in einem Tellereisen, eins knallte ein Schießer vor dem Uhu herunter und ließ sich der Untat halber noch in der Zeitung rühmen, ein dritter fraß einen Giftbrocken und mußte elendiglich verenden.

Ein Männchen und ein Weibchen blieben allein von den fünf Jungen übrig, und irgendwo fanden sie im Hornung Anschluß und sorgten im Märzen dafür, daß Wodes Wappengeflügel nicht ganz aussterbe in den deutschen Gauen, die Schießwut, Verfolgungswahnsinn und elende Gewinnsucht von Jahr zu Jahr mehr veröden, dem Gesetze zum Trotze, nach dem der Rauk zu schonen ist, weil er ein so stolzes Geflügel ist und so selten ward.

Zur Systematik: Der Kolkrabe ist über Europa, Island, Sibirien (bis Kamtschatka, die Mandschurei), Persien, Palästina, Indien, den Himalaja, Nordafrika, die Canaren, Capverden, Grönland, Nord- und Mittelamerika verbreitet; in diesem Riesengebiet überall zu Subspezies differenziert. Die europäische Form, die in Deutschland im Aussterben ist, Corvus corax corax L., erreicht eine Länge von 63 cm. Der Islandrabe (Tafel!), C. c. isiandicus Hantsch., ist wenig größer, hat klobigeren Schnabel, und das Gefieder schillert mehr blaugrün statt blauviolett. Der Spanische Rabe ist kleiner, sein Schnabel ist höher und an der Schneide stark gebogen: C. c. hispanus, Hart- und Kleinschm.. Soffel.

Der Rotrückige Würger / Von Martin Braeß

Wer die Hecken von den Dörfern, die Dornbüsche am Rande von Feldgehölzen, Wiesen und Laubwäldern, die hohen Ginster-, Schlehen- und Weißdornsträucher, wie sie am steinigen Hang verstreut sind, von Mitte Mai an einer genauen Untersuchung unterzieht, der findet gar nicht selten Maikäfer, Maulwurfsgrillen, Heuschrecken, Hummeln, Raupen, auch kleine Frösche, vielleicht sogar ein Mäuschen oder einen Jungvogel auf den spitzen Dornen aufgespießt. Oft trägt ein einziger Schlehen- oder Weißdornstrauch ein ganzes Dutzend solch grausam hingemordeter oder noch zuckender Opfer, und der Uneingeweihte ist vielleicht empört über die Roheit böser Buben, denen er solche Schandtat zuschreibt. Doch gemach! Der Mörder sitzt in der Nähe. Ein Vogel ist's; von dem Wipfel des Pflaumenbaumes hier am Wege läßt er seinen rauhen Ruf, ein hartes, kurzes „gäck, gäck" hören. Dann fliegt er mit langgezogenem „gwäh-ä" auf einen Schlehenstrauch, der die Hecke am Rande des Feldes überragt. Jetzt kann man den Burschen ganz deutlich erkennen. Stolz sitzt er da, in aufrechter Haltung, einem Raubvogel gleich, und doch ist er nicht größer als eine Feldlerche. Der etwas ausgebreitete Schwanz wippt auf und ab; auch nach rechts und nach links schlägt ihn der Vogel, daß es fast aussieht, als ob er ihn im Kreise bewege. Wie mutig das große Auge aus dem breiten schwarzen Streifen herausblickt, der von der Schnabelwurzel bis an den Nacken zieht; wie kühn sich die Spitze des Oberschnabels krümmt, und wie das glatt anliegende Gefieder so blank und schmuck ist! Besonders hübsch nimmt sich die weiße Kehle aus und die rosig angehauchte Brust; aber auch der aschblaue Oberkopf und Hinterhals und das schöne Rostbraun des Rückens gereichen dem Vogel zur Zierde.

Aber was wohl die sonderbare Gewohnheit bedeutet, auf seinem Lieblingsstrauch allerlei Beute aufzuspießen? Genau weiß man's nicht; doch wird man kaum fehlgehen anzunehmen, daß es eine Speise- oder Vorratskammer ist, die sich der kluge Vogel in den Zeiten des Überflusses anlegt. Keineswegs spießt er, wie das Volk wohl glaubt, jede Beute auf, ehe er sie verschluckt oder seinen Jungen bringt. Nur wenn er gesättigt ist, dann sammelt er auf den Dornen an, was der Augenblick ihm bietet. Größere Tiere, wie Frösche, Mäuse, Nestvögel, wird er gewiß auch aus dem Grunde gern aufspießen, um sie leichter verzehren zu können, stückweis, gewissermaßen wie von einer Gabel. Von den aufgespießten Mäusen z. B. zerrt er nur das Fleisch aus dem Balg heraus; dieser aber und die Knochen bleiben den Ameisen übrig. Einige wollen auch wissen, der Würger sei ein rechter Gutschmack, der das Fleisch nicht gern frisch genieße, sondern „abgelegen"; ja er schwärme für einen gewissen Hautgout, wie manche Leute ihn beim Hasen verlangen.

Die Speisekarte des Rotrückigen Würgers hat man sehr eingehender Durchsicht unterzogen; aber trotzdem ist unter den Ornithologen und Naturfreunden keine Einigung erzielt worden. Die einen bezeichnen den Vogel als schlimmsten Feind unserer Sänger, der nicht nur den Nestvögeln nachstelle, sondern auch ausgeflogene Junge ergreife. Die andern sind der Meinung, der vielumstrittene Vogel erlaube sich nur ganz ausnahmsweise einmal einen Übergriff, ja er gehöre infolge der Vertilgung schädlicher Insekten und bei seiner Vorliebe für Mäuse zu den nützlichsten Tieren. Kein Zweifel, es werden sich die einzelnen Würger verschieden verhalten; manche, denen die Gelegenheit fehlte, haben vielleicht niemals ein Nestjunges gekostet, sondern sich stets mit Käfern, Hautflüglern, Schmetterlingen, Würmern u. dgl. begnügt; anderen wieder hat nichts so gut geschmeckt wie das nackte Vögelchen, das sie wohl anfangs für einen Engerling hielten, und diese sind es nun, die planmäßig Nestraub treiben. Wenn man nur die Magenuntersuchungen berücksichtigt, so wird man sich überzeugen, daß der Rotrückige Würger seine Nahrung hauptsächlich der Klasse der Insekten entnimmt, wobei er natürlich keinen Unterschied zwischen nützlichen und schädlichen Kerbtieren macht. Daneben aber finden sich in seinem Magen oft Überbleibsel von Mäusen, und nur ganz ausnahmsweise deutet einmal ein Rest auf Vogelraub hin. Auch die Gewölluntersuchungen sind geeignet, den Rotrückigen Würger in den Augen der Naturfreunde zu rechtfertigen. Nie fand man in diesen Gebilden den geringsten Vogelrest, kein Knöchelchen, kein Federchen. Indessen wer es gesehen, wie der gefiederte Räuber ein junges Rotkehlchen beim Kopfe ergreift und es aus dem Neste zerrt, wie er sein Opfer nach seiner Fleischbank trägt und ihm dort mit kräftigem Ruck den spitzen Dorn durch den Hals treibt, wie er seiner Beute zunächst die Schädeldecke einschlägt, um zu dem köstlichsten Leckerbissen, dem zarten Gehirn, zu gelangen, wer junge Sperlinge oder Grasmücken aufgespießt gefunden hat: dem können all die Magen- und Gewölluntersuchungen doch nur so viel beweisen, daß der Rotrückige Würger sich in der Regel mit Insekten, Würmern und Mäusen begnügt, und daß es Ausnahmen sein mögen, welche die ganze Gesellschaft in Verruf gebracht haben. Das Volk erzählt sich jedenfalls, daß die Mordlust unseres Vogels erst dann gestillt sei, wenn er neun Jungvögel (Neuntöter!, Würger, Dorndreher) aufgespießt habe; auch betöre er dem Nest vor kurzem entflogene Vögelchen dadurch, daß er die Stimme ihrer Eltern in täuschendster Weise nachahme. An diesem Ammenmärchen ist nur das eine wahr, daß der Rotrückige Würger den Gesang und die Lockrufe recht verschiedener Vögel vorzüglich wiederzugeben versteht.

Am besten offenbart sich diese Gabe an gefangenen Würgern, die sich aus diesem Grunde großer Beliebtheit als Stubenvögel erfreuen. In der freien Natur aber kann man lange warten, ehe man von einem Würgermännchen etwas anderes hört als den schon angeführten Ruf „gäck, gäck" oder den scharfen Warnungslaut „täck". Hat man aber das Glück, den wirklichen Gesang zu vernehmen, so wird man über die Leistungsfähigkeit dieser Sängerkehle staunen. Ein lustiges Allerlei ist's, was uns der schmucke Bursche

vorträgt, ohne Gliederung, ohne Pause, alles hintereinander und durcheinander. Jetzt das Zwitschern der Schwalbe, jetzt das Liedchen des Goldammers, des Stieglitzes, dann wieder das „karrakiet" des Drosselrohrsängers, der Lockruf des Rebhuhnes usw. und dazwischen das leise gepreßte Zwitschern, wie es Mutter Natur dem Tausendkünstler in den Schnabel gelegt hat. Das ganze lustige Durcheinander wird allerdings mit ziemlich schwacher Stimme vorgetragen, und die Stärke des Originals wird in den meisten Fällen bei weitem nicht erreicht.

In der Nähe seines Nestes ist unser Würger ein gar streitlustiger Herr. Er duldet hier keinen andern Vogel und verfolgt jeden Eindringling eifrigst. Auch größere Vögel, wie Amsel und Singdrossel, selbst der Große Buntspecht und der Grünspecht, nehmen Reißaus, wenn der kleine Kerl mit schäckerndem Schrei und wütender Gebärde sich von seinem Lieblingssitz herabstürzt; niedrig über dem Boden fliegend, jagt er dem Davoneilenden ein Stückchen nach, um sich dann in schön aufsteigendem Bogen wieder dem Ästchen zuzuwenden, das er soeben verlassen hatte. Selbst wildernde Katzen greift er mutig an, und sogar vor den Menschen fürchtet er sich nicht, sobald es gilt, seine Brut zu verteidigen. Vor Elstern und Krähen, diesen schlimmsten Strauchrittern der Feldgehölze, die der wachsame Vogel stets mit aufgeregtem „täck, täck" empfängt, sind die Nestjungen durch die dichten Dornen, in denen die luftige Wiege steht, meist genügend geschützt.

Das Nest ist manchmal recht sorgfältig gebaut; manchmal aber erscheint es so locker zusammengefügt, daß man sich wundert, wie es Wind und Wetter zu trotzen vermag. Freilich ist das Nest im dichtesten Zweig- und Blattwerk der Hecken und Dornbüsche oder auch im Astquirl eines jungen Nadelbaumes immer gut geborgen; 2 Meter Höhe über dem Boden scheint dabei unserm Vogel am meisten zuzusagen. Ende Mai oder Anfang Juni ist das Gelege vollzählig. Die fünf, bisweilen auch sechs Eier fallen in der Färbung recht verschieden aus; bald ist die Grundfarbe gelblich, bald grünlich, bald rötlich, und auch die graue oder rotbraune Punkt- und Fleckenzeichnung ist bald gleichmäßig über die ganze Schale ausgedehnt, bald umgibt sie kranzförmig den stumpfen Pol. Um die Mitte des Brachmonds sperren die grauen Dunenjungen die weitgeöffneten Schnäbel den fütternden Alten entgegen, die nun nicht genug Insekten herbeischleppen können.

Namentlich wenn es sich zeigt, daß das brütende Weibchen mit einem Kuckucksei beglückt wurde, haben die Pflegeeltern zu tun, den Nimmersatt zufriedenzustellen. Und gerade der Rotrückige Würger ist es, der sehr häufig vom Kuckucksweibchen ausersehen wird, dessen Nachkommenschaft großzuziehen; so hat Dr. Rey für Leipzigs Umgebung nachgewiesen, daß bei weitem die meisten der dort geborenen Kuckucke das Licht der Welt in dem Nest eines Rotrückigen Würgers erblicken; aber auch in andern Gegenden überrascht den Naturfreund nicht zu selten der scharlachrote, gelbgeränderte Abgrund eines Kuckucksrachens, wenn er von oben in ein Würgernest schaut. Wir wollen dem Würgerpaar diesen Dienst, den es als Kuckuckspfleger im Haushalte der Natur so häufig leistet, zugute rechnen.

Wenn die Jungvögel herangewachsen sind, so ziehen sie nach dem Süden,

und auch die Alten verlassen uns. Ihr Geschäft ist besorgt; nichts hält sie zurück. Ein schöner, warmer Augustabend senkt sich über die Flur; glühend rot ist der Sonnenball am westlichen Himmel untergegangen; da lüftet das Pärchen seine Schwingen. Die ersten Strahlen der Morgensonne begrüßen die einsamen Wanderer in ferner, ferner Gegend, vielleicht nicht einmal mehr auf deutschem Boden. Wir aber vermissen bei unserm nächsten Spaziergang nach der steinigen Halde das scharfe „täd, täd", mit dem uns der schmucke Vogel stets empfing, und nur das leere Nest im Schlehenstrauch, dazu ein paar Käfer und Hummeln auf den Dornen erzählen uns noch von dem Leben und Treiben des Neuntöterpaars. Drei Monate wird's her sein, daß es einzog, oder nur wenig länger.

Zur Systematik: Der Rotrückige Würger (Länge 18 cm), Lanius collurio L., gehört mit etwa 450 andern Arten der in der Hauptsache auf die „Alte Welt" beschränkten, spärlich in Nord- und Mittelamerika vorkommenden Familie der Würger an. Er ist Brutvogel in fast ganz Europa, Kleinasien, Palästina, Westasien, Nordpersien. In seiner Tracht ändert er scheinbar nur wenig ab. Transkaukasisch-persische Vögel fallen durch weniger intensives, weniger ausgebreitetes Rückenrot auf: L. c. kobylini (But.). Von andern europäischen (und deutschen) Würgern seien genannt: 1. Der in einer Anzahl von Formen auftretende Raubwürger, der Brutvogel in Nord-, Mittel- und Südeuropa, in Asien (von Sibirien bis in den Süden), Nordafrika (auch Canaren) und Nordamerika ist. In Deutschland ist Brutvogel der oberseits aschgraue, unterseits weißliche, auf den schwarzen Flügeln weiße Flecke und weißen „Spiegel" zeigende Große Raubwürger, Lanius excubitor excubitor L. Er erreicht eine Länge von 25 cm. Weiters kommt vor der Einspiegelige R., L. exc. rapax Brehm, eine Form, von vielen Autoren nicht anerkannt, da sie sich mit voriger in einem Nest fand. Anderseits tritt sie nur zwischen Oktober und März im östlichen Deutschland auf, ist also vielleicht eine nordrussische Übergangsform. Gelegentlich verirrt sich zu uns der rumänisch-bulgarisch-südrussisch-sibirische Blasse R., L. exc. homeyeri Cab. Der Südliche R., L. exc. meridionalis Temm. (Tafel!) ist Brutvogel in Spanien, Portugal, Südfrankreich (wurde auf Helgoland erbeutet). Er ist oberseits dunkler, unterseits rötlich überflogen. Deutscher Brutvogel ist der 19 cm messende Rotkopf-Würger, Lanius senator L. (Tafel!) der Mittelmeerländer. Nördlich kommt er bis Belgien und Holland vor. Er ist kenntlich an dem rostbraunen Hinterkopf und Nacken. Unterschiedene Formen dieses Würgers leben in Persien, Palästina und auf Corsika, Sardinien. Ebenfalls Sommervogel bei uns ist der Schwarzstirn-Würger, Lanius minor Gm. (21 cm Länge), dessen Unterkörper rosig überhaucht ist. Er brütet in Mittel- und Südeuropa (nördlich bis Holland, Livland), Westsibirien, Turkestan, Persien. Der Maskenwürger, Lanius nubicus Licht. (Persien, Kleinasien, Palästina) hat bis vor 60 Jahren häufig bei Athen gebrütet. Der Isabellwürger, Lanius cristatus isabellinus Hempr. und Ehrenb. der Mongolei, Turkestans wurde einmal auf Helgoland erlegt. Soffel.

Der Seidenschwanz / Von Else Soffel

Auf dem Wacholderbusch im Birkwald sitzt seit einer Stunde ein Vogel mit rötlich angeflogenem Federbusch, schwarzem Augenstreif, silbergrauem Bauch. Angelegentlich beschäftigt er sich mit den blaubereiften, bittern Beeren dicht vor seinem Schnabel, rupft eine nach der andern, verschluckt sie ganz und schaut dabei aus großen, braunroten Augen ruhig, beinah teilnahmslos um sich. Kann er in Schnabelnähe nichts Genießbares mehr finden, so wendet er sich und zeigt dabei den Schmuck plakatmäßig siegellackroter Anhängsel an den Schwungfedern, gelbgeschlitzter Flügel und ein ebenso übergangsloses Hochgelb der Schwanzspitze. Er wendet sich jedoch nicht öfter, als unbedingt notwendig.

Und wie er es tut, erweckt — ins Menschliche übersetzt — beinah den Eindruck, als ob er sich durch seine etwas aufgeputzte Schönheit aller weiteren Tätigkeit überhoben glaubte.

Bei seinen, wie es scheint, beinah automatischen Abgabeverhältnissen muß er ja allerdings Sorge tragen, daß er nicht zu kurz kommt. Und da ihn das Temperament nicht sticht, — was kann er Besseres tun?

Die Vormittage verbringen sich sehr hübsch in Gesellschaft der andern hier. Vor Überfällen ist man sicher, kein lästiger, häufiger Platzwechsel zu fürchten. Nahrung ist vorhanden, sogar ausgesprochene Lieblingsnahrung und, was die Hauptsache ist, viel! — Der Seidenschwanz will viel haben. Er will an der Arbeit bleiben. Eine beschauliche Natur, ein unbewußter Anbeter sinnlichen Lebensgenusses, der jeden andern auch nach seiner Fasson selig werden läßt, vielleicht sogar ein Feinschmecker.

Sicher ein Spezialist. (Man kann den Seidenschwanz nicht besser charakterisieren, als indem man von seiner Nahrung spricht.)

Seine Spezialität also sind Beeren. Heidel-, Him- und Holunder-, Wacholder- und Vogelbeeren, Preißel- und Johannisbeeren, Schlehen- und Faulbaumbeeren, Mehl-, Mistel- und Mispelbeeren. Und anderes, was Beere heißen könnte und vom Seidenschwanz hierher gezählt wird: Kornelkirsche, Hartriegel und Hagebutte. Schwarze und schwarzbraune, blauschwarze und blaue, dunkel-, hoch- und orangerote, weiße und gelbe, mehlige, trockene, saftige, süße, bittere, herbe, harte und weiche, große und kleine, spitze, lange und runde, glänzende glatte und matte bereifte Beeren. Im Sommer in seiner Heimat, im Norden dreier Weltteile, im Winter bei uns.

Und diesem harmlosen schönen Tier, das sich nur für Beeren interessiert, schreibt ein abergläubisches Volk, durch die Unregelmäßigkeit seines Erscheinens zum Dichten angeregt, zu, daß es Krieg und Pestilenz, Hunger und böse Zeit mit sich bringe! Einem Vogel, dessen sanftes Gefieder so unverändert

geordnet bleibt wie das stetig lächelnde Angesicht einer schönen Frau! Der sich nur im Flug zu einer raschen, kräftigen Bewegung entschließt!

Wer einmal den Seidenschwanz aus der Nähe beobachtete, vielleicht im Käfig, wo er schnell zufrieden und ohne Argwohn von der ersten Stunde nur daran denkt, das gestörte Fest der Futteraufnahme fortzusetzen (wobei er gegebenenfalls das eben Gefressene noch einmal durchkostet), gleichgültig = gutwillig auch gegen andere Käfiggenossen, der kann in diesem Fall die sonst oft so wunderbar charakterisierende Volksphantasie nicht verstehen. Oder nur dadurch erklären, daß ihr das Fremde und Seltene seiner Erscheinung, an das sich leicht das Mißtrauen hängt, Furcht einflößt.

Fremd, das heißt wenig gekannt in seinem Tun und Treiben, war der Seidenschwanz bis vor kurzem. Er erschien und verschwand, nicht einzeln, sondern in Zügen, nach Gesetzen, die man nicht kannte, wurde einmal da, einmal dort gesehen, ohne Regel und Verlaß, fehlte und tauchte auf, war auch den Sommer in der Heimat nicht beständig, und seine Brutgeschichte blieb im Dunkeln. Bis John Wolley kam und die Lappländer alarmierte. Seitdem kennt man das Nest und seinen Standort im Dickicht griesgrämiger, schwarzbehangener Tannen, in sumpfigen, birkendurchsprengten, dämmerigen Wäldern, wo der „Pestvogel" vom krüppelhaften Birkbaum seinem Liebchen flötet wie ein Dompfaff und nach den Mücken überm Sumpf mit weitem Rachen fangen soll wie ein Fliegenfänger. Auch zur Brutzeit in Gesellschaft der Kameraden, die gleich ihm aus Bartflechten ein Nest in halber Höhe auf Tannen und Birken setzten, in dem zu Beginn des späten Frühlings fünf mattschimmernde aschgraue Eier liegen.

Man weiß, daß er seiner Gattin ein bescheidenes Liedchen trillert und seinen Jungen von den tanzenden Schnaken bringt, daß er sein Menü durch zarte Knospen im Frühjahr bereichert und Schnee aufsaugt, wenn er zu Wasser nicht kommen kann, man hat erfahren, daß er, ob frei oder gefangen, sein Gewand im August wechselt, daß er ein regelmäßiger Gast im nordöstlichen und warum er ein unregelmäßiger im südwestlichen Deutschland ist. Und das düster Sagenhafte seiner Erscheinung schwindet vor der nüchternen Beobachtung, die ergibt, daß er den Norden nur verläßt, wenn der Hunger ihn südlicher treibt, und daß er nicht als Unglücksbote kommt, sondern als Beerensucher, und am liebsten dorthin, wo es am meisten Vogelbeeren gibt. So ist er heute auf der Chaussee an den Ebereschen, und morgen rauscht es im Birkwald, und die Seidenschwänze kommen über die Wacholder, und an beiden finden sie genug; denn der Herbst war hell und klar, und die Beeren blieben trocken und gesund. Und der einzige, der nicht über den Winter klagt und die ungewöhnliche Kälte, ist er.

Zur Systematik: Unser etwa 20 cm Länge erreichender **Seidenschwanz, Bombycilla garrulus (L.)**, ist zirkumpolarer Brutvogel der Erde. Die kleine Familie enthält nur noch 2 (3) weitere Arten; je eine in Japan und Nordamerika. Soffel.

Der Gefleckte Fliegenfänger / Von Martin Braeß

Blühender Flieder an der Mauer des Friedhofs und ein kleines graufarbenes Vöglein darauf. Ruhig, in aufrechter Haltung, so sitzt es, die Füßchen im lockern Gefieder halbversteckt; hin und wieder nur zucken die langen Flügel ein wenig. Umschau hält das Vöglein von dem freien Zweig herab. Nach Bremsen, Fliegen und Mücken, nach Schnaken, Schmetterlingen und andern fliegenden Insekten, die es behend im Fluge hinwegschnappt, späht es mit großen tiefbraunen Augen. Jetzt kommt solch ein Kerbtier in seine Nähe, ein großer Brummer, der von dem lauernden Feinde nichts ahnt. Sofort hat ihn dieser aufs Ziel genommen. Mit leichtem Schwung verläßt er sein Plätzchen; behend eine Schwenkung, schon hält das Vöglein rüttelnd und flatternd über der großen, stahlblau glänzenden Fliege. Eine rasche, geschickte Bewegung folgt, und verschwunden ist die Beute im weit sich öffnenden Schnabel, der mit deutlich vernehmbarem Schnappen über ihr zusammenklappt. Langsam wirbeln die glashellen Flügel des Kerbtiers auf den blühenden Grabhügel.

In der nächsten Sekunde schon sitzt unser Fliegenfänger oder Mückenschnapper auf dem niedrigen Pfahl, der der Rose feste Stütze gewährt. Mit seltsamem Flügelschütteln hat er sich niedergesetzt und läßt nun die Schwingen nachlässig hängen. Da kommt ein bunter Falter gemächlich vorbei; er taumelt von Blüte zu Blüte. Gleich hat ihn der Vogel erspäht. Er stürzt sich von seinem Platz herab; mit sicherem Griff hat er den Lebensfrohen gepackt und trägt ihn nach seinem Sitz, wo er ihn unbarmherzig gegen den Pfahl klopft, daß der bunte Schmuck in Fetzen herabsinkt; dann verschlingt er den raupenartigen Körper. Einer Libelle geschieht dasselbe und einer Schnarrheuschrecke, die in surrendem Fluge herbeischwirrt; die langen Sprungbeine mit den dicken Schenkeln, das bleibt neben den Flügeln der traurige Rest der Mahlzeit, welchen der Vogel verschmäht.

Jetzt hat sich der unermüdliche Jäger das Kreuz auf dem Grabstein zum Ruheplatz erwählt; Sonnenschein umflutet ihn mit hellem Licht und läßt jede Einzelheit am Gefieder deutlich erkennen. Braungrau wie das Fell eines Mäuschens ist der Rücken; von der Stirn bis zum Nacken ziehen dunkle Längsstreifen; Kehle, Mitte der Brust, der Bauch und die unteren Schwanzdecken sind weiß, die Seiten graubraun gefleckt. Der Schnabel ist tief bis unter das Auge gespalten — die gelblichen Mundwinkel zeigen es deutlich — und am Grunde ist er mit schräg nach vorn gerichteten Borstenhaaren besetzt, welche den Trichter des Rachens beim Erschnappen der Beute vergrößern sollen. Am Boden scheint sich etwas zu regen, ein Wurm oder irgendein Käfer. Schnell ist der Vogel zur Stelle — hurtig, unvermittelt und plötzlich in jeder Bewegung, und doch weich und geschmeidig — er hat es gepackt, was sich da verriet, und verschluckt; dann sitzt er wieder am Kreuze.

Lange am Boden zu hüpfen, das liebt er nicht; aber wenn er sieht, daß sich auf der Erde was regt, da nimmt er es mit, um dann sofort zum Lieblingsplatz, nach dem Zweig, nach dem Pfahl, nach der Mauer oder dem Dach zurückzukehren. Durchs dichte Gestrüpp zu schlüpfen, im Laubwerk der Bäume von Ästchen zu Ästchen zu springen, ist nicht seine Art; frei will er Umschau halten über sein kleines Revier. Was die Straße vorbeizieht, wird überfallen, selbst das gewandteste Insekt. Sicher wie ein Raubvogel versteht er jede Entfernung zu schätzen. Hat das Insekt, das er aufs Korn genommen, seinen Platz unerwartet verändert, so jagt er ihm nach und hält rüttelnd über der Stelle, scharf nach ihm äugend, und — schwapp! weg ist's, im Rachen verschwunden. So treibt es der stille Vogel stundenlang, immer von seinem Sitzplatz herabstürzend, wenn er ein fliegendes Insekt erspäht. Dann wird wohl auch ein Bad genommen mitten im Schüsselchen, das hier auf dem Grabe den Kranz von Vergißmeinnicht frisch hält. Hei! wie das spritzt, daß das ganze Gefieder durchnäßt wird und die silbernen Tropfen herabfallen, wenn der Vogel sich wieder zum Plätzchen emporschwingt, wo er nun mit dem Schnabel die weichen Federchen ordnet und sich schüttelt, daß die Sonne das zarte, lockere Kleidchen bald trocknet.

Lange ist unser Fliegenschnäpper noch nicht von der Reise zurück; einer der Nachzügler ist es, der selten kommt, ehe der Wonnemond einzieht. Er lebt ja fast ausschließlich von summendem Getier, das er einzeln fangen muß, nicht wie die Schwalbe, die oft stundenlang fliegt und weite Gebiete durchstreift. So ist er gezwungen, zu warten, bis wirklich der Frühling gekommen ist, nachdem der Kalender ihn schon längst gemeldet hat. Oft trifft der Vogel noch immer zu früh ein. So kalt und regnerisch ist manchmal das Wetter um Pankraz und Servaz, daß es dem Fliegenschnäpper schwer wird, genügend Nahrung zu finden; dann sitzt er traurig auf seinem Ästchen, stundenlang Ausschau haltend, oder er fliegt an Mauern und Zäunen hin, um irgendein Insekt aufzunehmen, das dort in träger Ruhe verharrt, eine Spinne, die im Winkel auf Raub lauert und nun selbst gefressen wird. In die offenen Lauben, in die Glasveranden huscht unser Freund, um dort die Fliegen zu schnappen, die an den Fensterscheiben umherlaufen, oder wenn der Hunger zu arg wird, versucht er es auch mit ein paar Beeren vom Johannisbeerstrauch und später bei naßkaltem Nachsommer mit den Früchten des Roten und Schwarzen Holunders. Überhaupt scheint der Vogel nicht von starker Natur zu sein, und wenn er auch weit nach Norden vordringt — selbst bei Tromsö und bei Archangel brütet er noch —, so bevorzugt er doch mehr ein wärmeres Klima, wie es Deutschland aufweist und die Länder westlich und südlich davon. Aus demselben Grunde sind ihm Ebene und Hügelland lieber als kältere Höhen, und fehlt er auch keinem unserer Mittelgebirge völlig, so steigt er doch nicht über 700—900 Meter hinauf, wo er erst spät im Mai seinen Einzug hält. Und so kurz ist sein Aufenthalt in der nördlichen Heimat: Ende August, Anfang September reist er schon ab, unbemerkt, nächtlicherweile. Weit übers Meer zieht er, bis ins innerste Afrika, Asien und nach den südlichen Halbinseln.

Gern schließt sich der Fliegenschnäpper dem Menschen an. Wie die

Schwalbe, die Zaun- und Gartengrasmücke, der Gelbspötter u. a., so gehört auch er zu den Charaktervögeln des deutschen Dorfes; nur wird seine Anwesenheit oft übersehen, da sich der Vogel so still verhält. Von einem Gesang kann man kaum bei ihm reden; ein bescheidenes Zwitschern ist es, das in dem vielstimmigen Konzert der andern Sänger völlig verschwindet. Am Rande des Laubwaldes kann man das Nestchen finden, im Obstgarten, im Erlengebüsch am Dorfbach, an der Mauer des Friedhofs, am Anger auf einem Weidenkopf; noch lieber aber sucht der zutrauliche Vogel die unmittelbarste Nähe des Menschen auf, und sein ausgesprochenes Lieblingsplätzchen, das scheint das Weinspalier am Hause zu sein oder die efeuumrankte Wand oder die Laube, die dicht mit Jungfernrebe bekleidet ist.

Im Pfarrgarten ist solch lauschiges Plätzchen. Mitte Mai stellte sich das brütlustige Pärchen ein und schien gleich entschlossen, auf dem Balkenkopf unter dem schützenden Dach der Laube, wo der Pfeifenstrauch am Spalier in die Höhe klettert, zu bauen. Die Menschen stören es nicht, die am Wege vorbeigehn, und wenn der ehrwürdige Pfarrer und die Frau Mutter des Morgens das Frühstück am schattigen Plätzchen genießen, wenn fröhliche Kinderstimmen durch Hof und durch Garten erschallen, lassen sie sich nicht schrecken! Voriges Jahr bauten sie gar in ein Loch der Mauer an der Eisenbahnbrücke dicht hinter dem Dorfe. Das war ein Rasseln und Knattern, wenn der Zug darüber hinwegbrauste. Aber Gewöhnung ist alles, und die Kleinen kannten's nicht anders und duckten nicht mal die Köpfchen, wenn die riesige Schlange daherschnob. Also schnell an die Arbeit! — Und so trugen sie denn allerlei Stoffe zusammen: feine Wurzeln und grünes Moos, auch weißliche Flechten für die äußere Wandung und dann Federn und Pferdehaare, auch einige Läppchen von Tuch, welche die Pfarrfrau zurückließ, als sie dem Jüngsten die zerrissene Hose ausflickte.

Anfang Juni war's endlich so weit, daß das Weibchen dem Neste allmählich fünf niedliche Eier anvertrauen konnte. Die waren auf lichtem, blaugrünlichem Grunde rostfarben gefleckt, hier heller, dort dunkler, und hatten blaugraue Punkte dazwischen. Der Pfarrer sah sie sich von dem Tisch aus an, den er behutsam bestieg; leise bog er die Zweige des Pfeifenstrauches auseinander, und da bot sich ihm dies friedliche Bildchen vom stillen Glück im Winkel. Nun saß die Alte auf ihrem Gelege, nachts und am Tag vom Morgen bis Abend; nur in den Mittagsstunden ließ sie sich vom Männchen ablösen, das in der Nähe eifrig Insektenjagd trieb und die besten, die fettesten Bissen dem Weibchen brachte. Der Pfarrer sah's und dachte bei sich: ich will dir die Sache erleichtern. Er ging und holte Mehlwürmer aus dem Topf, der stets bereitstand, den gefiederten Stubengenossen, Rotkehlchen, Drossel und Plattmönch, von seinem Inhalt zu spenden. Sofort hatte der Vogel den auf den Weg geworfenen Wurm von seinem Plätzchen eräugt und brachte ihn dem Weibchen, und bald war er so dreist, den erwarteten Bissen selbst vom Tische zu nehmen, an welchem der Pfarrherr beim Kaffee saß. Auch das Weibchen versäumte es nicht, in seiner Freizeit zu dem „Tischlein deck dich“ zu fliegen und, über dem Wurm rüttelnd, mit sicherem Griff diesen zwischen den Tassen und Kannen aufzunehmen. Auch aufs Fensterbrett des Hauses kamen die Vögel;

ja sie scheuten sich nicht, selbst ins Zimmer zu fliegen, wenn die ersehnte Beute dort auf dem Tisch oder dem Boden zappelte, und als der Pfarrer ins Fenster trat, einen Wurm in der Hand, da holten sich die herzhaften Vögel die Gabe, wie ein zahmes Rotkehlchen flatternd und das Ziel scharf im Auge, plötzlich drauf zuschießend. Sie kannten den Pfiff ganz genau, mit dem der gütige Mann seine Lieblinge einlud, und folgten ihm auch durch den Garten nach dem äußersten Winkel, wenn von dorther der Lockruf ertönte.

Nun hatten die Eltern schon doppelte und dreifache Arbeit; denn die Kleinen waren den Eiern entschlüpft. Als sie schließlich das Nest verließen — es war in den ersten Tagen des Juli —, freute sich alles im Pfarrhaus der glücklich beendeten Brut, ein Festtag war's für groß und für klein! Jedes mußte sich die fünf kleinen weißlichgrauen Federbällchen anschauen, wie sie unter den eifrigen Lockrufen der Eltern auf der Laube, auf den Gartenpfählen, dem Staket saßen und mit zitternden Flügeln um Futter bettelten. Bald brachten die Alten die ganze Gesellschaft mit in die Laube, wenn die Familie am Tische saß, und ließen sich die dicken, saftigen Würmer schmecken. Das währte etwa eine Woche und einige Tage. Dann hatten sich die Jungvögel zerstreut, die Alten kamen wohl länger, aber nur ausnahmsweise von einem der Kleinen begleitet.

Jetzt sind sie alle verschwunden, vielleicht weilen sie schon im Süden. Ob sie wohl wiederkommen? Es gibt ja so viele lauschige Plätzchen in der friedlichen Nähe vom Pfarrhaus. Einmal brüteten sie dort auf dem Birnbaum in einem Neste vom Buchfink, der seine erste Brut schon ausgebracht hatte. Schnell flog die innere Ausstattung über Bord, und hurtig holte das Männchen frische Stoffe herbei, Haare, Wolle und Federn. Nach zwei Tagen war die Wohnung im Stande, und in der Woche darauf saß das Weibchen im zierlichen Nest des Finken. Ja es schien ihm der saubere Bau mehr als sonst zu behagen; denn als zum Sonnwendfeste die Jungen dem Neste entflogen und bis zum Anfang des folgenden Monats von den Alten noch zärtlich gepflegt wurden, was sah das Männchen, als es am Nest vorbeiflog? Wieder ein Ei, und am nächsten Tage ein zweites und dann noch ein drittes und viertes — die Sache nahm nochmals den Anfang, ausnahmsweise natürlich.

Nur wenn die erste Brut verunglückt, ist's Sitte beim Fliegenschnäppergeschlechte, nochmals zu brüten. Oft umflattert ein Pärchen klagend das leere Nest, aus dem Katze, Marder, Wiesel die Eier oder die Jungen genommen. Ratten und Mäuse müssen mit zu den Feinden gezählt werden. Raubvögel sind nicht so zu fürchten; denn größere Flüge über Feld oder Wiese vermeiden unsere Schnäpper. Das Schlimmste ist Kälte und langandauernder Regen im Sommer, der die Insektenjagd erschwert. Ganz ermattet fand voriges Jahr der Nachbar ein Junges am Fenster, wo es kraftlos herabgeflattert war, als es nach Fliegen schnappte. Er nahm es mit in die Stube und bot ihm vom Rotkehlchenfutter. Wie schnell sich's erholte! Den ganzen Herbst und Winter vergalt es die Guttat durch fleißiges Fangen der Fliegen, die in der warmen Stube des Bauern summten. Bald hatte das Vöglein die Herzen der ganzen Familie gewonnen; selbst Großvaters Groll hatte es schließlich besänftigt; der war als erfahrener

Imker nicht gut auf Fliegenfänger zu sprechen, wie auf Kohlmeisen im Winter. Er hatte gesehen, daß einzelne seiner Pfleglinge von dem grauen Vögelchen weggeschnappt wurden, als sie mit Pollen beladen schwerfällig zum Stocke zurückflogen, wertvolle Arbeitsbienen; die Drohnen gönnte er ihm. Im Frühjahr ward der kleine Gefangene der Freiheit wiedergegeben, und möglich, daß e r es jetzt war, der mit einem Gatten vereint sich ein Nestchen an dem Holzgerüst baute, das man errichtet hatte, die schadhafte Giebelwand des Hauses auszubessern. Aber da mußten die Balken und Bretter wieder entfernt werden, und noch lagen die Kleinen hilflos im Nest. Ein vogelfreundlicher Maurer nahm das Ganze in seine geräumigen Hände und setzte es behutsam in ein Rüstloch der Hauswand. Dem unfreiwilligen Umzug sahen die Vogeleltern besorgt zu, aber nach wenig Minuten erschienen sie mit Insekten im Schnabel. Alle fünf Junge kamen aus; jetzt weilen sie schon längst im Süden. Aber der Besitzer des Gehöftes will das Loch in der Mauer lassen, wie's ist — wer weiß, ob die Alten sich nicht erinnern oder eins von den Jungen. Und ein Schandfleck ist's nicht, das alte Rüstloch in der schneeweiß getünchten Hauswand, wenigstens nicht im Auge dessen, der weiß, was es erlebt hat.

Zur Systematik: Die Familie der Muscicapidae umfaßt an 750 Arten, die in 90 Gattungen untergebracht sind. In Europa nur die Gattung Fliegenschnäpper mit vier europäischen (auch deutschen) Arten. 1. Gefleckter (Grauer) Fliegenschnäpper, Muscicapa striata (Pall.). Das 15 cm messende Vögelchen brütet in ganz Europa, Nordwestafrika. Wenig verschieden (blasser) sind diese Vögel in Sibirien, Mittelasien bis zum Himalaja: M. str. neummanni Poche. Je eine unterschiedene Form kommt auf Korsika, Sardinien und den Balearen vor. 2. Trauer-Fl., M. atricapilla L.; er ist Brutvogel in Europa, Kleinasien, Persien, Algier und Tunis. Das etwa 14 cm messende Vögelchen (Tafel!) ist im männlichen Geschlecht oberseits schwarz; Stirnband, ein Flügelschild, Unterseite sind weiß. Das Weibchen ist oberseits braun. Der Trauer-Fl. ist Wald- und Parkvogel, wo er in Baumhöhlen brütet, im Mai, Juni 5—7 (bis 9?) einfarbige hellbläuliche Eier. Fliegende Insekten sind seine Hauptnahrung; im Herbst auch Beeren. In Deutschland gehört diese Art zu den selteneren Vögeln. 3. Halsband-Fl., M. collaris Bechst. ist vorigem ähnlich, durch weißes Nackenband (Halsband!), größeren weißen Stirnfleck, zwei Flügelspiegel aber unterschieden. Diese Art ist in Mittel- und Südeuropa Brutvogel (in Deutschland ist sie teils nicht selten in Bayern; sonst tritt sie meist nur sporadisch auf). 4. Zwergfliegenfänger, M. parva Bechst. Das kleine (12—13 cm) Vögelchen könnte von Unkundigen für ein Rotkehlchen gehalten werden: Das Männchen ist oberseits graubraun, seine Kehle rotbraun, der Bauch weiß. Beim Weibchen ist die Kehle nur rotbräunlich überhaucht. Mittel- und Osteuropa, Westsibirien sind das Brutgebiet des Zwerges. In Deutschland, mit Ausnahme des Westens, gelegentlich überall angetroffen. Auch für Ägypten (Kairo) ist es festgestellt. In Ostsibirien bis zum Jenissei (und Ussuri) lebt eine Unterart mit weniger ausgedehntem Rot. Der Zw. ist ein Waldvogel, Höhlenbrüter (gelegentlich auch Freibrüter), dessen Nest im Juni 5—7 gelbliche oder grünliche Eier, die mit mattroströtlichen Punkten dicht bedeckt sind, enthält. Soffel.

Rauchschwalbe und Hausschwalbe / Von Martin Braeß

Ein Freundschaftsbündnis haben die niedlichen Schwalben mit dem Menschen geschlossen, so eng und so innig wie kein anderer Vogel der deutschen Heimat. Sie bewohnen die Häuser und Viehställe, die Wirtschaftsgebäude und Scheunen in Dorf und Stadt, wohl auch einmal eine einsam liegende Hütte, einen Schuppen, einen Brückenbogen, und nur wo alle Niederlassungen fehlen, meilenweit in der Runde kein Haus steht, da nehmen sie mit Vorsprüngen an steiler Felsenwand vorlieb. Sobald aber das erste Haus entsteht, gleich ist die Schwalbe zur Stelle und schlägt ihr Heim bei dem gastfreien Menschen auf. Kein Wunder, daß solche Anhänglichkeit an unsere Wohnung, solch Zutrauen meist Gegenliebe geweckt hat! Selbst rohere Gemüter gewähren den Schwalben oft gastliche Aufnahme. Mit Jubel wird im Lenz die erste Schwalbe begrüßt, mit Teilnahme beobachtet groß und klein den Nestbau und die Aufzucht der Jungen, mit Wehmut sieht man im Herbst die lieben Hausgenossen wieder scheiden.

Vergnügt eilt die Jugend des Dorfes aus der Schule, doppelt vergnügt: denn die Ferien beginnen, und selbst eine niedrige Osterzensur kann die Freude nicht trüben. Plötzlich ruft ein kleiner Bub: „Die Schwalben sind wieder da!" Hoch in die Luft wirft er vor Freude die Mütze, und nun stürmt die Schar hinab zu dem Dorfteich, die Boten des Frühlings willkommen zu heißen. Lehrer und Schule und Zeugnis, wie schnell ist alles vergessen; ein paar Vögelchen über dem Wasser sind jetzt wichtiger als jede Ermahnung.

Hurtig und gewandt schießen Schwalben über die glitzernde Fläche, jetzt hoch aufsteigend, dann wieder blitzschnell sich senkend, daß die Brust fast den Boden oder den Wasserspiegel berührt. Zwei nur sind's, doch nein, ein drittes Schwälbchen beteiligt sich auch an dem lustigen Spiel, und im nächsten Augenblick zählen die Kinder schon vier. „Stallschwalben sind's," so ruft der Junge von vorhin, „die kamen auch voriges Jahr früher zurück als die Mehlschwalben. Gewiß sind's die beiden Pärchen von uns; im Kuhstall sind noch die Brettchen, die der Vater für sie angebracht hat, und auch die Nester stehen noch drauf." „Nein, unsere Schwalben werden es sein!" so ruft ein anderer dazwischen; „denn bei uns brüteten acht Pärchen im Kuhstall, im Pferdestall auch eins, und in der Hausflur kleben jetzt noch zwei Nester." „Das ist noch gar nichts," schreit ein dritter, „an unserm Haus, vorn nach der Straße, ihr habt's ja gesehen, gleich unter dem Dach, da brüteten dreißig Pärchen und mehr; übereinander stehen die Nester, weil sie nicht Platz haben." Jetzt lachten aber die andern: „Da sieht man doch gleich, daß du gar nichts verstehst; das sind ja Mehlschwalben, Hausschwalben, die außen unter dem Dach brüten, oben



R. Paul phot. Rotrückiger Würger. Männchen am Nest. *Glogau, Juni 1907.*
Lanius collurio L.



R. B. Lodge phot. *Spanien, Mai 1908.*
Südlicher Raubwürger.
Lanius excubtior meridionalis Temm.



Fr. Moore phot. *Spanien, Mai 1908.*
Rotkopf-Würger.
Lanius senator senator L.



Karl Soffel phot. — Ascania nova (S.-Rußland), Frühling 1911.

Seidenschwanz.

Bombycilla garrulus garrulus (L.).



R. Paul phot. *Glogau, Juni 1908.*

Gefleckter Fliegenfänger am Nest in einem Weinspalier.
Muscicapa striata striata (Pall.).



R. B. Lodge phot. *England, Mai 1894.*

Gefleckter Fliegenfänger, brütend.
Muscicapa striata striata (Pall.)





O. Grabham phot. *Yorkshire (England), Juni 1909.*

Männchen Weibchen

Trauerfliegenfänger am Nesteingang.
Muscicapa atricapilla atricapilla L.

am Sims. Die haben wir auch jedes Jahr und vielleicht mehr noch denn ihr. Aber die vier, die hier über dem Teich fliegen, die wohnen im Stall: Rauchschwalben sind's." Und nun belehrt einer den andern, woran man die beiden Schwalbenarten erkennt. Bei der Rauchschwalbe ist der Schwanz viel länger und so tief ausgeschnitten, daß er einer zweizinkigen Gabel gleicht; Kehle und Stirn sind schön rotbraun gefärbt. Die Haus- oder Mehlschwalbe aber hat breitere Federn am Schwanz, nicht solch lange Spieße wie jene, auch fehlt ihr das Rot; oben glänzendes Schwarz, unten und auf dem Bürzel schneeiges Weiß, das sind ihre einzigen Farben. Und einer der größeren Knaben fügt ganz richtig hinzu: „Die Füßchen sind auch anders bei beiden; die Mehlschwalbe hat sie weiß befiedert bis vor an die Krallen, die Rauch- oder Stallschwalbe aber ist barfuß. Wenn sie sich am Nest anklammern, sieht man's ganz deutlich." Ein geweckter Junge vom Lande weiß eben manches, was ein Stadtkind nicht kennt; auch die hellen Flecken hat der Knabe bemerkt, die am ausgebreiteten Schwanze der Rauchschwalbe gleich einer unterbrochenen Binde erscheinen und die der kleineren Base vollständig fehlen.

Nun aber nach Haus, dem Vater, der Mutter, dem Knecht und den Mägden das frohe Ereignis zu melden. Und dann schnell das kleine obere Fenster am Kuhstall geöffnet, wo die Vögel so geschickt ein- und ausflogen, ohne mit den langen, sichelförmigen Flügeln die Wand zu berühren. Wenn später tagsüber die Stalltür offen steht, nehmen sie ihren Weg meist durch diese.

Doch gemach, so weit ist's noch nicht, und ehe die Hausgenossen die alte Wohnstätte aufsuchen, da vergehen noch Wochen. Meist kehrt als erstes nur ein einzelnes Schwälbchen von der Reise zurück; unstet fliegt es umher, denn die Nahrung ist spärlich. Kalt weht der Wind, Regen- und Schneeschauer treibt er über die Felder; er erfaßt auch das Vöglein und führt es von dannen — wohin? niemand weiß es; vielleicht sieht's die Heimat nie wieder. Nach einigen Tagen kommt dann ein Pärchen oder auch zwei. Hoch aus den Lüften schießen sie nach dem Teich oder Fluß hernieder, tauchen die Brust in das Naß, schütteln die Tropfen ab, jagen nach fliegender Beute, bald hoch oben am Himmel, bald niedrig über dem Wasser, flattern zwischen den Häusern oder an Mauern dahin und schnappen nach Spinnen, streichen ganz dicht über die Saat und erwischen im Fluge manches Insekt, folgen dem Pflug auf das Feld und umkreisen die Ochsen; denn wo Vieh ist, da gibt's auch immer einen Bissen für den hungernden Magen.

Auch ein paar Hausschwalben sind angekommen; sie teilen Freud und Leid mit ihren Verwandten, jagen gemeinsam mit ihnen über Viehtrift und Anger, über Felder und Teiche, ruhen gemeinschaftlich am Dachfirst aus oder am Zaun und abends im Röhricht; aber sonst kümmern sie sich nicht viel um ihre Genossen. Endlich bricht die Sonne durchs trübe Gewölk; ihr Strahl lockt tausend Lebewesen aus den Verstecken hervor. Fliegen summen umher, Bremsen und Schnaken werden lebendig, Millionen von Mücken tanzen im goldigen Licht. Da hat alle Not gleich ein Ende. Als ob sie's wüßten, daß es gut steht in der Heimat, kommen sie angesegelt, Rauchschwalben und Haus-

schwalben in großer Gesellschaft. Sie beleben das Dorf, den Anger, den Teich; gegen Abend sitzen sie am Firſt des Daches, am Hausſims, auf den Telegraphendrähten, in langer Reihe geordnet. Wie der Bauer am Feierabend mit den Nachbarn gern plaudert, die sich auf langer Bank neben dem Torweg, müd von der Arbeit des Tages, niedergelassen haben, so pflegen auch droben am Dach die gefiederten Hausgenossen freundschaftlicher Zwiesprach.

Drolliges Schwalbengezwitscher, ein wirkliches Plaudern in längeren oder kürzeren Sätzen, fast ohne Lücke aneinandergereiht, nur durch einen langgezogenen Schnurrlaut getrennt, jeder hört es so gern. Die Kinder im Dorf ahmen es nach, wenn sie halbsingend sprechen:

„Ich wollte meinen Kittel flicken und hatte keinen Zwerrrn,
hatte nur ein kurzes Endchen, das mußte ich lang zerrrn."

Freilich nur den Klang des Gezwitschers soll das lustige Verschen wiedergeben, nicht den wirklichen Inhalt des Gespräches. Denn gerade jetzt im Frühjahr ist das Kleid der Schwälbchen schmuck und tadellos, frisch in den Farben und die Oberseite von schönem, tiefblauem Metallglanz. Sie haben im warmen Winterquartier gemausert und beehren uns nur bei ihrer Ankunft im nagelneuen Anzug. Wer vogelstimmenkundig wäre wie Salomo, der würde ganz anderes heraushören. Ob es wohl an der Zeit sei, die alte Niststätte aufzusuchen, beratschlagen sie, oder ob sie den Platz wechseln sollen; was zu tun sei, wenn nicht mehr alles in Ordnung ist, und ob es geraten, schon morgen früh dem Stall einen Besuch abzustatten, in der Stille, wenn alles noch schläft. Auch die jungen, noch nicht einjährigen Vögel, die frischbackenen Eheleute — — denn gepaart sind schon alle — die noch nichts wissen von Nestbau und Kindererziehung, zwitschern munter mit und schlagen die langen Flügel im Takte auf und nieder.

Richtig, am nächsten Morgen ist's im Kuhstall lebendig, lange ehe die Magd in der Tür erscheint. Als sie öffnet, da schießt ihr gleich über den Kopf ein Schwälbchen aus dem dunkeln Stall heraus in den sonnigen Hof; zwei andere Rauchschwalben umkreisen den Raum; eine vierte sitzt auf dem Sims und läßt sich in ihrem Morgenliedchen nicht stören. Ganz vertraut sind die Vögel. Das eine der beiden Pärchen findet sein Nest unversehrt wieder, genau wie es den Platz im vorigen Sommer verlassen hat; nur eine Spinne hat es mit ihrem Netz überzogen, und die Federn im Innern, die Haare und Hälmchen sind verschmutzt und verstaubt.

Das andere Pärchen ist weniger glücklich daran; es sucht immer von neuem das Brettchen, auf der zwei oder drei Jahre hindurch die Wiege der Jungen stand. Umsonst, der Knecht stieß vor kurzem alles herunter, als er mit der Leiter hantierte, um oben das Fenster zu öffnen. Ein paar Tage verstreichen, dann macht sich das Pärchen flugs an die Arbeit. Auch ohne Brettchen wird es schon gehen, hier der Nagel im Balken gewährt genügenden Halt. Auf dem Dorfplatz, wo das Rinnsal dem Teiche zu sickert, gibt es schlammige Erde genug. Klümpchenweise wird sie nach dem Bauplatz getragen,

noch ein Weilchen im breiten Schnabel geknetet, mit Speichel vermischt und dann an den Balken gedrückt; der Grundstein der künftigen Wohnung ist damit gelegt. Andere Klümpchen reihen sich in flachem Bogen daran; dank der rauhen Unterlage haften sie gut, nur selten fällt eins zu Boden. Dann ruht die Arbeit, und mit Gezwitscher, mit fröhlichem Flugspiel vergehen die Stunden. Auf dem Balken unweit der Baustelle schlafen die Vögel während der Nacht, und am folgenden Morgen, wenn das Mauerwerk völlig getrocknet ist, wird eine zweite Lage von Erdklümpchen so darauf gefügt, daß sie die erste Schicht ein wenig überragt. Am dritten Morgen wird in gleicher Weise fortgefahren. Schicht folgt auf Schicht, auch Stroh- und Grashälmchen, Kuh- und Pferdehaare, Schweinsborsten u. dgl. werden mitverklebt, um die Haltbarkeit zu erhöhen. Immer von neuem wird die Innenseite geglättet; nach dem äußeren Anblick fragen die Vögel nicht viel; da steht mancher Klumpen hervor, während sein Nachbar zurücktritt. Nun noch die innere Ausstattung, Federn, Haare und Wolle, dann ist alles vollendet. Das Viertel einer Hohlkugel stellt das Nest dar, oben offen, die Rückwand bildet der Balken. Es scheint etwas vorn überzuhängen, da der obere Rand nach hinten ein wenig höher gebaut ist als in der Mitte.

Wie die Kinder alles genau beobachten, was in und am Nestchen geschieht! Jetzt sitzt die Alte den größten Teil des Tages auf dem Gelege; nur das Köpfchen mit der rostroten Stirn schaut über den Rand ein klein wenig hervor. Das Männchen kommt oft herbei und singt sein schnurriges Liedchen; auch bringt es dem Weibchen ab und zu eine Fliege oder sonst etwas Gutes von draußen herein oder fängt eine Bremse im Stall und reicht sie ihm. Aber sich auch am Brutgeschäft zu beteiligen, das fällt dem Männchen nicht ein; wenn die Gattin die Eier verläßt, um den Hunger zu stillen, flugs ist es an ihrer Seite, und gemeinsam segeln sie durch die Lüfte, unbekümmert um die Eier im Neste. Nach zwei Wochen etwa durchbrechen die kleinen Schnäbel die Eischalen. Es richtet sich sehr nach dem Wetter; denn herrscht Nässe und Kälte, so wird das Brutgeschäft öfters und auf längere Zeit unterbrochen, da das Insektenvolk sich verkriecht und die Jagd nicht viel einbringt; bei sonniger Witterung aber verkürzt sich die Brütezeit bis auf zwölf Tage. Dann gibt es Arbeit für die Eltern genug, die fünf oder sechs Breitschnäbel zu befriedigen.

Mit freudiger Teilnahme sehen es die Kinder vom Bauern; welch geschäftiges Treiben, hin und her, durch die Tür, durchs Fenster! Manchmal begegnen sich Vater und Mutter gerade an der engsten Stelle, geschickt, blitzartig schnell weicht eins dem andern dann aus, ein Zusammenstoß ist nicht zu befürchten. Immer unruhiger wird's in der Kinderstube; sie bietet kaum Platz für die täglich wachsenden Jungen; eins drängt das andere, jedes sucht seinen Nachbar unterzukriechen, und jedes Köpfchen will das vorderste sein — es wird Zeit, den engen Raum zu verlassen. Vierzehn Tage mögen die Schwälbchen zählen, da herrscht große Aufregung bei den Eltern: zwei der Kleinen sitzen schon neben dem Nest, das dritte am Rand, und die andern strecken die Glieder, sie haben jetzt Raum in der Wiege. Unablässig

tragen die Alten Futter herbei, flattern zwei-, dreimal rings im Stalle umher, ehe sie zur Tür hinausfliegen, setzen sich hier aufs Gebälk oder dort auf den Sims, auf die Kleeraufe, auf die Leiter, die an der Wand lehnt, immer lockend, im Flug wie im Sitzen: „Witt witt, widewitwitt". Bald folgt das kühnste der Jungen dem Rufe der Eltern; erst rutscht es auf dem Bauche ein Stückchen hin und gleich wieder zurück, dann lüftet's die Schwingen; jetzt flattert's über die Erde zu dem andern Balken, wo es sich krampfhaft anklammert und dann mit Mühe sein Körperchen auf den Sitzplatz hinaufschiebt. Zwei andere folgen dem Beispiel des Bruders und setzen sich neben ihn; dann werden sie kühner und kühner; ja gegen Abend sind sie schon so weit, den ersten Rundflug zu unternehmen. Nur zwei haben sich heute noch nicht entschlossen, das Nest zu verlassen; sie wagen es morgen, während die andern Geschwister unter Führung der Eltern bereits aus dem Stall flüchten und sich im Hof auf das Dach des Schuppens schwingen, wo sie nun in Reihe und Glied die Ankunft der fütternden Eltern erwarten.

Auch am Wohnhaus unter dem Dachsims herrscht schon seit Wochen fröhliches Leben. Eng beieinander kleben hier wohl zwanzig oder noch mehr Nester der Hausschwalbe, nur ab und zu eine Lücke lassend; selbst unter dem Kasten, der zum Nisten der Tauben bestimmt ist, reiht sich eins an das andere. Jetzt ist das Brutgeschäft bei den meisten beendigt, nicht aber die Arbeit. Immer geht's hin und her, die hundert Jungen zu füttern; in jedem Nest lagen ja vier bis sechs schneeweiße Eier, und jetzt heben sich ebenso viele Köpfchen den Alten entgegen. Wie vor dem Bienenhaus, ein ununterbrochenes Kommen und Gehen! Schon im Mai, als sie bauten, da war reger Verkehr hier. Unzählige Male flogen die Vögel nach den Plätzen, die ihnen schlammige Erde boten; mit erbsengroßen Paketchen kehrten sie wieder zurück und preßten jeden Baustein an seine richtige Stelle. Auch die das alte Nest von neuem benutzen wollten, hatten viel zu tun, es vom Unrat zu säubern und seine Wände auszuflicken; denn die Sperlinge hatten hier den Winter über arg gehaust, hatten das Eingangsloch erweitert, eine Unmenge Halme und Federn hineingeschleppt und alles verschmutzt.

Die frechen Spatzen bildeten überhaupt eine lästige Plage, besonders für die einzeln brütenden Schwalben; denn nicht alle gehörten zur Kolonie. Ein Nest stand abseits in einem Mauerloch, ein zweites klebte unter der Wölbung des Hoftors, ein drittes auf einem Balkenkopf. In den meisten von diesen Wohnungen hausten jetzt Spatzen; frech war das Männchen ins Nest geschlüpft, als die Eigentümer abwesend waren, und schaute nun schimpfend aus dem Loch heraus. Es wich nicht, so sehr die Schwalben auch schrien und flatterten und nach dem Eindringling schnappten. Was half's! nach ein paar Tagen mußten die Schwalben abziehen; sie bauten sich eine andere Wohnung und waren jetzt gewitzigt genug, das Eingangsloch so zu verengen, daß nur eben ein schlanker Schwalbenkörper sich durchzwängen konnte, nicht aber der Hausspatz mit seinem Dickkopf.

Viel Zeit geht mit solchen Kämpfen verloren, und so schnell wie die rotkehlige Base im Stall ist die Hausschwalbe gewöhnlich mit dem Bau ihrer

Wohnung nicht fertig. Diese ist größer und weist mehr Mauerwerk auf; der ganze Raum ist umwölbt. Oben führt die Türe ins Haus, kreisrund oder oval, wie's den Erbauern gerade gefällt. Drinnen bedecken ein paar Federn den Boden; dann liegen vier bis sechs Eier im Nest, nach zwölf oder dreizehn Tagen Junge, die nach Nahrung verlangen, Reinlichkeitssorgen, erster Ausflug der Kleinen, wenn sie zwei Wochen alt sind: alles wie bei den Rauchschwalben — doch viel mehr Leben, mehr Streitigkeiten, mehr Unruhe. Das bringt die Menge mit sich, die beieinander haust.

Besonders an den langen, warmen Abenden Mitte oder Ende Juni herrscht das regste Leben in der Kolonie. Die Jungen der ersten Brut sind bereits ziemlich selbständig geworden; doch erscheinen sie noch immer jeden Abend in der Nähe des Nestes, sitzen am First des Hauses, am Giebel, auf der Dachrinne und plaudern ohne Unterlaß, bis die Sonne sich rotgolden im Nordwesten zum Horizont senkt. Dann kriechen sie mit den Alten ins Nest hinein, eins nach dem andern; denn der Eingang ist eng. Das ist ein Drängen und Stoßen in dem dunkeln Raum, ehe jedes sein Plätzchen gefunden hat. Selbst wenn Mutter Schwalbe bereits wieder ein paar Eier gelegt und schon angefangen hat, von neuem zu brüten, wird doch noch immer das Nest von der ganzen Familie zur nächtlichen Ruhe aufgesucht. Ein Wunder ist's, daß die zartschaligen Dinger nicht zerbrechen, ein Wunder, daß das Mauerwerk nicht auseinandergetrieben wird; denn zur Ruhe kommen die Schwalben nicht gleich. Der Nachtwächter hat schon längst gemeldet, daß es Schlafenszeit sei, aber die Schwalben kümmert das nicht, sie schwatzen immer wieder von neuem, drängen und balgen sich bis tief in die Nacht, und gewiß haben manche von ihnen kaum ein Auge zugetan, wenn das Hausrotschwänzchen den dämmernden Morgen meldet. Noch ein Weilchen träumen sie still im Neste, dann schlüpft der Vater zum Loch hinaus, setzt sich auf den Sims und leiert sein Liedchen. Dem Gesang der Rauchschwalbe gleicht es, dasselbe gemütliche Plaudern, aber nicht ganz so kräftig; auch fehlen die eigenartigen Schnurrer. Nun kommen auch die Jungen zum Vorschein, machen Toilette und zwitschern dazu, werfen sich dann in die Luft und schießen hinab nach dem Teich, wo noch immer die Rohrsänger mit den Fröschen um die Wette singen, obgleich die Sonne schon ihren ersten Strahl über die glitzernde Fläche sendet.

Jetzt herrscht Ruhe am Nistplatz. Ungestört brütet Frau Schwalbe; nur bisweilen erscheint das Männchen, schlüpft mit einem Bissen ins Nest und singt dann in der Nähe sein Liedchen. In einigen Tagen erst erwarten sie den neuen Zuwachs ihrer Familie; dann hat das Nest nicht mehr Platz, all die Kinder die Nacht zu beherbergen, und die Alten treiben die Jungen zurück, wenn sie am Abend Einlaß begehren. Ein paarmal übernachten sie wohl in der Nähe, unter der Dachrinne, auf einem Balkenkopf, in einem Mauerloch, finden bisweilen auch gastliche Aufnahme bei einem der Nachbarn, aber ohne Nest ist kein Leben für Hausschwalben, und an einem der nächsten Tage sammeln sie sich, um noch den Abend gemeinsam der Heimat den Rücken zu wenden.

Herbst ist es geworden. Das Brutgeschäft haben nun alle glücklich beendet. Wie anders im vorigen Jahre! Da sah es traurig aus; so viele der zweiten

Brut mußten verhungern; besonders in den Wohnungen der Hausschwalbe gab es überall Tote. Aber auch den Rauchschwalben ging es schlimm; sie fanden wenig Nahrung bei dem übeln, naßkalten Wetter. Traurig saßen sie stundenlang auf dem Staketzaun, schüttelten von Zeit zu Zeit das nasse Gefieder, versuchten dann wieder, dicht über dem Gras fliegend, ein Insekt von den Spitzen zu nehmen — aber zu wenig war's, und manches Schwälbchen ging elend zugrunde.

Heute ist ein sonniger Herbsttag, kein Wölkchen trübt das glänzende Blau des Himmels. Unter den Hausschwalben herrscht reges Leben; große Mengen, nach Hunderten zählend, sitzen auf den Dächern des Bauerngutes, oben am First, auf jedem Sims, auf dem dürren Ast des Birnbaums, und immer noch fliegen neue hinzu; sie werden mit Gezwitscher empfangen, ja einige eilen den Ankommenden ein Stückchen entgegen. Jetzt erhebt sich wie auf ein gegebenes Zeichen die ganze Gesellschaft, umkreist das Dorf und läßt sich dann auf den Gebäuden des Nachbargehöftes nieder, ein Schwälbchen neben dem andern. Der First des Daches ist kaum lang genug, die ganze Reihe aufzunehmen, und noch immer müssen die einzelnen zurücken, um den Nachzüglern ein Plätzchen zu lassen. Jetzt geht es drei-, viermal um den Kirchturm herum, jetzt um die hohen Linden am Friedhof — tadellos gelingt jede Übung. Dann zerstreut sich die Schar; aber gegen Abend finden sich alle nochmals zusammen. Ein letzter Rundflug ums Dorf, und dann geht es fort, dem Süden zu. Die zwitschernden Stimmen verhallen. Am lichten Himmel noch eine flache, dunkle Wolke; kleiner und kleiner wird sie mit jeder Sekunde. Ins Unendliche wächst die Entfernung; ein letzter Punkt noch, jetzt ist auch dieser verschwunden — Glück auf zur Reise!

Auch die Rauchschwalben sammeln sich jeden Abend, die Abreise zu besprechen. Dicht gedrängt sitzen sie auf Dächern und Telegraphendrähten, auf Erdhaufen, selbst auf Wegen, wo man sie sonst selten bemerkte. Nur ungern lassen sie sich aufjagen, und bloß ein kurzes Stück fliegen sie fort, um sogleich wieder ihren alten Platz einzunehmen und die unterbrochene Zwiesprache fortzusetzen. Abends tragen sie ihre leichten Schwingen nach einem nahen Teich oder Sumpf, wo sie sich im hohen Schilf, auf den Rohrstengeln und auf den überhängenden Zweigen des Erlengebüsches niederlassen. Aber heute wollen sie hier nicht übernachten, wie so häufig in den letzten Wochen; auch ihnen hat die Abschiedsstunde geschlagen. Im Nu erhebt sich die Schar, und fort geht's. Nur noch ein paar sind im Dorf zurückgeblieben, vielleicht wegen verspäteter Brut. Vereinsamt jagen sie durch die Straßen, über den Dorfplatz oder stürmen am Teich um die hohen Pappeln. Bald aber sind auch sie, die letzten, verschwunden.

Dem greisen Hofbesitzer wird's schwer ums Herz — jeder Abschied stimmt traurig. Nur die Buben und Mädchen trösten sich bald: die Schwalben kommen ja wieder; noch ehe der Kuckuck wieder ruft, zwitschern sie von neuem am Dach und segeln in leichtem Flug über dem Wasser.

Zur Systematik: Von 125 Schwalben kommen nur wenige bei uns vor: 1. Unsere Rauchschwalbe (20 cm lang, unbefiederte Zehen, tief aus-

geschnittener Gabelschwanz, rostbraune Kehle), Chelidon rustica (L.), die über Europa, Asien (bis Japan) verbreitet ist, und auch in Nordafrika heimatet. 2. Die Mehlschwalbe (bis 15 cm), befiederte Zehen, wenig ausgeschnittener Schwanz, Kehle weiß), Hirundo urbica (L.), die in eine Anzahl von Formen zerfallend, Europa von Skandinavien bis zum Mittelmeer, Sibirien, die Mongolei, China, Japan, den Himalaya, Nordwestafrika bewohnt.

Hier sei noch erwähnt Chelidon daurica rufula (Temm.), die Alpenschwalbe, deren Scheitel und Rücken blauschwarz; Augenstreif, Hinterhalsbinde, Hinterrücken, Bürzel hell rostrot gefärbt ist, bei weißlichem, dunkelgestricheltem Unterleib; Flügel und Schwanz sind schwarz. Das Vögelchen erreicht 21 cm Länge und bewohnt die Mittelmeerländer bis Abessinien und Mittelasien. Unterarten bis in den Himalaja, Indien und nach Japan. In Europa wird sie in Griechenland, Italien gefunden. Sie baut an Felsen, an der Decke von Höhlen ihre retortenförmigen Nester aus durchgespeichelter Erde.

Soffel.

Die Uferschwalbe / Von Martin Braeß

Draußen vor dem Dorf, eine halbe Stunde weit flußabwärts, tritt eine Lehmwand nahe ans Wasser heran; sie zwingt die Straße, das Ufer zu verlassen, und nur ein Fußsteig zieht sich unter der Wand hin, dem Wanderer den Weg zu kürzen. Aber so schmal ist der Raum, daß bei jedem höheren Wasserstand der Pfad ungangbar wird. Dann gluckst und rieselt das Wasser an dem Fuße der Lehmwand und gräbt Löcher hinein. Es scheint, als habe es der Fluß gerade auf diese Wand abgesehen, die ihm den Lauf vorschreibt, als wolle er sein eigenes Werk zerstören, das er vor Jahrtausenden mühsam aufgebaut hat; denn immer weiter dringt er gegen die Wand vor.

Aber auch hoch über dem Wasserspiegel ist die Lehmwand durchlöchert, fast bis hinauf an den oberen Rand, wo von der Höhe niedriges Buschwerk wohl 30 oder 40 Meter tief auf die glitzernden Wellen hinabschaut. Bald drängen sich die fast kreisrunden Löcher dicht aneinander, bald treten sie spärlicher auf. Die untersten bleiben etwa 3 oder 4 Meter von der Talsohle entfernt; doch gibt's auch ein paar Ausnahmen, die bis zu der Tiefe von 2 Meter über dem Wasser vordringen. Mehr als hundert solcher Löcher zeigt die Lehmwand, und dort hinter dem Vorsprung finden sich noch mehr. Von Sanden und gröberem Kies wird der lehmige Boden in Streifen durchsetzt. Diese Bänder sind von den seltsamen Löchern ziemlich frei; aber gleich neben ihnen, oben und unten in dem weicheren Lehm, häufen sich die Öffnungen, daß die gelbliche Wand siebartig durchlöchert erscheint.

Hier ist das Heim der Uferschwalbe. Freilich, jetzt im Vorfrühling stehen die Wohnungen noch leer. Am Ufer krächzende Krähen und über dem Wasser silberschimmernde Möwen sind hier allein geschäftig.

Das ist dann ein anderes Bild, wenn Ende April oder Anfang Mai die Höhlenbewohner aus dem fernen Süden gekommen sind, ein Bild fröhlichen Lebens! Denn hundert Pärchen und mehr wollen hier brüten, und jedes einzelne Vöglein hat ein gar munteres Wesen. Bald haftet's mit seinen winzigen Füßchen an der steilen Felswand, bald schlüpft es geschäftig in eins der unzähligen Löcher, bald wirft es sich hinaus in die Luft und jagt über den Fluß, oder es schwingt sich auf die höchste Stelle der Wand und zwitschert von dort oben mit kleiner Stimme eine bescheidene Strophe herab. Immer geschäftig, stets in Gesellschaft, wie unsere Hausschwälbchen, und doch auch wieder ganz anders. Die Uferschwalbe ist ein gar zartes Geschöpfchen, die kleinste aus der Verwandtschaft; besonders wenn sie auf dem Boden oder auf einem blattlosen Ästchen sitzt, oder mit trippelndem Schritt auch einmal ein Stückchen zu Fuß geht, erscheint sie überaus zierlich und winzig. Fliegt



M. Steckel phot. *Rossitten, September 1909.*

Nach dem Süden ziehende Rauchschwalben, rastend.
Chelidon rustica rustica (L.).



K. Spengler phot. *Rothehütte, September 1909.*

Ruhende Rauchschwalbe.
Chelidon rustica rustica (L.).



R. Paul phot. *Glogau, Juni 1918.*

Fütternde Mehlschwalbe.
Hirundo urbica urbica (L.).



Sainsbury phot. *Yorkshire 1919.*

Flügge Mehlschwalben beim Nest.
Hirundo urbica urbica (L.).



Stephainsky phot. Uferschwalben an ihren Brutstätten. *Mogwitz, Juli 1910.*
Riparia riparia riparia (L.).



H. Röhrig phot. *Bei Freising (O.-Bayern), August 1908.*
Nisthöhlen der Uferschwalbe in einer Kiesgrube.
Riparia riparia riparia (L.).



Stephainsky phot. *Mogwitz, Juli 1910.*

Erwachsene Uferschwalbe vor ihrem Nestloch.
Riparia riparia riparia (L.).



Stephainsky phot. *Mogwitz, Juli 1910.*

Junge Uferschwalbe, flugmüde an einer Kieswand ruhend.
Riparia riparia riparia (L.).

sie aber, so täuschen die langen, sichelförmigen Flügel eine größere Gestalt vor. Mit den Hausschwalben ist sie gut Freund, oft in ihrer Gesellschaft, wenn sie über dem Wasser die Mücken und Schnaken, die Fliegen und Motten fängt; aber der erste Blick schon genügt, die beiden Arten zu unterscheiden. Der Schwanz der kleineren Uferschwalbe besitzt keinen so tiefen Ausschnitt, und dem Gefieder fehlt das prächtige Stahlblau, das leuchtende Weiß. Düster rauchfahl bis mäusegrau ist die ganze Oberseite, auch der Bürzel, die Unterseite aber mehr oder weniger hell, mit einem verwaschenen grauen Querbande zwischen Kehle und Brust. Dabei ist das Gefieder jetzt bei der Rückkehr noch schöner als später; denn in der Winterherberge haben die Schwalben gemausert, und über dem Grau liegt nun ein matter, seidenartiger Glanz, freilich ein vergänglicher Schmuck, der bei der Erdarbeit und dem Aufenthalt in den Löchern der Lehmwand sehr bald verschwindet; gegen den Sommer hin entbehrt das Gefieder gewiß jedes Reizes.

Im Flug erreicht die Uferschwalbe nicht ganz die Gewandtheit, die reißende Schnelligkeit ihrer Verwandten. Selten nur erhebt sie sich zu größerer Höhe, und wenn sie es auch versteht, schnell nach rechts oder links abzuschwenken, auf- und abwärts zu steigen, plötzlich den Flug zu hemmen, so tragen doch ihre Bewegungen einen sanfteren Charakter, ja sie zeigen nicht selten etwas Unsicheres, wie der Flug der Fledermäuse über dem Wasser oder der Weißlinge im Krautgarten. Aber Tatkraft und Ausdauer besitzt das Vögelchen doch in hohem Grade; das beweist es bei der Herstellung seiner Wohnung. Wie Eisvogel und Bienenfresser gräbt es tief in die Lehmwand den Stollen, in dessen Grund die Kleinen heranwachsen. Aber was für kräftige Vögel sind jene! Was gab dagegen Mutter Natur diesem Vöglein, die harte Arbeit des Bergmanns zu leisten? Wie klein und zart ist das Schnäblein! Gewiß, vorn spitzig, aber kaum länger als ½ Zentimeter — was will man mit solch einem Werkzeug! Und diese Füßchen! die kleinsten Vogelfüßchen der Welt, nackt und winzig, dünnspitze Krallen an den schwächlichen Zehen! Sind das Spaten zum Graben oder Wurfschaufeln? Und trotzdem, der kleine Vogel geht, sobald er zurückkommt, frisch an die Arbeit, wenn keine alte Höhlung ihm passend erscheint. Er darf ja nicht säumen; wie schnell sind drei Monde verstrichen, wie schnell kommt wieder der Abschied!

Die Gatten arbeiten abwechselnd, bisweilen aber sind sie auch gemeinsam in eifriger Tätigkeit, indem der eine Vogel das Erdreich, das der andere im Innern mit Schnabel und Füßchen abgekratzt hat, an den Ausgang der Röhre befördert. In zwei bis drei Tagen ist die Arbeit getan, und mag der lehmige Boden auch weich sein, in so kurzer Zeit eine Röhre von einem Meter Länge und einer lichten Weite von 6 oder 7 Zentimeter zu graben, ist bei dem wenig geeigneten Werkzeug gewiß keine Kleinigkeit. Nicht selten wird der halbvollendete Bau, der so aussichtsvoll schien, unterbrochen. Man sieht es ja nicht immer der Außenwand an, daß weiter innen grobkörnige Sande und Kiese lagern, die dem schwachen Vogelschnabel Widerstand leisten. Mitunter mögen auch in der Nähe des oberen Randes der Lehmwand verfilzte Wurzeln von Strauchwerk, von Stauden und Gräsern ein weiteres Vordringen unmöglich machen.

Häufig freilich bleibt ihnen alle Mühe erspart. Die meisten Löcher, die in vergangenen Jahren dem Brutgeschäft dienten, sind ja noch in guter Verfassung und können von neuem benutzt werden, wenn sich nicht etwa Ungeziefer eingenistet hat, was sehr häufig vorkommt. Mitunter ist auch eine von der Wasserratte verlassene Röhre willkommen oder ein Loch in der Mauer, durch die man die Lehmwand an einer Stelle gestützt hat. Es gibt Gänge, die führen nicht tiefer als 60 Zentimeter, daneben aber auch solche von 1, 1½, ja selbst 2 Meter Länge. Sie steigen nach innen etwas empor, daß der Regen nicht eindringen kann, und erweitern sich am Ende zu einem backofenförmigen Brutraum. Dieser wird mit Stroh- und Grashalmen, zarten Würzelchen, wohl auch mit Federn und Haaren ausgelegt, daß die Eier und später die Jungen mit dem kältenden Lehmboden nicht in Berührung kommen. Gegen Ende Mai ist das Gelege vollzählig. Bald sind es vier, bald fünf oder sechs, mitunter auch sieben Eier; jüngere Vögel begnügen sich stets mit einer geringeren Zahl. Reinweiß sind die Eier, wie es sich für echte Höhlenbewohner schickt, deren Gelege keiner Schutzfarbe bedarf.

Das Weibchen brütet allein, doch wird es in dieser Zeit von seinem Gemahl mit den besten Leckerbissen gefüttert. Nur wenn sich die Sonne tagelang hinter grauen Wolken versteckt, wenn ohne Unterlaß der Landregen gegen die Lehmwand schlägt und der Wind den Spiegel des Flusses zu Wellen kräuselt, kommt auch das Weibchen hervor; denn bei solch trübseligem Wetter kann nicht e i n Vogel für zwei hungrige Mägen zugleich sorgen. In der Kolonie herrscht jetzt schwere Zeit. Glücklich jedes Pärchen, dessen Junge noch ungeboren in den Eiern schlummern; denn wo auch für sie Futter geschafft werden muß, steht es schlimm; aus Nahrungsmangel geht manche hoffnungsfreudige Brut ein. Einen traurigen Anblick gewähren die Uferschwalben in solch trübseligen Tagen. Das fröhliche Zwitschern ist fast völlig verstummt; hier und dort flattert ein Vöglein an der tropfenden Wand, ein Insekt, eine Spinne mit dem Schnabel zu fassen, oder es sitzt im Eingang der Röhre und zupft und glättet an dem durchnäßten Gefieder. Die meisten aber sind draußen über dem Fluß und sausen in hastigem Flug ganz niedrig dahin. Wenn die Sonne, die alles belebende Sonne nicht bald die Wolken durchbricht, ist selbst das Leben der Alten gefährdet. Mit welcher Freude wird da von den Schwälbchen der erste freundliche Sonnenblick wieder begrüßt! Nun hat's keine Not mehr; über dem Wasser wimmelt's schnell wieder von Schnaken und Mücken. Das Federkleidchen trocknet gar bald; man setzt sich ein Weilchen auf ein Ästchen und läßt sich von der Sonne durchwärmen. Noch schnell ein zwitscherndes Lied, und nun, Weibchen, hurtig hinein in den finsteren Stollen, die abgekühlten Eier wieder zu wärmen!

Nach zwölf bis vierzehn Tagen piept es ganz leise in den winzigen Eiern, und gleich darauf sprengen die Jungen ihr enges Gefängnis. Sie werden nun von Vater und Mutter gefüttert. Das sind jetzt lebhafte Tage und Wochen! Ein geschäftiges Kommen und Gehen, ein unaufhörliches Flattern; jetzt schlüpft eins hier aus der Röhre, jetzt kommt der Nachbar aus seinem Hause heraus, und gleich ist sein Weibchen drinnen bei den leise piependen Kindern.

Anfang Juli zeigen sich im Röhreneingang die ersten Jungvögel. Verdutzte Gesichter! Zum erstenmal scheint ihnen die Sonne; in der Tiefe glitzert der Fluß; zum erstenmal sehen sie die Alten, wie sie die Schwingen breiten, sicher über dem Wasser dahinsegeln und ganz dicht an der Lehmwand vorbeisausen. Nun sollen sie es ihnen gleichtun. Ob sie es wagen? Die Alten reden ihnen zu und zeigen den Kindern immer von neuem das Kunststück. Sie krallen sich, das Schwänzchen als Stütze gebrauchend, an der senkrechten Wand an und werfen sich dann in die Luft, flattern ganz langsam an den zaghaften Kleinen vorüber und streifen wohl auch eins mit den Flügeln herab. Das flattert dann ängstlich nach einem Vorsprung der Wand, wo es sich krampfhaft anklammert, oder es sinkt, halb fallend, halb fliegend, tiefer und tiefer, und die lockenden Alten, die es von unten mit ihren langen Schwingen zu stützen versuchen, haben alle Mühe, den kleinen Tolpatsch nach einem Strauch zu retten, unter dessen Zweigen der Fluß rauscht. Eine Belohnung in Form einer Eintagsfliege hilft schnell über die Aufregung weg.

Natürlich ereignet sich bei der Menge der Schwalbenkinder, die zu einer Kolonie gehören, auch manches Unglück: eins stürzt ins Wasser, ein anderes flattert sich zu Tod drunten im Dornbusch, der es nicht losläßt, ein drittes und viertes fällt dem Lerchenfalken zum Opfer, dem schlimmsten Feind auch der erwachsenen Uferschwalben, die nach ihren Löchern stürzen, sobald sich solch ungebetener Gast zeigt; denn so verwegen sind sie nicht wie andere Schwalben, die den Räuber tollkühn umflattern und ihn vertreiben. Dazu kommen noch Naturereignisse, die manchmal einer großen Menge halbflügger Jungen das Leben kosten und viele Gelege zerstören. Zwar das Wasser erreicht auch nach starken Gewittergüssen nur selten die untersten Bruthöhlen, daß die Stollen wie im Bergwerk ersaufen; aber es wäscht und nagt am Fuße der Wand, und wenn schließlich der Untergrund nachgibt, stürzt von oben der überhängende Teil ein, alles zerschmetternd, was im Innern Schutz und Sicherheit suchte. Im nächsten Jahre wird solche Stelle von den Schwalben gemieden, ja wenn das Unglück verschiedene Teile der Kolonie heimsuchte, ist die Ansiedlung mit einem Schlage auf lange Jahre vernichtet, bis sich später wieder einige sorglose Pärchen einfinden und von neuem den Grund zu einer Niederlassung legen.

Im August schon ziehen die Uferschwalben gen Süden; denn gegen rauhe Witterung und kältere Nächte, die bisweilen schon die ersten Tage im September bringen, sind sie empfindlich. Man wartet eben nur so lange, bis die Jungvögel die nötige Ausdauer und Gewandtheit im Gebrauch ihrer Schwingen besitzen; denn bis nach Ägypten oder gar nach Südostafrika zu fliegen, ist selbst für eine Schwalbe keine Kleinigkeit. Wie ihre Verwandten, sammeln sich auch die Uferschwalben vor der Abreise gern im Röhricht an Flüssen und Teichen, und wie auf ein Zeichen erheben sich dann alle zum Flug nach dem Süden. Ausnahmsweise verweilen einzelne Pärchen wohl auch länger am Nistplatz; sie schließen sich dann den Hausschwalben an, die erst später abreisen.

Die Ansprüche, welche die Uferschwalbe an ihre Brutplätze stellt, bringen

es mit sich, daß der kleine Vogel nicht überall in Deutschland bekannt ist. Dafür aber hat er eine so weite Verbreitung auf der Erde wie wenig andere Mitglieder der gefiederten Welt; unter den Schwalben wenigstens ist die Uferschwalbe diejenige, die am meisten den Namen „Weltbürger" verdient. In Europa fehlt sie nur den nördlichen Ländern etwa vom 60. Breitengrad an; die entsprechenden Teile Asiens bewohnt sie ebenfalls, zum Teil sogar in ungeheuren Scharen. Ebenso fehlt sie als Brutvogel auch südlichen Ländern nicht, wie Turkestan, Palästina u. a. Nur das eigentliche Indien scheint ihr nicht mehr zu behagen; dort trifft man sie nur im Winter an. Im nördlichen Afrika dagegen brütet sie zahlreich. Auch in der Neuen Welt ist die Uferschwalbe zu Hause; ja sie dringt dort mindestens ebensoweit nach Norden vor wie in Europa. So hat man Tausende von Pärchen im Mündungsgebiet des Mackenzie-stroms unter 60° n. Br. gefunden. In Texas, Mexiko, Florida, Westindien aber kennt man die Uferschwalbe nur als Zugvogel; als solcher bereist sie sogar einen großen Teil Südamerikas. So fehlt das Allerweltsvöglein nur Australien und Neuseeland, der Inselwelt des Stillen Ozeans, der südlichen Hälfte Südamerikas und Madagaskar.

Zur Systematik: Außer der Uferschwalbe, Riparia riparia (L.) — sie erreicht eine Länge von 12,5 cm — kommt noch eine zweite Art der Gattung: die Felsenschwalbe, R. rupestris (Scop.) in unserm Erdteil vor. Oberseite, Bauch des 14 cm messenden Vögelchens sind graubraun, Kehle und Brust sind weiß, die Schwanzfedern ziert ein weißer Fleck auf der Innenfahne. Südeuropa, Nordafrika, Südwestasien bis China sind sein Brutgebiet. In Deutschland ist die Felsenschwalbe als Brutvogel im Allgäu (Oberaudorf) festgestellt worden; häufiger ist sie schon in der Schweiz und in Tirol. Ihr Nest — es gleicht dem der Rauchschwalbe — baut die Felsenschwalbe womöglich unter überhängenden Felsen. Als echter Gebirgsvogel wird sie noch in Höhen von 2000 m, in Asien noch in solchen von 4000 m gefunden. Soffel.